



AUS WISSENSCHAFT UND ANTIQUARIAT

1500 copies
Z
285
F6
LIBRARY
SCIENCE

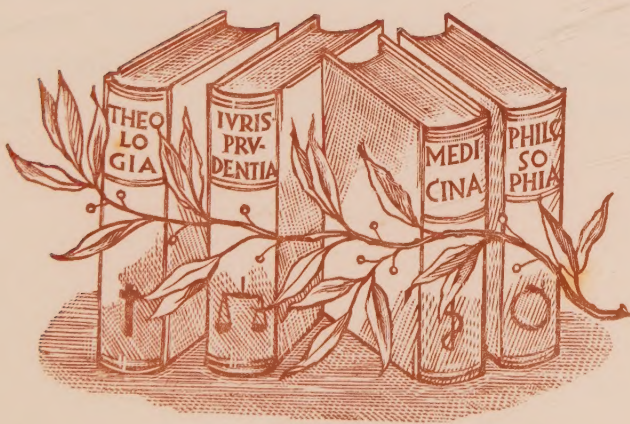
AUS WISSENSCHAFT UND ANTIQUARIAT

*

FESTSCHRIFT

ZUM 50JÄHRIGEN BESTEHEN DER
BUCHHANDLUNG GUSTAV FOCK

G M B H



LEIPZIG 1929

WAS DEM BERUF DES ANTIQUARS WERT UND WÜRDE LEIHT, IST DIE GEWISSHEIT, DER WISSENSCHAFT NACH SEINEN KRÄFTEN ZU DIENEN. DEM FÜNFZIGJÄHRIGEN DASEIN DER BUCHHANDLUNG GUSTAV FOCK GAB DIESES BEWUSSTSEIN ZIEL UND RICHTUNG, UND SO WILL AUCH DIESES BUCH BEITRÄGE ZU DEM THEMA »WISSENSCHAFT UND ANTIQUARIAT« BIETEN IN DER ÜBERZEUGUNG, DASS MARKSTEINE MENSCHLICHEN WIE BERUFLICHEN LEBENS ZUR SELBSTBESINNUNG ÜBER DIE AUFGABEN UND IHREN ZUSAMMENKLANG MIT ZEIT UND WELT AUFFORDERN.

EINE ANZAHL VEREHRTER, ZUM GROSSEN TEIL UNS BEFREUNDETEN GELEHRTER HAT UNSERER BITTE ENTSPROCHEN, BEZIEHUNGEN IHRER ARBEITSKREISE ZUM ANTIQUARIAT, ZU BUCH UND SCHRIFTTUM ZU SCHILDERN. DASS JEDER DER MITWIRKENDEN DIES AUF SEINE ART UNTERNAHM, OHNE SICH AN IRGEND EIN SCHEMA ZU BINDEN, WIRD DER FARBIGKEIT DES GESAMTEINDRUCKS FÖRDERLICH SEIN.

WIR BIETEN DEN FREUNDEN UNSERES HAUSES DIESES BUCH ALS EIN ZEICHEN DER DANKBARKEIT, ZUGLEICH ALS SYMBOL DES WOLLENS, DAS UNS AUCH FERNER LEITEN SOLL.



Digitized by the Internet Archive
in 2025

MITARBEITER

MAX BUCHNER

Dr. phil., Dr.-Ing. E. h., Geschäftsführer der „Ring“-Gesellschaft chemischer Unternehmungen m. b. H.
Berlin-Seelze in Hannover

✱

OTTO ERICH EBERT

Dr. jur., Oberbibliothekar und stellvertretender Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig

✱

S. MARTIN FRAENKEL

Antiquar und Verlagsbuchhändler, beeidigter Sachverständiger beim Kammergericht und den
Landgerichten, Vorsitzender des Vereins der Berliner Buch- und Kunstantiquare in Berlin

✱

OTTO GLAUNING

Dr. phil., Direktor der Universitätsbibliothek, Professor für Bibliothekswissenschaft an der
Universität in Leipzig

✱

PAUL GROSSMANN

Professor, Mitleiter des Amerika-Instituts in Berlin

✱

FRITZ HABER

Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr.-Ing. E. h., Dr. der technischen Wissenschaften und Dr. der Landwirtschaft E. h., Geheimer Regierungsrat, Professor für physikalische Chemie an der Universität, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin

✱

KONRAD HAEBLER

Dr. phil., Geheimer Regierungsrat, Professor, Direktor der Handschriftenabteilung der Preußischen
Staatsbibliothek zu Berlin i. R., in Dresden

WILLY HELLPACH

M. d. R., Dr. med. et phil., Badischer Unterrichtsminister und Badischer Staatspräsident a. D.,
Professor für Psychologie an der Universität in Heidelberg

✱

WILHELM JUNK

Dr. phil. h. e. et Dr. rer. nat. h. c., Buchhändler und Antiquar in Berlin

✱

OTTO LERCHE

Dr. phil., Bibliotheksdirektor i. R. in Leipzig

✱

JOHANNES R. LOEWE

Buchhändler und Antiquar, Mitinhaber der Firma R. Friedländer & Sohn in Berlin, Vorsitzender
des Vereins der deutschen Antiquariats- und Exportbuchhändler zu Leipzig, in Berlin

✱

GERHARD MENZ

Dr. phil., Beirat des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, Professor für Betriebs-
wirtschaftslehre des Buchhandels an der Handelshochschule in Leipzig

✱

WILHELM OSTWALD

Dr. chem., Dr. med. h. c., Dr.-Ing. E. h., Docteur ès Sciences, Doctor of Law h. c., Geheimer Hofrat,
Professor emer. für physikalische Chemie an der Universität zu Leipzig, in Großbothen

✱

HANS PAALZOW

Dr. jur., Geheimer Regierungsrat, Professor, Direktor an der Preussischen Staatsbibliothek zu
Berlin i. R., in Berlin

✱

GUSTAV RADBRUCH

Dr. jur., Reichsminister der Justiz a. D., Professor der Rechte an der Universität in Heidelberg

✱

FRIEDRICH SCHULZE

Dr. phil., Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig

HUGO STEINER-PRAG

Professor an der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, Vorsitzender des Vereins „Deutsche Buchkünstler“ in Leipzig

✱

ERNST STEINMANN

Dr. phil., Professor, Direktor der Biblioteca Hertziana in Rom

✱

KARL SUDHOFF

Dr. med., Dr. phil. h. c., Dr. med. vet. h. c., Geheimer Medizinalrat, Professor emer. für Geschichte der Medizin an der Universität in Leipzig

✱

FRIEDRICH M. TRAUTZ

Major a. D., Dr. phil., deutscher Leiter des Japan-Instituts in Berlin

✱

PAUL TROMMSDORFF

Dr. phil., Oberbibliothekar, Bibliotheksrat, Vorstand der Bibliothek der Technischen Hochschule in Hannover

✱

HANS VAIHINGER

Dr. phil., Dr. med. h. c., Dr. jur. h. c., Dr. rer. techn. h. c., Geheimer Regierungsrat, Professor emer. für Philosophie an der Universität in Halle/Saale

✱

GEORG WITKOWSKI

Dr. phil., Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität in Leipzig

✱

JOHANNES WOLF

Dr. phil., Professor für Musikwissenschaft an der Universität, Direktor der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin

✱

THADDÄUS ZIELINSKI

Dr. phil., Professor für klassische Philologie an der Universität in Warschau

INHALTSÜBERSICHT

Treue dem Buch von Willy Hellpach	1
Aus Verganzenem Künftiges von Wilhelm Ostwald	9
Das deutsche Antiquariat in geschichtlicher Entwicklung, eine Skizze von Friedrich Schulze	57
Die Weltanschauung des wissenschaftlichen Antiquars, Fragment aus einer Philosophie der Berufe von Hans Vaihinger	65
Das Antiquariat und die Geisteswissenschaften von Otto Glauning	79
Der Antiquariatsbuchhandel als Wirtschaftsfaktor von Gerhard Menz . . .	91
Das Buch in der Chemie von Fritz Haber	97
Der Jurist und das Buch von Gustav Radbruch	101
Biologie und Medizin im Wandel der Zeiten: ums Mittelmeer, durch Vorder- asien und Europa, samt ihrem Niederschlag in Bild und Schrift von Karl Sudhoff	105
Die technischen Wissenschaften und das Antiquariat von Paul Trommsdorff	151
Antiquariat und Musikwissenschaft von Johannes Wolf	167
Antiquariat und Antike von Thaddäus Zielinski	171
Rariora und Curiosa der Michelangelo-Literatur von Ernst Steinmann . . .	191
Die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken und das Antiquariat von Hans Paalzow	207
Die chemische Industrie, die chemische Literatur und das Antiquariat von Max Buchner	237
Die Deutsche Bücherei und das Antiquariat von Otto Erich Ebert	241

Antiquariat und Volksbildung von Otto Lerche	249
Antiquariat und Inkunabeln von Konrad Haebler	263
Antiquariat und Bibliophilie von Georg Witkowski	271
Der Antiquar und die beschreibenden Naturwissenschaften von Wilhelm Junk	291
Die Bewertung der Arbeit des Antiquars in der Öffentlichkeit und die Ein- schätzung seiner Persönlichkeit von S. Martin Fraenkel	317
Wissenschaftlicher Buchhandel und Auktionswesen in England von Johannes R. Loewe	323
Japan-Bücher und japanische Bücher in Deutschland von Friedrich M. Trautz	331
Unsere geistigen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Paul Grossmann	359
Buchhandlung Gustav Fock G. m. b. H. 1879—1929 von Friedrich Schulze	383

TREUE DEM BUCH

VON

WILLY HELLPACH

Los vom Buch! schreit haufenweise eine Generation, die im Kraftwagen oder auf dem Kraftrad durch die Lande rast, bobt und boxt, und die Bedürfnisse der Phantasie optisch im Kino und akustisch durchs Radio befriedigt. Lesen bedeutet ihr eine graue Abstraktion vom Leben, und Leben ist alles; im Leben selber wird sein Sinn gesucht. In einer jener Stunden, die heute auch der Wirbel des Lebens zerflattert hat, da nach dem Tagwerk Männer sich trafen, um beim Behagen eines gewählten Trunkes zu streiten und zu plaudern, zu ruhen und zu lachen, pflegte vor fast einem Menschenalter ein längst verstorbener Mitglied zu sagen: Zwei Katastrophen haben das unmittelbare Leben des menschlichen Geistes verwüstet; die erste war die Erfindung der Schrift, und die zweite die Erfindung der Druckschrift. Viele junge Menschen um uns heute wären sicher geneigt, den Autor solcher Weisheit zu kanonisieren.

Praktisch tödlich scheint ja vorerst die Buchfeindschaft nicht zu sein. Noch immer werden reichlich Bücher produziert und konsumiert, geschrieben und gedruckt, gekauft und — geliehen. Und selbst die altfränkischen Verfasser haben offenkundig die Zuneigung der Junglebenden keineswegs ganz eingebüßt: Gustav Freytag ist, seit sein »Freiwerden« ihn zu erschwinglichen Preisen darbietet, nach allerlei Umfragen zu schließen, einer der »gelesensten« Schriftsteller in den Zirkeln der Menschen zwischen zwölf und achtzehn Jahren. Auch lesen hunderttausende

von Menschen heute, die es vor zwei Menschenaltern noch kaum taten, aus dumpfer sozialer Niederung Emporgewachsene und Emporstrebende; ja, sie lesen wirklich, was sie kaufen, und haben es nicht bloß, wie manche Generation vordem, im Schrank und auf dem Regal stehen. Unzweifelhaft aber ist für den akademischen Lehrer, daß seine Studenten ein so bücherloses, bücherarmes Dasein führen, wie es noch vor einem Menschenalter selbst den wirtschaftlich ärmsten unter uns schier undenkbar erschienen wäre. Namentlich das dickleibige und mehrbändige »Werk« ist hier nicht nur wegen seiner Unerschwinglichkeit verpönt, sondern an und für sich: man hat keine Zeit dafür und es langweilt. Die sachliche Epoche meint, man müsse das Wesentliche auch knapp fassen können. Hier liegt Gefahr, aber auch Gesundung. Es ist eine heilsame Kur für den Gelehrten, wenn er spürt, daß er nur Widerhall findet, indem er seine Schreibe aufs wesentliche verdichtet. Nur darf das Verdichtungsprodukt nicht zum Kompendium entarten. Und da die Gelehrten nicht immer schnell von Begriffen sind, so schreiben sie noch immer »Werke«, und die Studierenden greifen zu den »Leitfäden«. Das aber bedroht uns mit einer wirklichen Entgeistung der Schicht, die unsere Führer stellen sollte. Ihr An und Auf wird der Repetitor und das Repetitorium, *lucus a non lucendo*: denn was zum ersten Wiederholen vortrefflich dient, wird in Wahrheit das allgemeine Werkzeug des Lernens schlechthin. Schiefe Ebene, auf der die Studentenschaft aus ihrer Position herabzurutscht; das Volk wird sich dann die wirklichen Führer aus anderen Sphären des Lebens holen. Man hat nämlich das Leben noch nicht, wenn man sich das Lesen abgewöhnt. Geistlos ist nicht lebensvoll.

Jener Apercevant vom Stammtisch hatte natürlich zu einem Gran Recht. Alle Abstraktion vernichtet Konkretes; jeder Buchstabe tötet, tötet auch. Wer je mit analphabetischen Völkern in Berührung getreten ist, hat oft staunen können über die praktische Klugheit, Beobachtungsgabe, Urteilsschärfe, über Intuition und Instinkt dieser Menschen, die sie als Dienende zum Kleinod ihrer Herren machen. Aber jedes neue Kulturelement zerstört und erschafft. Auch die Schrift, auch die Druckschrift. Es gibt heute alltägliche Erzeugnisse der Druckerkunst, die von beispielloser Flachheit, Verantwortungslosigkeit, Leere oder Gemeinheit sind und von Millionen tagtäglich als wesentliche Geistesnahrung hinuntergewürgt werden. Sind sie nicht ein wahres Sakrilegium an der Erfindung,

deren erste Proben uns in der gedruckten Bibel, den Liedersammlungen unserer mittelalterlichen Dichter, weltlichen und geistlichen Gesangbüchern vorliegen? — Welche Armut der Seele, welcher Schmutz der Seele, welche Erbärmlichkeit der Seele scheint da in noch nicht einem Halbjahrtausend aus Reichtum, Reinheit und Echtheit geworden zu sein! Und dennoch: war die alltägliche Fama jener Zeit, die von Mund zu Munde ging, nicht viel lügnerischer, viel skrupelloser, viel gefährlicher und heimtückischer, als selbst die Spalten einer heutigen Sensations- und Skandalpresse? — Der Druck hat das schlimme mündliche Verfahren, in dem damals Ehre geschändet und Weiß in Schwarz verkehrt ward, doch auch entgiftet, sozusagen an die Kette gelegt. Schriftlichkeit bedeutet Kontrollierbarkeit. Die Unanständigkeit ist massenhafter geworden, wie alles, aber doch auch der Anstand. Ich behaupte kühnlich: die Anteilsziffer der Menschen in einem Volk, die keiner wirklichen Schlechtigkeit, Bösartigkeit, Grausamkeit fähig ist, hat zugenommen. Die gutartige Schicht, einst eine winzige Elite, hat sich verbreitert. Die Druckschrift hat hieran einen unsterblichen Anteil.

Vor allem aber hat sie ihren unsterblichen Anteil an der Eroberung persönlichen Daseins für jeden, der ihrer mächtig ist: Das bedruckte Papier ist der Bürge selbstgewählter Einsamkeit der Seele, ohne die jedenfalls unser abendländisches Geisttum nicht denkbar wäre. Alle mündliche Überlieferung setzt die leibhaftige Berührung von Mensch zu Mensch voraus, mit all ihren zerstreuenden, zerflatternden, entadelnden und entseelenden Wirkungen. Alle bloß schriftliche Übermittlung begrenzt die Zahl derer, die einsam sein können, auf einen ganz kleinen Kreis, weil sie zu umständlich ist, um einen größeren zu schaffen. Erst die Druckschrift schenkt jedem, der sie verwerten kann, das Glück, sich mit ihr ins Kämmerlein zurückzuziehen und ihr Studium dem Bedürfnis seines Innern, dem selbstgewählten Tempo seines Ich, dem Rhythmus seiner Muße anzupassen. Das Buch ist die Krone der Druckschriften: denn es zwingt zu langer Einsamkeit. Es erzieht zur Geduld, zur Ausdauer, zur Liebe und Sorgfalt in den Dingen des Geistes. Es ist das vornehmste Werkzeug innerlicher Sammlung. Man muß das stumme Glück eines Kindergesichts geschaut haben, das in einem stillen Winkel in ein Buch versenkt ist — um das Elementare dieser Buchwirkung zu begreifen. Hierdurch ist das gedruckte Buch eine der größten Erfüllungen urchtümlicher Sehnsucht der Menschen geworden.

Das ungeheure Experiment, welches die Sowjetrevolution des russischen Reiches vor unseren Augen veranstaltet, will programmatisch auch mit der menschlichen Einzelheit und Einsamkeit aufräumen. Der »Proletkult« will mit dem Kollektivismus radikal Ernst machen und den einzelnen nur noch als Glied der Masse gelten lassen. Er will das nicht virtuell, so wie ja auch wir etwa meinen, jeder von uns sei zu jeder Stunde Glied einer Gemeinschaft, sondern ganz real: die Absonderung des einzelnen von den andern soll unmöglich gemacht werden. Fragt man Sowjetrussen, ob denn die Wohnverhältnisse, die teilweise mehrere Familien, immer aber mehrere Menschen in einen Raum zusammenpferchen, nicht entsetzlich seien, so antworten sie: neue Lebensformen sind den Menschen ja immer unbequem und müßten erst »gelernt« sein. Dies Massenwohnen wird also nicht wie bei uns als Misere, sondern als positiv erstrebte Lebensform aufgefaßt. Und Sowjetrussen, befragt, wie dabei geistige Schöpfungen gedeihen sollten, haben auf das Mittelalter verwiesen, das ja den Individualismus auch noch nicht kannte, ja auf die Antike, die ihre größten Gedankensysteme, wie das platonische, als Unterhaltungen mehrerer darbietet. Indes, sollte nicht die Tatsache, daß im Mittelalter die Klöster fast beherrschend der Sitz geistigen Schaffens waren, mit der Zelleinsamkeit der Mönche zusammenhängen? — Wir abendländische Menschen jedenfalls vermögen uns eine Geistigkeit ohne Alleinsein nicht zu denken. Stille und Sammlung sind uns Wesenselemente des fruchtbarsten Empfangens und Hervorbringens. Möglich, daß die Deutschen Wert und Wirkung der Rhetorik, der Improvisation, des Rezitativs im lebendigen Wogen der Vielen, der Disputation und Deklamation unterschätzen, auch unsere Reden vor Massen sind ja öfter als bei Franzosen und Italienern, Engländern und Amerikanern »Monologe« und überdies mehr »Schreibek« als Rede. Aber einseitig spitzen auch jene geselligeren Nationen ihr geistiges Wirken nicht auf das unmittelbar zum andern gesprochene Wort zu. Das Abendland ist das Imperium des Buches.

Nehmen wir dem Abendlande das Buch, so nehmen wir ihm ein Wesentliches. Das Buch aber ist etwas anderes und will etwas anderes als eine Zeitung, ein Blatt, ein Heft, eine Flugschrift wollen kann. Das Buch beansprucht viererlei vor jenen flüchtigeren Erscheinungsformen der Druckerei: Rundung, Dauer, Besitz, Versenkung. Von einem Buch erwarten wir, daß es sein Thema in irgend-

einer Art Abgeschlossenheit behandle, daß es gerundet sei, nicht aphoristisch, kein bloßer Essay. Der modische Versuch, ganze Bücher als Essays zu drucken, ohne Kapiteleinteilung, ohne äußerliche Gliederung, ist eine atemraubende Sinnlosigkeit. Ein Buch will und soll eine »Ganzheit« sein, um diesen abscheulichsten Ausdruck der heutigen Philosophie einmal augenblicksweise zu entleihen. Eben darum will es nicht bloß eine Augenblickswirkung tun; eben darum empfiehlt es sich auch äußerlich durch Standhaftigkeit, die Bestand verbürgt — ungebundene Bücher sind uns allen ein Greuel, aber gebundene Zeitungen, gebundene Broschüren — diese ja eine *Contradictio in adjecto* — haben etwas Komisches, Sinnwidriges. Nicht jedes Buch werden wir mit Sicherheit mehrmals lesen, aber die potenzielle Bereitwilligkeit dazu muß eigentlich vorhanden sein; und wie oft entdecken wir, wenn wir nach Jahren oder Jahrzehnten zu einem Buche greifen, das wir damals gelesen haben, nunmehr ein ganz Neues in ihm: sei es, daß sein Zauber uns längst entschwunden war und wieder aufblüht, sei es, daß die gereifere Lebenshaltung uns seinen Zauber überhaupt erst erschließt. So ist es keineswegs sinnlos, jungen Menschen Bücher zu schenken, die sie noch nicht fesseln; eines Tages mögen sie zu ihnen greifen; ähnlich wie ein Lied, das wir in der Schule auswendig lernten, ohne zu verstehen, warum, uns in einer späteren Lebenslage aufsteigt und als kostbares Besitztum von uns empfunden wird.

Darum ist persönlicher Besitz am Buch das vollkommene Verhältnis zu ihm, das auch der Arme sich sehnlich wünscht, der seine Lektüre nur leihweise befriedigen kann. Kein Privateigentum ist aus dem Dasein der abendländischen Welt schwerer fortzudenken als der Buchbesitz. Die meisten von uns wohnen zur Miete, viele geistigen Junggesellen essen im Wirtshaus, so manche Geselligkeit muß mit geliehenen Stühlen, Tischtüchern, Gläsern und Eßbestecken bewerkstelligt werden; vor dem Kriege tauchte sogar das Abonnement auf Maßkleider auf. Aber ein halbwegs situierter Mensch, der kein einziges Buch besäße, wird uns doch wie eine Hülse ohne Füllsel erscheinen. Gewiß, es geht nicht ohne Leihe, auch abgesehen von jenen, denen Bücher ein Handwerkszeug bedeuten; aber einen Stamm von eigenen Büchern erstrebt auch der Kleinste und Ärmste; das schöne Wort »Bücherschatz« besagt ja, wie tief dieses Streben in uns wurzelt, wie hoch wir seine Erfüllung werten. Denn nur der Besitz ermöglicht das letzte und innigste Verhältnis zum Buch: Versenkung. Es mag ekstatische Naturen

geben, die des Buches nicht bedürfen, um sich zu versenken. Aber werden die meisten über ein zielloses Schwärmen hinauskommen? Ob sie nun die Natur oder ihr eigenes Inneres zum Gegenstande der Versenkung wählen? Erst das Buch zügelt und richtet die Versenkung. Wie vielen öffnet ein Werk — denken wir an Humboldt, an Brehm, an Bölsche — erst die Sinne für die Natur, die doch aufgeschlagen vor uns zu liegen scheint! Das Abschreiben der Mönche wurde zu einer der Hauptquellen mittelalterlicher Frömmigkeit und Gottgrübele, und die Buchdruckerkunst ist das nicht fortzudenkende Vehikel der Reformation ebenso wie später der Aufklärung gewesen. Die Versenkung ins eigene Buch bedeutete noch im Weltkrieg für Hunderttausende den einzigen Trost in den Öden und Schrecknissen des Stellungskrieges. Und wir wissen alle noch, wie damals die Bücher wieder gelesen worden sind, die vordem, wie oft nur, in Winkeln und auf Pannelen standen: die biblischen, der Faust, Schillers Gedichte, Kant, Nietzsche, ja der originale Luther, Dante, Cervantes, Homer.

Schon die geistige Rundung des echten Buches fordert eigentlich, daß es »gebunden« sei. Und die Dauer, der Besitz, die Versenkung heischen es wiederum. Die ältere Zeit band alle Bücher schön. Mindestens in der Absicht; sowie sie die Menschen irgendwie schön zu kleiden bemüht war. Mit dem farblosen Alltagsanzug des Mannes scheint auch der reizlos geschäftliche Bucheinband seinen Siegeszug angetreten zu haben. Leider wurde er nicht nur häßlich, sondern schlecht: Haltbarkeit und Ansehnlichkeit waren nur kurzfristig, Blender, nach wenigen Jahren beschämend entwertet, kamen auf. Große kunstgewerbliche Reaktionen haben sich wider diesen Verfall erhoben. Sie schossen manchmal übers Ziel hinaus: der Einband, das Papier, die Drucktype wurde ihnen wesentlicher, als was in einem Buche stand, romantische Launen tobten sich aus — wie der Ersatz der modernen Interpunktion durch mechanische Striche, die Beseitigung der großen Buchstaben, der Haß gegen die Fraktur, blödsinnige Zeilenzählungen am Rande, die einem Goetheschen Roman das Exterieur einer Logarithmentafel gaben. Heute muß wohl dieses gesagt werden: die sogenannten Originalbände vieler Verleger sind von entnervender Scheußlichkeit. Selbst eine Zeit, der man gerne ästhetisch Übles nachsagt, beschämt uns darin: vor mir liegt ein wissenschaftlicher Originalband aus dem Jahre 1880, Kutzens »Deutsches Land«, von distinktestem Geschmack, der eine unangreifbare Haltbarkeit der Deckel und

des Rückens geschmückt hat. Ich durchmustere alle Originalbände der letzten zwanzig Jahre und finde keine ebenbürtigen. Aber ich kenne auch die Schwierigkeit: so solide und so schön zu binden, daß die Buchbinderleistung noch in einem erträglichen Preisverhältnis zum Buch an sich bleibt. Immer wieder wird es des Schweißes der Besten wert bleiben, hier einen Ausweg zu suchen, der auch unserer Generation wieder haltbare, wohlanständige und erschwingliche Buchbände findet.

Immer wieder wird hierfür das alte Buch ein Vorbild bleiben, zu dem der Bücherfreund wallfahrtet. Welch ein Glück, daß die Welt der Bücher den Antiquarius kennt — ja, ich meine, sie lebt und stirbt mit ihm. Wenn man die Franzosen an ihren Altbücherständen im Freien stehen, wühlen, blättern, prüfen, schwelgen sieht, so begreift man eher, warum sie sich ein besonderes Verhältnis zur Zivilisation zuschreiben. Und wieviele Menschen schlendern dort lesend im Bois, im Luxembourg, in den Tuileries umher! Man wird ein wenig bedrückt — und nachdenklich, was eine ganze Welt dort immer noch den Herd suchen läßt, der die Flamme der abendländischen Kultur nährt. Aber das Abendland, lang ists her, deckte sich einmal nahezu mit dem Deutschen Reiche. Sind wir kein Großstaat mehr in dem Imperium der Bücher? Ist »los vom Buch« eine deutsche Losung? Wir können es nicht glauben, daß unser Tempo uns nur noch auf die Tages- und Stundenzeitung, das Blatt und die Flugschrift hindrängt. Auch die Autoren mögen sich nicht einschüchtern lassen. Wir sind überzeugt, daß in der Menschheit stets der Geist den längsten Atem hat. Auch »Werke« müssen weiter verfaßt werden; aber vielleicht sollten alte gute Übungen nicht ganz verschwinden, wie zum Exempel die gerade, schwierige, wichtige und umfangreiche Werke größeren Kreisen schmackhaft und erschwinglich zu machen, indem man sie rhythmisch, will heißen in Lieferungen, erscheinen läßt. Vor zwei oder drei Bänden, die auf den Markt geworfen werden, wäre jedes Zeitalter erschrocken zurückgewichen. Und in den neunziger Jahren riß sich das geistige Wien noch die Lieferungen aus den Händen, in denen die »Griechischen Denker« des Theodor Gomperz veröffentlicht wurden. Wir Autoren sehen gewiß oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, jedoch ebenso gewiß sehen unsere Verleger manchmal die Bäume nicht vor lauter Wald.

Das gedruckte Buch ist mit dem aufblühenden Bürgertum in die Welt gekommen. Ob eine streng proletarische Zivilisation ohne es leben können,

dürfen wir abwarten. Ob eine feudale mit ihm länger hätte leben können, ist eine Doktorfrage. Wer aber überzeugt ist, daß gerade für uns Deutsche die Bürgerzeit eigentlich erst recht begonnen hat und jungbürgerlicher Geist die Aufgabe habe, alle Werte des Bürgerlichen auszuschöpfen und auszuleben: — dem steht unter diesen Werten in vorderster Reihe die persönliche Geisteshaltung samt dem Recht auf abseitige Sammlung und einsame Versenkung der Seele. Und dies setzt den individuellen Besitz an gedruckter Geistesschöpfung voraus. Und dies ist das Buch. Das alte Buch: diese Traditionskompagnie der geistigen Wehrmacht. Das Gegenwartsbuch: ihr Sturmbataillon. Das selbstgeschaffene Buch: ihr unermüdliche Freiwilligenwerbung. Das Buch ist die wahre Volksbewaffnung der Bürgerlichkeit. Darum muß jeder es zu Eigentum haben und in seinem Hause bewahren dürfen, wie der eidgenössische Soldat sein Gewehr. So entsteht ein Treueverhältnis zum Buche — nun, Treue scheint nicht hoch im Kurs zu sein; ihr Kurs wird wieder steigen, wenn die Menschen merken, daß es ohne sie keine zivilisierte Gemeinschaft gibt; »los vom Buche«, das hieße die Untreue am Geist als Losung ausgeben, und freilich, dies wäre der Untergang des Abendlandes.

AUS VERGANGENEM KÜNFTIGES

VON

WILHELM OSTWALD

Der *Antiquar*: Was muß ich hören, Herr Professor? Sie wollen mir mein ganzes Geschäft ruinieren!

Der Professor: Da haben Sie wieder einmal das Gegenteil von dem gehört, was ich anstrebe. Denn dieses wird und muß zuletzt auch Ihrem Berufe zugute kommen, wenn ich auch bekennen muß, daß meine Gedanken nicht durch diese Rücksichtnahme bestimmt waren und sind. Was haben Sie denn eigentlich gehört?

A: Daß Sie die ganze Geschichtsforschung für Unsinn erklären und daß Sie in Abrede gestellt haben, daß die Geschichte überhaupt eine Wissenschaft sei. Wenn also in Ihrem Sinne die Historie abgeschafft wird, so wird auch niemand mehr ein Interesse an alten Büchern haben und wir Antiquare bleiben auf unseren unverkäuflich gewordenen Lagerbeständen sitzen. Höchstens bleiben uns die Bibliophilen treu, die für einzigartige Merkwürdigkeiten noch etwas übrig haben.

P: Ich sehe, daß hier ein ganzer Haufen von Irrtümern und Mißverständnissen aufzuklären wäre. Ich weiß nicht, ob Sie die Geduld haben werden, das alles anzuhören, was ich hierzu zu sagen hätte.

A: Ich bitte doch sehr darum. Abgesehen von dem Ihnen ja bekannten persönlichen Interesse habe ich ein sehr lebhaftes berufliches an Ihren Gedanken. Denn meine wirtschaftlichen Erfolge hängen ja durchaus davon ab, daß ich die

künftige Entwicklung des Antiquariats rechtzeitig überschaue, um entsprechende Maßnahmen treffen zu können. Nach Ihrer eigenen Definition ist die Wissenschaft ja zum Prophezeien da; bitte prophezeien Sie mir mal etwas über alte Bücher.

P: Das würde Ihnen, fürchte ich, zunächst nur sehr wenig Nutzen bringen.

A: Aber es ist doch schon Manches eingetroffen, was Sie vorausgesehen haben.

P: Und vielerlei ist nicht eingetroffen.

A: Vielleicht muß man sagen: Noch nicht, und die Zukunft wird es bringen.

P: Das glaube ich allerdings von einem Teil meiner wissenschaftlichen Prophezeiungen. Von einem anderen, leider ziemlich großen Teil, habe ich mich inzwischen überzeugt, daß die vorgenommene Extrapolation — wie die Wissenschaft das Prophezeien häufig nennt — nicht dem tatsächlichen Verlauf der Kurve entsprach, weil ich einen oder den anderen wichtigen Faktor nicht gekannt oder nicht genügend beachtet hatte. Darauf muß man sich beim Extrapolieren ja immer gefaßt machen.

A: Hier kann ich Ihnen nicht folgen, da mir der Fachausdruck ungeläufig ist. Bitte, erläutern Sie ihn mir.

P: Sie reizen meine alte Leidenschaft, Vorlesungen zu halten. Die Folgen kommen über Ihr Haupt!

A: Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und ist Gewinn! Ich bin sicher, daß ich etwas Lernenswertes hören werde.

P: Es liegt hier ein Begriffspaar vor: interpolieren und extrapolieren. Beide Verfahren haben den Zweck, unbekannte Größen aus bekannten, benachbarten abzuleiten, und zwar durch Anwendung des Gesetzes der Stetigkeit.

A: Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir die Sache nun klar geworden ist.

P: Natürlich, denn ich bin noch lange nicht fertig. Wir betrachten ein Beispiel. Es fahre ein erleuchtetes Luftschiff bei Nacht durch den Raum und wir machen alle Minute eine photographische Aufnahme davon auf derselben Platte. Dann werden wir eine Reihe von Bildern des Luftschiffs erhalten, die dessen Ort in jeder vollen Minute darstellen, Punkt 1, 2, 3, 4 usw. in Abb. 1. Obwohl wir nur diese augenblicklichen Orte kennen, zweifeln wir nicht daran, daß inzwischen

das Luftschiff an allen zwischenliegenden Stellen gewesen ist, welche durch die stetige Linie dargestellt sind.

A: Natürlich; das ist doch selbstverständlich.

P: Selbstverständlich nennt man das, worüber man nicht nachdenkt. Wir wollen aber darüber nachdenken, warum wir es nicht für möglich halten, daß das Luftschiff etwa zwischen der zweiten und dritten Minute in Punkt x gewesen ist.

A: Das konnte es ja gar nicht, weil der Weg von 2 nach x und von x nach 3 viel länger ist als der Weg von 1 nach 2, für den das Schiff die ganze vorige Minute gebraucht hätte.

P: Da haben wir ja das Stetigkeitsgesetz. Kein Vorgang kann sich mit absoluter Plötzlichkeit wandeln, sondern jeder Zustand geht stetig, ohne Bruch und Sprung in den anderen über. Das berechtigt uns, jenen Weg des Luftschiffs so stetig zu zeichnen, wie wir es getan haben.

A: Ja, was folgt denn jetzt daraus?

P: Daß wir alle Orte angeben können, wo das Schiff gewesen war, obwohl wir nur einige wenige wirklich beobachtet haben. Hierdurch sind uns also jene unbekannten Orte bekannt geworden und wir haben wirklich gewahrsagt, indem wir die unbekannten Orte zwischen die bekannten stetig eingeschaltet haben. Das ist es, was die Wissenschaft interpolieren nennt, denn interpolieren heißt zwischenschalten.

A: Ich sehe ein, daß man dies Verfahren auf alle möglichen veränderlichen Dinge anwenden kann. Aber absolut sicher ist es doch nicht, denn es kann sich doch inzwischen Unvorhergesehenes ereignet haben, was nicht von den einzelnen Beobachtungen erfaßt worden ist.

P: Ganz richtig. Liegt ein solcher Verdacht vor, so muß man die Einzelbeobachtungen enger legen und sehen, wie dann die Verbindungslinie läuft.

A: Absolut sicher ist man auch dann noch nicht.

P: Absolutes gibt es nicht, und Genauigkeit kostet Zeit, Arbeit und Geld. Man macht die Messungen so nahe, als der angestrebte Zweck erfordert.

A: Ich erkenne Sie darin wieder, daß Sie immer an die praktische Seite der Sache denken. Aber was heißt nun extrapolieren?

P: Das können Sie gleichfalls dem Bild 1 entnehmen. Wenn ich nach 6 keine weiteren Aufnahmen gemacht habe, und nun frage, wo das Schiff in einer

späteren Zeit gewesen ist, so sind nicht nur die drei Wege, die hinter 6 angedeutet sind, ungefähr gleich möglich, sondern es gibt noch dazwischen und daneben unbestimmt viele andere Möglichkeiten, die alle das Stetigkeitsgesetz erfüllen. Das heißt extrapolieren.

A: Das wäre also eine ganz zwecklose Sache.

P: Eine bedenkliche Sache, aber nicht ganz zwecklos. Denn unmittelbar hinter 6 ist man doch sehr sicher, daß das Schiff in der stetigen Fortsetzung der bisherigen Linie gefahren und nicht etwa im rechten Winkel abgeschwenkt ist. Nur nimmt die Wahrscheinlichkeit schnell ab, je weiter man extrapoliert, und zuletzt verliert sich die Möglichkeit des Voraussagens ganz.

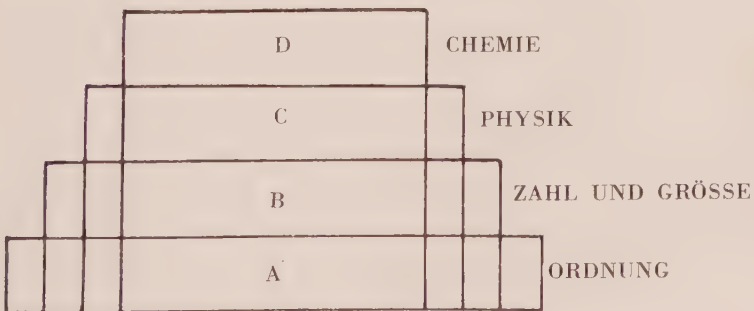
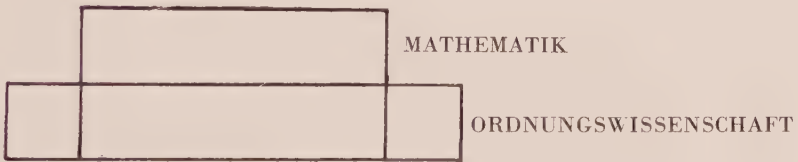
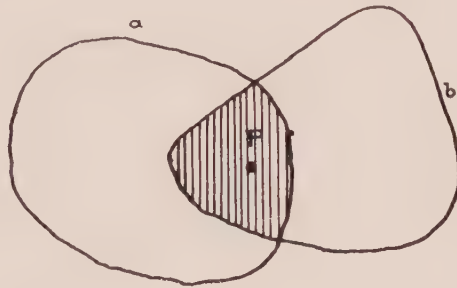
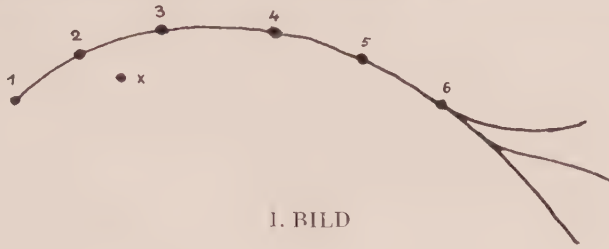
A: Sie bestätigen eigentlich, was ich vorher gesagt habe. Denn daß die Welt nicht von heute auf morgen aus den Angeln geht, ist so allgemein bekannt, daß ein jeder danach handelt, ob er vom Stetigkeitsgesetz etwas weiß oder nicht.

P: Insofern haben Sie recht, nur daß es in jedem Falle besser ist, sich der Naturgesetze bewußt zu sein, die unser Handeln bestimmen. Aber ich habe absichtlich den äußersten Fall in den Vordergrund gestellt, wo wir außer dem Stetigkeitsgesetz keinen anderen Anhaltspunkt für die Voraussicht der Zukunft haben. Den äußersten Fall auf der anderen Seite liefert uns die messende Astronomie. Sie lehrt uns z. B. auf Grund einiger weniger Messungen der Orte eines Kometen seine ganze Bahn berechnen und seine Wiederkehr, vielleicht nach einem Jahrhundert, mit großer Annäherung vorausszusagen.

A: Bloß mit einer Annäherung? Ich dachte, die Gesetze, nach denen sich die Weltkörper bewegen, seien absolut genau.

P: Da keine Messung absolut genau ist, so kann auch keine Rechnung, die auf solchen Messungen beruht, absolut genaue Resultate geben. Und eben deshalb kann man von den allgemeinen Bewegungsgesetzen nur sagen, daß ihre Genauigkeit bis zu einer bestimmten Grenze reicht, die durch die Verbesserung des Messungswesens immer weiter hinausgerückt wird, nie aber bis zum Absoluten gelangt. Sie ist übrigens schon jetzt sehr weit, denn die astronomische Meßkunst hat sich erstaunlich hoch entwickelt, so daß sie sehr genaue Voraussagungen über lange Zeiten ermöglicht.

A: Ja, wie kommt denn das? Vorher hatten wir nur sehr kurzfristige Möglichkeiten, und jetzt so lange!



P.: Das kommt daher, daß wir außer dem Stetigkeitsgesetz, das auch hier in Geltung steht, noch ein anderes, viel bestimmteres Naturgesetz benutzen können, das bekannte Gravitationsgesetz vom umgekehrten Quadrat des Abstandes.

A: Ich sehe schon, ich muß meine Vorstellungen von den Naturgesetzen einer gründlichen Revision unterziehen. Bisher dachte ich, daß, wo ein Naturgesetz in Geltung tritt, auch das ganze Geschehnis bis zum letzten Punkt genau bestimmt ist. Ich hielt mich an Goethe, der dies sogar für die menschlichen Schicksale ausgesprochen hat: »Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden«.

P: Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Goethe, dessen mathematisch-physikalischer Sinn wenig entwickelt war, sich in einem ähnlichen Irrtum befunden hat, wie Sie. Aber darin verhalten sich die Naturgesetze ebenso wie die Polizeigesetze — von denen sie sonst himmelweit unterschieden sind — daß sie nur einen Rahmen bestimmen, innerhalb dessen sich die Geschehnisse halten müssen. Innerhalb dieses Rahmens pflegen noch tausenfältige Verschiedenheiten möglich zu sein. Dies war ja schon beim Stetigkeitsgesetz zur Sprache gekommen, wo der Rahmen besonders weit war.

A: Ist das auch so beim Gravitationsgesetz?

P: Freilich. Alle Planeten, Monde und Kometen folgen diesem Gesetz, und jeder hat doch seine eigene Bahn, die durch Abstand, Richtung und Geschwindigkeit des Weltkörpers gekennzeichnet ist. Diese Dinge sind ganz individuell und bei jedem Weltkörper anders.

A: Das ist eine sehr nachdenkliche Sache, die Sie mir da sagen. Danach wären Gesetz und Freiheit gar nicht Gegensätze, wie man gewöhnlich meint, sondern erscheinen in der Wirklichkeit immer verbunden.

P: Dies ist genau das, was ich sagen wollte. Jetzt muß auch ich Goethe, zitieren: »Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben«. Hierbei kommen allerdings noch andere Verhältnisse in Betracht, die wir noch nicht besprochen haben.

A: Das ist gerade, was ich sagen wollte. Der Gedanke scheint mir so wichtig zu sein, daß ich ihn von mehreren Seiten genauer beschen muß. Sie verstehen ja, Herr Professor, auch schwierige Sachen anschaulich und klar zu machen. Wenn man ein Ding auch weiß, so kennt man es darum noch nicht. Dazu muß man es gewissermaßen handhaben lernen.

P: Ich will es versuchen. Schon vorher habe ich das Gesetz mit einem Rahmen verglichen, der die unbegrenzten Möglichkeiten des gesetzlosen Zustandes auf einen genau begrenzten Umfang einzuschränken vermag. In Abb. 2 sei *P* das bestimmte Ding und *a* der Rahmen, in den das Gesetz das Ding einschließt. Dann kann *P* doch noch an unbegrenzt vielen Orten sein.

A: Ja, das ist ganz einfach.

P: Nun kommt eine wichtige Sache. Das wirkliche Ding *P* ist nie nur einem einzigen Gesetz unterworfen, sondern unbestimmt vielen. Jedes Gesetz bedingt seinen eigenen Rahmen, der irgendwo anders liegt; nur wird er natürlich auch den Punkt einschließen. Wir sehen dies in Abb. 3, wo ein zweites Gesetz *b* das Ding *P* einschließt.

A: Dadurch ist der Raum für *P* ein gutes Stück enger geworden.

P: Sie haben die Hauptsache ausgesprochen. Die Freiheit von *P* ist nun auf das Feld beschränkt, welches beiden Gesetzen, *a* und *b*, gemeinsam ist. In der Abbildung ist es der Anschaulichkeit wegen schraffiert.

A: Jetzt sieht man schon, wie die Sache weitergeht. Es kommt ein drittes Gesetz, das den Rahmen noch mehr einengt, ein viertes, ein fünftes usw. bis die Sache endgültig bestimmt ist.

P: Ganz richtig. Und so wird das große Problem gelöst, wie das abstrakte allgemeine Gesetz und das konkrete Individuum zusammenhängen. In den letzten Jahrzehnten hat sich eine mystisch gefärbte Bewegung der Geister betätigt, deren Grundgedanke der scheinbar unlösbare Gegensatz zwischen dem beständig fließenden Leben und dem starren Schema der Naturgesetze ist. Weil diesen Mystikern nicht gegenwärtig ist, daß schon vor einem Vierteljahrtausend Leibniz gelehrt hat, den Fluß des Geschehens durch das ungeheuer fruchtbare Denkmittel der Differentialrechnung aufzufangen und darzustellen, halten sie die Spannung zwischen Naturgesetz und Leben für unüberbrückbar und versuchen, mit dunklen Gefühlen das zu erreichen, was sie mit ihrem Verstande nicht zu bewältigen wissen.

A: Sie haben doch in weiten Kreisen große Erfolge gewonnen; wir Buchhändler merken das an den Absatzzahlen.

P: Das ist ganz natürlich. Der Verstand ist von allen geistigen Eigenschaften, die der Mensch an sich entwickelt hat, die letzte gewesen. Darum ist er zur Zeit

noch bei sehr wenig Personen in hohem Grade vorhanden, und auch der Kreis der mittelmäßig Begabten ist kleiner, als man vermuten sollte. Wie ein neues Gewand oder Gerät anfangs unbequem zu tragen oder zu handhaben ist, so wird auch die Handhabung des Verstandes von vielen als unbequem, ermüdend, ja drückend empfunden. Diese flüchten sich gern in die dunklen Tiefen der mystischen Gefühle, in denen die Menschen seit Jahrtausenden gelebt hatten und die ihnen deshalb unvergleichlich viel bequemer und behaglicher liegen als die hellen Schärfen des Verstandes.

A: Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, die wir dem Alten schulden.

P: Ich will nicht so boshaft sein, anzudeuten, daß auch ein Teil dieser Ehrfurcht den alten Büchern in Ihrem Lager zugute kommt und deren Wert steigert, ja oft bedingt. Denn ich weiß, daß Sie mit der überwiegenden Mehrzahl unserer Gebildeten die Ehrfurcht vor dem Alten aufrichtig empfinden. Ich selbst empfinde sie allerdings nicht.

A: Herr Professor! Ich weiß, daß Sie gern zum Scherz paradoxe Ansichten aufstellen. Aber mit dem Ehrwürdigen sollte man nicht scherzen.

P: Ich kann einen Rechenfehler nicht ehrwürdig finden.

A: Einen Rechenfehler?

P: Ja, eine Verwechslung von Plus und Minus.

A: Das verstehe ich nicht.

P: Wir wollen zunächst einen gemeinsamen Ausgangspunkt festlegen. Einen hochbegabten Menschen, der ein tätiges, wohl auch segensreiches Leben in Redlichkeit und Treue gegenüber hohen Zielen verbracht hat, erkennen wir gern als ehrwürdig an.

A: Wie zum Beispiel Sie, Herr Professor.

P: Bringen Sie mich nicht aus dem Konzept, denn ich muß lachen, wenn ich mich als Objekt ehrfürchtiger Gefühle denken soll, trotz meiner 75 Lebensjahre.

A: Da Sie es selbst sagen, muß ich auch zugeben, daß mir Ihnen gegenüber das Eigenschaftswort ehrwürdig nicht in erster Linie einfallen würde . . . und doch . . .

P: Lassen Sie es gut sein. Ehrfurcht ist ein Gefühl, das zu jenen mystischen Urgefühlen gehört, von denen wir eben gesprochen haben, und ich fasse es als eine Anerkennung meines Standpunktes auf, daß Sie den Abstand empfinden.

A: Ist das der Rechenfehler, von dem Sie vorhin sprachen?

P: Nein, der ist von viel allgemeinerer Beschaffenheit. Bei den ehrwürdigen Greisen liegen ihre Taten und Gedanken eine lange Zeit zurück, ein halbes Jahrhundert und so. Die Ehrfurcht, die man jenen Personen erweist, überträgt sich auf die Dinge, die mit ihnen zusammenhängen, und so findet man zuletzt auch ihren Bart und ihre weißen Locken, wenn sie welche haben, ehrwürdig.

A: Ich sehe noch nicht den Rechenfehler.

P: Der kommt jetzt. Von der ehrwürdigen Person verschiebt sich die Ehrfurcht auf ihre Leistungen. Da diese in der Vergangenheit liegen, also alt sind, so entsteht die weitere Verschiebung, daß das Alte an sich ehrwürdig sei. Je weiter die Dinge zurückliegen, um so ehrwürdiger würden die Greise sein, die sie ihrerzeit geleistet haben, denn um so älter würden sie sein, wenn sie noch lebten. Liegen die Dinge Jahrhunderte oder gar Jahrtausende zurück, so läßt sich schon gar nicht ausdenken, wie ehrwürdig sie sein würden, wenn sie noch lebten. In gleichem Maße widmet man ihren Leistungen eine immer größere Ehrfurcht. Und vergißt darüber, daß der Mensch sich immer höher entwickelt hat und noch weiter entwickelt, und daß seine Leistungen daher immer besser und seine Gedanken immer klüger werden, abgesehen von den individuellen Schwankungen, die aus der Gesamtrechnung herausfallen. Denn daraus folgt mit Notwendigkeit, daß jene alten Leistungen und Gedanken im Durchschnitt schlechter und dümmer waren, als die gegenwärtigen.

A: Wie grob — ich wollte sagen, wie hart Sie das wieder aussprechen!

P: Es ist nur, daß Sie an diese Gedanken nicht gewöhnt sind und sie dennoch als richtig empfinden. Das macht immer eine Art moralisches Bauchweh.

A: Aber die Alten haben doch wirklich auch Unübertroffenes geleistet, namentlich in der Kunst.

P: In der Kunst gibt es noch keine Maßstäbe, um die Höhe eines Werkes zu bestimmen. Dort, wo solche Maßstäbe vorhanden sind, wie z. B. in den exakten Wissenschaften und in der Technik, besteht gar kein Zweifel, daß wir ihnen weit überlegen sind. Es muß ja auch so sein. Denn im Laufe der Zeit können die Kenntnisse und Fertigkeiten insgesamt nur zunehmen, nicht abnehmen, weil jedes neue Geschlecht das ganze geistige Kapital des vorigen erbt und seine eigenen Fortschritte hinzufügt. Keinem Astronomen fällt es ein, die Theorie der Planeten-

bewegung aus Newtons klassischem Werk studieren zu wollen, denn die Lehre ist inzwischen sehr viel besser bearbeitet und dargestellt worden.

A: Trotzdem ist doch Newton einer der genialsten Forscher gewesen.

P: Zweifellos; aber er ist es gewesen. Zu seiner Zeit bedurfte es allerdings einer besonderen Geistesstärke, um die Lehre zu entdecken und in einem gewissen Umfang durchzuführen. Aber seine Nachfolger konnten ja den Grundbau benutzen, den er errichtet hatte, und konnten ihn daher höher führen, als Newton bei den immer begrenzten Kräften eines einzelnen vermocht hatte.

A: Und die astronomischen Kenntnisse der Alten?

P: Die waren kaum der Rede wert, weil sie noch keine Meßinstrumente kannten oder erfunden hatten. Auf dieser Grundlage hätte Newton überhaupt nichts machen können. Erst die Forschungen von Tycho Brahe, Kepler und Zeitgenossen lieferten ihm das Material, um seine Lehre aufzubauen.

A: Das ist ein sehr melancholischer Ausblick, den Sie mir hier auftun: alles was entsteht, ist da, daß es zugrunde geht!

P: Es geht ja nicht zugrunde, sondern wird für alle Zeit dem allgemeinen Schatze des menschlichen Wissens einverleibt. Dort bleibt es noch einige Zeit mit dem Namen des Entdeckers verbunden, wird aber doch zuletzt ein »selbstverständlicher« unpersönlicher Bestandteil der Wissenschaft.

A: So dauert doch der verdienteste Ruhm nicht ewig.

P: Das kann dem Entdecker doch einerlei sein, denn dann ist er längst tot.

A: Sie sprechen wieder so herzlos, und ich weiß doch, daß Sie ein wohlwollendes Gemüt haben und anderen gern eine Freude machen. Und Sie machen ihnen viele geistige Freuden.

P: Das höre ich gern und ich danke Ihnen für das freundliche Wort. Aber ich beschränke diese Betätigung naturgemäß auf Lebende, meine Zeitgenossen und vielleicht auch einige später Kommende. Toten kann ich auf keine Weise Freude machen und so gebe ich mir auch keine Mühe darum.

A: Aber ich weiß doch, daß Sie einigen längst verstorbenen Forschern, deren Werk verkannt war, eine späte Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, indem Sie ihre Verdienste an das Licht brachten.

P: Das habe ich doch nicht wegen der Toten getan, sondern wegen der Lebenden, damit diese nicht im Irrtum bleiben.

A: Ich gebe es auf, mit Ihnen hierüber einig zu werden.

P: Dann können wir also zum Rechen- oder Vorzeichenfehler zurückkehren, den wir inzwischen aus dem Auge verloren hatten. Die falsche Rechnung lautet so: alte Leute sind ehrwürdig. Ihr Werk ist ehrwürdig. Ihr Werk ist alt. Folglich sind alte Werke ehrwürdig, um so ehrwürdiger, je älter sie sind. Denn wenn deren Schöpfer noch lebten, wären sie noch viel älter, als die lebenden ehrwürdigen alten Leute und um so viel ehrwürdiger.

A: Das muß man von dem allgemeinen Standpunkt betrachten. »Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt an Blüte«.

P: Ganz recht, das ist gerade, worauf ich hinauswollte. Wenn wir jene Werke längst verstorbener schöpferischer Menschen als Werke der gesamten Menschheit betrachten, so war doch die Menschheit zu der Zeit, wo sie jene Werke schuf, erheblich jünger als sie jetzt ist. Wenn also das Alter Ehrwürdigkeit bedingt, so ist die gegenwärtige Menschheit als die älteste, die existiert hat und existieren kann, die ehrwürdigste, und darf für die Werke, die sie schafft, die höchste Ehrfurcht beanspruchen. Ich für meine Person bin bereit, diese zuzugestehen, soweit ich überhaupt solchen Gefühlen zugänglich bin, was allerdings nicht viel ausmacht.

A: Sie haben mich ganz verwirrt und mir meine Gedanken auf den Kopf gestellt!

P: Wohl weniger Ihre Gedanken als Ihre Gefühle. Denn diese sind unter dem Einfluß der Vertauschung von alt und jung im allgemeinen und im persönlichen Sinne entstanden. Dies ist, was ich vorher den Fehler im Vorzeichen Plus oder Minus genannt habe: was wir alt nennen, weil es so lange vorhanden gewesen war, ist im Sinne der Entwicklung jung, weil es frühen Stufen entstanden war und sich im damaligen Zustande erhalten hat.

A: Aber wir dürfen es doch sicher alt nennen, weil es so lange bestanden hat.

P: Es ist während der ganzen Dauer seines Daseins unverändert geblieben oder durch den Zahn der Zeit angenagt worden; es ist aber inzwischen durchaus nicht reifer geworden. Und nur solchen Wesen können wir Ehrfurcht zollen, die in sich selbst die Summe der Fortschritte aufgenommen haben, die ihrer durchlebten Zeit entspricht, und selbst das ihrige zu diesen Fortschritten beitrugen.

A: Ich wüßte gegen Ihre Auffassung nichts mehr vom Standpunkt der Logik einzuwenden. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen: sie geht mir gegen das Gefühl.

P: Gefühle sind starke Dinge, aber sie sind auch wandelbar. Sie können von Ihren Gehirnzellen nicht verlangen, daß sie sich unmittelbar auf die neue Resonanz einstellen. Aber wenn das Gefühl auch fast immer Augenblickssiege gewinnt: auf die Dauer stellt es sich beim denkenden Menschen auf die Forderungen ein die der Verstand erhebt. Nur muß dieser seine Forderungen konsequent geltend machen, nachdem er immer wieder geprüft hat, ob er sie zu Recht erhebt.

A: Was heißt zu Recht?

P: Es heißt: in Übereinstimmung mit anderen, älteren, verstandesmäßigen oder wissenschaftlichen Ergebnissen, deren Angemessenheit durch die Erfahrung geprüft und bestätigt wurde.

A: Damit bringen Sie mich auf mein erstes Wort zurück. Wenn die Achtung vor dem verloren geht, was unsere Vorfahren geleistet haben, so wird sich niemand mehr um die Dokumente ihrer Leistungen, die Bücher und Schriften kümmern, die sie hinterlassen haben, und meine Bücherschätze werden wertlos.

P: Mit dem Worte Achtung kommen Sie wieder auf die Gefühle zurück, die doch ausgeschaltet sein sollten, wo es sich um eine sachliche Untersuchung handelt. Was aber den wirtschaftlichen Wert jener alten Werke betrifft, so müssen wir genau unterscheiden zwischen dem Liebhaber- oder Kuriositätenwert und dem inhaltlichen. Ein Erstdruck von Kopernikus oder Kepler erzielt heute vielleicht Tausende, während ein moderner Nachdruck, der sachlich genau dasselbe enthält, für wenige Mark käuflich ist. Ich bekenne, daß ich wenig Neigung habe, mich um jene Liebhaberinteressen zu kümmern, die ich den Bibliophilen überlasse. Da aber diese Richtung noch lange nicht aussterben wird — zu meiner Erheiterung haben sich letztlich namentlich die reichen Amerikaner solchen Leidenschaften ergeben — so werden weder Sie, noch die folgende Generation eine Verminderung bemerken.

A: Ich hoffe, daß Sie Recht behalten werden. Aber ich kann mich mit der Auffassung nicht zufrieden geben, daß der Verkehr mit alten Büchern nicht höher stehen soll, als etwa das Briefmarkensammeln.

P: Lassen Sie das nicht einen Philatelisten hören, denn auch diese beanspruchen für ihre Sache wissenschaftliche Ehrung und haben sich zu diesem Zweck jene fremdsprachige Bezeichnung beigelegt, wie die Bücherliebhaber sich Bibliophilen nennen.

A: Bitte lassen Sie die Bibliophilen in Ruhe. Es sind meist gute und feine Leute. Ich bin selbst einer.

P: Aber gern, denn ich kenne und schätze selbst einige. Sie müssen aber verzeihen, daß bei der Aufräumarbeit, zu der Sie mich veranlaßt haben, etwas Staub geklopft wird. Darf ich fortfahren, Ihnen darzulegen, wie sich mir die Angelegenheit von rein wissenschaftlicher Seite her darstellt?

A: Ich bitte darum. Denn ich darf vielleicht annehmen, daß Ihnen bekannt ist, wie sehr mich geschichtliche Fragen interessieren, die ja so eng mit meiner Berufstätigkeit zusammenhängen. Da scheint mir der Altmeister Ranke noch immer das maßgebende Wort gesagt zu haben, wenn er dem Historiker die Aufgabe zuweist, zu ermitteln, wie die Dinge eigentlich gewesen sind. Dazu bedarf es der kritischen Untersuchung der Dokumente, und in der Wissenschaft sind es die entsprechenden Bücher und Zeitschriften.

P: Sie haben mit großer Sicherheit den Hauptpunkt bezeichnet, um den sich unsere fernere Unterhaltung drehen wird. Denn durch diese Abgrenzung der geschichtlichen Arbeit hat Ranke die Geschichte aus dem Kreise der Wissenschaften ausgeschlossen, während mein Streben dahin geht, sie zu verwissenschaftlichen.

A: Das klingt wie die verkehrte Welt. Gerade die Rankesche Forschung gilt als der Gipfel der Wissenschaftlichkeit.

P: Sie erinnern sich doch unserer früheren Feststellung, daß die Aufgabe der Wissenschaft ist, die Zukunft vorausszusehen. Wenn Ranke die Arbeit des Historikers auf die genaue Ermittlung des Gewesenen beschränkt, so verzichtet er ausdrücklich auf das entscheidende Kennzeichen der Wissenschaft, die Prophezeiung.

A.: Der Historiker ist nach dem bekannten Wort ein Prophet, der in die Vergangenheit schaut.

P: Ich weiß eben nicht, von wem der Ausspruch herrührt; ich glaube, von A. W. Schlegel. Aber wer ihn auch getan haben mag: eine boshafte Ver-spottung der Historie hätte er nicht erfinden können.

A: Ich habe versucht, mir abzugewöhnen, daß ich mich über etwas wundere, was Sie sagen. Aber hier muß ich mich doch wundern, denn ich habe mehr als einen Historiker den Satz mit Genugtuung zum Lobe seines Berufs anführen hören.

P: Das ist wohl möglich. Aber stellen Sie sich einen Propheten vor, der da weissagt, was früher gewesen ist, und was daher von vielen gewußt wird oder festgestellt werden kann. Ich glaube nicht, daß er sich ein Ansehen als Prophet erwerben wird.

A: So ist es wohl nicht gemeint. Sondern der Historiker läßt die Vergangenheit vor unseren Augen erstehen, als wäre es Gegenwart.

P: Also etwa wie ein Künstler?

A: Das ist das Wort: der Historiker muß ein Künstler sein.

P: Das ist eine fast ebenso grausame Verurteilung, wie die zum umgekehrten Propheten. Denn die künstlerische Darstellung ist die primitive Stufe, bei der es sich um die Erregung willkommener Gefühle beim Empfänger handelt, nicht um die Wahrheit, welche die Wissenschaft fordert.

A: Was ist Wahrheit? frage ich mit Pilatus.

P: Was uns zutreffende Voraussagungen ermöglicht. Also die Wissenschaft. Allerdings nur die Wissenschaft im eigentlichen Sinne, nicht die Scholastik.

A: Auch die Wissenschaft hat sich oft geirrt.

P: Sagen Sie ruhig: die Professoren haben sich oft geirrt. Das ist eine nicht zu bezweifelnde Tatsache. Sie rührt daher, daß ihre Wissenschaft unvollkommen war oder falsch angewandt wurde.

A: Absolute Gewißheit gibt auch die Wissenschaft nicht.

P: Natürlich nicht, da es Absolutes überhaupt nicht gibt. Sie gibt nur Wahrscheinlichkeiten. Aber sie lehrt die Wahrscheinlichkeit messen und bestimmt im gegebenen Fall, wie groß das Zutrauen sein darf, das wir ihren Voraussagungen zubilligen. Und ein wesentlicher Anteil ihres Fortschrittes besteht darin, daß die Wahrscheinlichkeit der Prophezeiungen beständig verbessert wird. Daß die Professoren trotz der Wissenschaft nicht selten vorbeischießen, wird meist dadurch bewirkt, daß sie das Mak der Wahrscheinlichkeit ihrer Voraussetzungen sich nicht zum Bewußtsein bringen oder gar absolute Sicherheit behaupten zufolge des alten Irrtums, als gäbe es etwas, wie absolute Wahrheit.

A: Ja, wo bleiben denn schließlich die Historiker? Hier und dort haben Sie ihnen den Platz streitig gemacht. Irgendwo müssen sie doch ihre Arbeit ungestört ausführen können.

P: Man könnte mit dem berühmten Wort antworten: Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein. Aber das würde keineswegs meine eigene Ansicht ausdrücken, denn ich sehe unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten und -notwendigkeiten für sie voraus. Aber dies darzulegen erfordert eine ziemlich weitläufige Vorrede, die ich nicht überschlagen kann, weil darin mancherlei vorkommt, was mit den landläufigen Anschauungen im Widerspruch steht, und ich weiß nicht, ob Sie die Geduld und Selbstverleugnung haben werden, dies alles anzuhören.

A: In den »Fliegenden Blättern« wurde einmal vor langer Zeit der Professor als ein Mann definiert, welcher anderer Meinung ist. Ich habe niemals einen Professor gekannt, auf den diese Begriffsbestimmung vollkommener zutrifft als auf Sie. Es ist schon beinahe ein Sport zu nennen.

P: Ich nehme die Definition an, muß aber betonen, daß es sich nicht um einen Sport handelt, sondern um eine Pflicht, die tief in der Berufsethik des Forschers verankert ist. Es gibt so überaus viele Quellen des Irrtums, und darunter so verborgene, daß für den Fortschritt der Wissenschaft die Befreiung von überkommenen Vorurteilen mindestens ebenso wichtig ist, wie die Schaffung neuer Gedanken. Ich habe Ihnen ja schon in anderem Zusammenhange dargelegt, daß eine Meinung, je älter sie an Jahren ist oder je weiter ihre Entstehung zeitlich zurückliegt, um so wahrscheinlicher schlechter und dümmter ist, als eine neue Meinung, die ohne Kenntnis älterer Gedankenbildungen auf Grund der heute bekannten Tatsachen und Beziehungen gebildet worden ist. Denn sie ist zu einer Zeit entstanden, wo die Menschheit unerfahrener, gedankenloser und unwissenschaftlicher war, als die heutige. Folglich ist es einem jeden Forscher Pflicht, überall, wo er ältere Gedanken für seine Forschungen verwendet, sie auf das genaueste zu prüfen, ob sie dem heutigen Wissen gegenüber standhalten.

A: Da könnte man ja die ganze ältere Literatur einstampfen. Ich sehe, daß meine Nachrichten über Ihre zerstörenden Tendenzen doch nicht ganz unrichtig waren.

P: Sie lassen mich Dinge sagen, die ich nicht sagen will. Die ältere Literatur können wir nicht entbehren, weil wir nicht auf die zahllosen richtigen Beobachtungen und Gedanken verzichten können und wollen, die in ihr enthalten sind. Sie stellen ja den höchsten geistigen Schatz dar, den die Menschheit aus den Beiträgen ihrer Größten angesammelt hat, und dieser Schatz verdient die

sorgsamste Pflege. Aber zu der Pflege gehört vor allen Dingen ein beständiges Aufmerken, ob das, was die Vorzeit — und auch die Gegenwart — als Wert gesammelt und aufbewahrt hat, auch diesen Wert dauernd behält. Denken Sie sich einen Mann, der sein Vermögen in Diamanten angelegt hat, weil diese das Unveränderlichste sind, was man kennt, und es werden in Südafrika die Stellen entdeckt, wo der Diamant geologisch entstanden ist und sich so reichlich findet, wie Granat oder Magneteisenstein. Sein Vermögen ist hin.

A: Sie meinen also, daß durch eine unerwartete Entdeckung unsere ganze Wissenschaft entwertet werden könnte.

P: Das denke ich nicht. Denn das Wissenschaftskapital besteht nicht nur aus Diamanten, d. h. es beruht nicht auf einem einzelnen Satz, durch dessen Widerlegung es wertlos werden müßte. Sondern es setzt sich aus Werten von mannigfaltigster Beschaffenheit zusammen, gleichsam Gold, Diamanten, Silber, Smaragden und daneben Wertpapiere, Aktien, Wechsel usw. usw. Alle diese Werte sind der Veränderung zugänglich, namentlich die papierenen. Und da heißt es, beständig die Augen offen halten, um den Kredit richtig abzuschätzen, den ein jedes Stück beanspruchen darf, das man verwerten will.

A: Das leuchtet mir ein. Ich habe schon immer beobachtet, daß gewisse Gebiete oder Richtungen in ihrem Kurs sehr wechseln, bald hoch stehen, bald tief. So war z. B. etwa bis 1910 nach Mystik kaum Nachfrage, und heute ist sie ein großes Geschäft.

P: Das allgemeine Interesse ist durchaus kein Maßstab für den wissenschaftlichen Wert, denn dieser muß erst von den mittleren Köpfen begriffen sein, damit sie ihn der breiten Masse plausibel machen können. Dazu braucht es um so mehr Zeit, je größer der Fortschritt ist. Aber auch das gilt nicht in allen Fällen, da mancherlei Äußerlichkeiten beschleunigend wie verzögernd wirken können.

A: Darüber möchte ich gern Näheres hören.

P: Leider kann ich Ihnen hierüber kaum etwas Förderliches sagen. Sie wissen, daß uns Professoren alle offene Reklame als nicht standesgemäß versagt ist. Sie wird deshalb durch mancherlei unterirdische Mittel ersetzt, über die sich kaum Sicheres in Erfahrung bringen läßt.

A: Mir ist immer aufgefallen, wie verschieden wissenschaftliche Werke vom Publikum aufgenommen worden sind und werden. Beinahe möchte man sagen,

daß die Bereitwilligkeit der Aufnahme im umgekehrten Verhältnis zu der wissenschaftlichen Bedeutung steht. Allerdings wieder mit Ausnahmen nach beiden Seiten.

P: Es sind eben mehrere unabhängige Faktoren für den breiten Erfolg bestimmend. — Aber ich möchte auf meine Vorrede zurückkommen, die als Grundlage für die neue Auffassung der Geschichte und ihrer Hilfsmittel dienen soll.

A: Entschuldigen Sie bitte meinen Seitensprung. Mir liegt natürlich sehr viel daran, von dieser Seite in die Zukunft meines Berufs Einblick zu gewinnen.

P: Ich fange also vom Anfang an. Kennen Sie die Pyramide der Wissenschaften?

A: Ich habe davon gehört, bin aber nicht mehr im Bilde. Bitte erklären Sie sie mir.

P: Sie sollten Sie schon von Berufs wegen nicht nur kennen, sondern auch benutzen. Denn sie gewährt eine methodische Übersicht über alle Wissenschaften, die Künste eingerechnet, und kann daher als Grundlage für die Ordnung Ihres Lagers und Ihrer Kataloge dienen.

A: Wie Sie immer vom Theoretischen auf das Praktische überspringen!

P: Das ist das förderlichste Mittel, sich zu überzeugen, daß man nicht auf einen Holzweg geraten ist, wozu im Theoretischen immer große Gefahr droht. — Also die Pyramide der Wissenschaft ruht auf der Erkenntnis, daß die Begriffe die Elementarbestandteile aller Wissenschaften sind, und daß daher aus der Ordnung der Begriffe sich die Ordnung der Wissenschaften ergeben muß.

A: Mich wundert, daß Sie als Vertreter der exakten Wissenschaft nicht die objektiven Tatsachen, die Erfahrungen, als die Elemente ansehen.

P: Erfahrungen ergeben erst Wissenschaft, wenn sie begrifflich erfaßt sind. Als Adam im Paradiese Zoologie zu treiben begann, war sein erstes, den Tieren Namen zu geben, d. h. die Begriffe Löwe, Hund, Schaf usw. zu schaffen, unter welche er die ungezählten Einzelwesen ordnen konnte, die er in seiner Umgebung vorfand.

A: Sie haben Recht. Aber wie soll man die ungeheure Masse der Begriffe ordnen?

P: Die Begriffe haben alle die Eigenschaft des Umfangs und des Inhalts. Unter Umfang versteht man die Anzahl der Einzeldinge, welche unter den

gegebenen Begriff fallen, z. B. die Anzahl Löwen oder die Anzahl Begriffe, die es gibt. Unter Inhalt versteht man die Gesamtheit aller Besonderheiten, welche jedem Einzelwesen des bestimmten Begriffs zukommen. Beim Löwen sind sie sehr zahlreich: Form, Farbe, alle Einzelheiten ihrer Anatomie und Physiologie gehören dazu. Beim Begriff sind nur wenige gemeinsame Besonderheiten vorhanden, vor allem, daß sie alle Inhalt und Umfang haben.

A: Das ist leicht verständlich.

P: Wir beachten nun das Gesetz, daß Inhalt und Umfang der Begriffe im umgekehrten Verhältnis stehen: je geringer der Inhalt ist, um so größer ist der Umfang. Löwen gibt es vielleicht 100000; Begriffe unbegrenzt viele.

A: Wirklich so viele?

P: Nehmen Sie z. B. die Zahlenbegriffe 0, 1, 2, 3 usw. Wir können die Zahlenreihe beliebig lang machen, und haben damit ebenso viele verschiedene Begriffe gebildet. Ihre Anzahl beträgt also gewiß mehr als jede angebbare Zahl, sie sei noch so groß.

A: Ja, dagegen läßt sich nichts sagen.

P: Nun können wir die Wissenschaftspyramide aufbauen. Die Grundlage wird von jenen Begriffen gebildet, welche den kleinsten Inhalt und daher den größten Umfang haben. Es sind das die Begriffe des Dinges, der Gruppe, der Ordnung und Zuordnung, ferner Zahl und Maß, Zeit und Raum.

A: Sie werden nicht erwarten, daß ich dies im einzelnen nachprüfe; ich nehme es also auf Treu und Glauben an.

P: Sie werden hernach Gelegenheit finden, die Brauchbarkeit des Schemas zu erproben; das ist eine sehr wirksame Form der Prüfung. Aus den erstgenannten allgemeinsten Begriffen entsteht durch die erfahrungsmäßige Feststellung ihrer Inhalte die unterste Schicht der Pyramide: die Ordnungswissenschaft.

A: Ich habe nie gehört, daß es eine solche Wissenschaft gibt.

P: Ja, es liegt hier eine Vernachlässigung vor. Inhaltlich ist sehr viel von der Ordnungswissenschaft bekannt; so gehört z. B. die ganze formale Logik dazu. Aber es ist von jeher üblich, daß die einzelnen Wissenschaften das Stück Ordnungslehre, das sie brauchen, selbst besorgen. Insbesondere hat die nächstfolgende Wissenschaft, die Größenlehre oder Mathematik die Geschäfte der Ordnungswissenschaft gewohnheitsmäßig mit erledigt. Ihre große und selb-

ständige Bedeutung hat niemand klarer erkannt als Gottfried Wilhelm Leibniz, der schon in seiner frühzeitigen Doktordissertation ihre Grundlagen und Anwendungsmöglichkeiten dargelegt hat.

A: Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, was so Erhebliches hier vorliegen kann. Natürlich weiß ich als Kaufmann, daß Ordnung die Grundlage jeder gesunden Geschäftsführung ist, aber sie ist doch eigentlich eine einfache Sache.

P: Sie brauchen nur daran zu denken, daß die Logik die ja ein unentbehrliches Arbeitsmittel für alle Wissenschaften ist, nur einen kleinen und nicht den wichtigsten Teil der Ordnungswissenschaft oder Mathetik ausmacht.

A: Ja so! Bücher über Logik habe ich zu Hunderten auf Lager. Aber sie gehen nicht sehr gut.

P: Das liegt daran, daß sie meist nicht viel taugen. Die offizielle Logik, wie sie auf den Universitäten meist vorgetragen wird, hat von ihrer Großmutter, der scholastischen Logik noch so viel altertümliche Eigenheiten behalten, daß sie nicht recht in das heutige Leben passen will. Aber darüber hinaus hat sich bereits eine moderne Logik zu entwickeln begonnen, welche ihr Material aus den einzelnen Wissenschaften nimmt, wo sie praktisch zur Anwendung gekommen ist. Aber ein viel wichtigerer Teil der Ordnungswissenschaft ist die Lehre von der Zuordnung.

A: Ich erinnere mich nicht, dieses Wort im Titel irgendeines Werkes gelesen zu haben.

P: Da sehen Sie, wie gröblich in der Mathetik noch die wichtigsten Begriffe vernachlässigt werden. Die Zuordnung beruht auf der Tatsache, daß man die Glieder irgendeiner Gruppe mit denen irgendeiner anderen gedanklich so verkoppeln kann, daß alle Ordnungsoperationen, die man mit der einen Gruppe vornehmen kann, sich auch bei der anderen ausführen lassen. Man sagt dann, daß die beiden Gruppen Glied für Glied einander zugeordnet sind.

A: Ich kann immer noch nicht erkennen, was damit erreicht werden soll.

P: Bitte, erinnern Sie sich der Geschichte von Adams Zoologie. Er gab jedem Tier seinen Namen, d. h. er ordnete der Gruppe der Tiere eine Gruppe von Lauten so zu, daß zu jeder Tierart ein besonderer Laut gehörte. Damit war die Sprache geschaffen, und hier erst begann die Möglichkeit der Kultur. Erst dadurch, daß jeder Begriff seinen Namen, d. h. seinen zugeordneten Laut erhält,

bekommt das zerstreute Denken des Urmenschen sein festes Gerüst. Nun erst konnte er seine persönlichen Kenntnisse und Erfahrungen seinen Genossen mitteilen, so daß sie nicht mehr mit seinem Tode verloren gingen, sondern ein unpersönliches Gut von unbegrenzter Dauer wurden.

A: Jetzt sehe ich, wohinaus Sie wollen.

P: Zunächst mußte dies Gut von einem lebenden Menschen auf den anderen übertragen werden, weil die Laute der Sprache keine Dauer haben. Die zweite große Erfindung der Schrift, wodurch den verklingenden Lauten für das Ohr dauernde Zeichen für das Auge zugeordnet wurden, beseitigte diesen großen Nachteil und machte die Erhaltung des Wissens unabhängig vom Dasein und Gedächtnis des Einzelnen.

A: Da haben wir ja die Grundlegung alles Schrift- und Bücherwesens in der untersten und breitesten Schicht Ihrer Wissenschaftspyramide vorgefunden. Ich bin nicht wenig stolz darauf, meinen Beruf so tief in den Grundlagen aller Kultur verankert zu finden.

P: Sie sehen also, wie wenig der Vorwurf begründet war, mit dem Sie mich vorher empfangen haben. Aber ich habe noch mancherlei in gleichem Sinne zu sagen und freue mich auf die Freude, die das Ihnen machen wird.

A: Um so eifriger werde ich zuhören.

P: Ich kann Ihnen nicht noch die vielen praktischen Anwendungen der Ordnungswissenschaften vorlegen. Wenn ich einerseits erwähne, daß die künstlerische Phantasie durch die Kombinatorik — die ein Teil der Mathetik ist — nicht nur ersetzt, sondern in dem Umfang und der Vollständigkeit der Ergebnisse weit übertroffen wird, und andererseits, daß das heute so wichtig und beliebt gewordene Organisieren in der Hauptsache auf angewandter Ordnungswissenschaft beruht, so gewinnen Sie eine Vorstellung, wie weit diese Wissenschaft ihre Arme ausstreckt.

A: Ich sehe noch nicht recht, wo das hinaus soll.

P: Ich habe den wichtigsten Begriff der Mathetik, den der Zuordnung, bereits erwähnt. Wenn Sie z. B. jedem Buch Ihres Lagers einen Zettel zuordnen, auf dem der Titel, Umfang, Zustand, Preis usw. angegeben sind, so können Sie durch Benutzung der Zettel alle möglichen Fragen betreffs der Bücher beantworten oder Aufgaben lösen, ohne einen Band in die Hand nehmen zu müssen.

A: Sie beschreiben mir ja meine Kartei, ohne die ich allerdings das Geschäft nicht führen könnte.

P: Dies ist ja nur ein Beispiel für die Bedeutung der Zuordnung. Wenn Sie aber überlegen, daß die Worte, durch die wir uns verständigen, nur Laute sind, die unseren Begriffen willkürlich zugeordnet sind, so daß diese in unserem Geiste entstehen, wenn wir die Laute hören, so erkennen Sie, daß die Sprache, und damit der größere Teil unseres geistigen Lebens auf Zuordnung beruht.

A: Jetzt beginne ich zu sehen, was Sie meinen. Aber ich muß wieder reklamieren. Sie nannten die Sprache eine willkürliche Zuordnung von Lauten zu Begriffen; die Sprache ist aber doch nichts Willkürliches! Sie ist eine Emanation der Volksseele, ein autonomer Organismus, der gewachsen ist, wie ein Baum, erfüllt von eigenem Leben, das wir ehrfürchtig zu erforschen haben, aber nicht willkürlich meistern dürfen.

P: O jemine! Auch Sie leiden unter der Infektion, die von dem unglücklichen Wilhelm von Humboldt ausgegangen ist.

A: Sie sprechen von einem der größten Geister unseres Volkes! Er hat uns jene tiefe Philosophie der Sprache gegeben, aus der inzwischen die Sprachwissenschaft erwachsen ist. Er war der tiefste Kenner der Sprache überhaupt.

P: Was Humboldt betrifft, so stelle ich fest, daß alle seine Philosophie ihm nicht die Fähigkeit gegeben hat, die deutsche Sprache genügend zu beherrschen.

A: Aber Herr Professor!

P: Humboldt hatte die Gewohnheit, alle besondere Gedanken und Gefühle, die ihn beschäftigten, in Gestalt eines Sonetts auszudrücken, deren er rund tausend angefertigt hat. Es ist kein einziges darunter, das man ein gutes Gedicht nennen kann, und die meisten sind ganz unwahrscheinlich schlecht.

A: Was soll das beweisen?

P: Es beweist, daß das, was Humboldt von der Sprache wußte oder zu wissen glaubte, ihm nicht einmal soviel sprachliche Geschicklichkeit verschafft hat, daß er ein leidliches Gedicht machen konnte. Und daraus folgt, daß auf seinem Wege eine Beherrschung der Sprache nicht erreicht werden kann, d. h., daß der erste Zweck der Sprachwissenschaft verfehlt wird.

A: Ich gebe es auf, mit Ihnen hierüber zu streiten. Nach meiner Ansicht, die ich mit unseren bedeutendsten Philologen teile, hat die Sprachwissenschaft

viel edlere und höhere Zwecke, als sprachliche Geläufigkeit zu bewirken. Das überläßt sie den gewöhnlichen Sprachlehrern.

P: Ich fürchte, Sie haben Ihren Philologen einen Bärenienst erwiesen. Aber lassen wir das. Daß die Sprache willkürlich ist, geht ja schon aus der Tatsache hervor, daß es so viele verschiedene Sprachen gibt. In Mittelafrika hat jedes Negerdorf seine eigene Sprache und in Indien sind mindestens 50 verschiedene Sprachen gebräuchlich. Je niedriger eine Kultur ist, um so mehr Sprachen gibt es.

A: Lassen wir das, sage auch ich.

P: Gut. Ich erwähne nur noch, daß auch die Schrift auf der Zuordnung von Zeichen beruht. Bei der chinesischen Schrift sind die Zeichen unmittelbar den Begriffen zugeordnet; deshalb kann man chinesische Schrift lesen lernen, ohne chinesisch sprechen gelernt zu haben. Bei den europäischen Sprachen sind die Zeichen den Lauten zugeordnet, so daß sich die verschiedenen Sprachen der gleichen Buchstaben bedienen können.

A: Das sind sehr interessante Gesichtspunkte.

P: Ich füge noch hinzu, daß auch wir teilweise Begriffsschrift benutzen. Es sind dies Zahlenzeichen, die in allen Sprachen gleich aussehen und gleiches bedeuten, obwohl sie ganz verschieden ausgesprochen werden. Andere Begriffsschriften sind die chemischen Formeln, die Noten in der Musik und mancherlei Zeichen in der Physik und der Technik. Auch für die Farben ist neuerdings eine Begriffsschrift entwickelt worden in den von Ostwald angegebenen Farbzeichen.

A: Da sollte man doch meinen, daß eine allgemeine Begriffsschrift möglich wäre.

P: Sie wird überall dort möglich, wo klare und bestimmte Begriffe vorhanden sind. Das trifft in den angegebenen Gebieten zu, nicht aber im allgemeinen. Die den Worten der gewöhnlichen Sprache zugeordneten Begriffe sind zu unbestimmt und wandelbar, um bestimmte Zeichen tragen zu können. Das ist u. a. die Ursache, weshalb die Philosophie als methodische Wissenschaft so wenig vorgeschritten ist. Die armen Philosophen müssen ihre Gebäude aus dem nachgiebigen Lehm der Wortbegriffe errichten und erzielen natürlich bei weitem nicht so haltbare Gebilde, wie die Vertreter der exakten Wissenschaften mit

dem festen Stein sachlicher Begriffe. Aber wir wollten ja die Sprachenfrage nicht weiter erörtern. Bezüglich der Ordnungswissenschaft füge ich also nur noch hinzu, daß die heute so verschiedenartig auftretenden Methoden der geschäftlichen Buchführung nichts sind als einzelne Lösungen der Aufgabe, den vielfältigen Dingen und Vorgängen einer Fabrik oder eines Geschäfts ein System von Zeichen so zuzuordnen, daß aus den Zeichen so viel wie möglich bezüglich der wirklichen Dinge, denen sie zugeordnet sind, entnommen werden kann.

A: Das wäre eine Sache, die mich unmittelbar angehe. Gibt es denn nicht ein Lehrbuch, wo man das alles hübsch praktisch zusammengeordnet finden kann?

P: Leider noch nicht. Eine Skizze der allgemeinsten Verhältnisse hat W. Ostwald in seiner Modernen Naturphilosophie gegeben, und seine Farbenlehre zeigt, wie man sie auf einen gegebenen Fall anwenden kann. Aber das Lehrbuch für den allgemeinen Gebrauch muß noch erst geschrieben werden.

A: Schreiben Sie es doch! Sie würden den Menschen sicherlich einen großen Dienst damit erweisen.

P: Die Reihe der Bücher, die ich schreiben könnte und sollte, ist schon so groß, daß eines mehr oder weniger nicht viel ausmacht. Aber wir müssen auf unsere Pyramide zurückkommen, deren erste Schicht wir gelegt haben. Sie soll hernach alle anderen Wissenschaften tragen, denn jede Wissenschaft muß damit beginnen, ihr Material, nachdem es überhaupt vorhanden oder beschafft ist, zu ordnen, und jene Schicht muß deshalb sehr breit und umfassend angelegt sein. Wir ersteigen nun die nächste Stufe der Pyramide. Es ist die Größenlehre oder Mathematik.

A: Die Mathematik wird doch allgemein als die Grundlage aller exakten Wissenschaften angesehen. Kant hat ja sogar erklärt, daß in jeder Disziplin nur soviel reine Wissenschaft anwesend sei, als sie Mathematik enthält.

P: Kant hat sich hier in einem Irrtum befunden, der schon damals allgemein war, weil man eben die selbständige Bedeutung der Ordnungswissenschaft nicht begriffen hatte und hat. In der Chemie war z. B. gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur äußerst wenig Mathematik vorhanden; Volksschulkenntnisse im Rechnen waren ausreichend. Und doch war sie eine große und einflußreiche Wissenschaft.

A: In meinen Katalogen gehört sie zu den ausgedehntesten.

P: Prüfen wir ihren damaligen Zustand, so sehen wir, daß sie sich durchaus in der ordnungswissenschaftlichen Periode befand. Ordnungsfragen — Formeln und Konstitution — waren der Gegenstand der Forschung; sie waren sehr dringend wegen der vielen Tausende von Stoffen, die gekennzeichnet und geordnet werden mußten. Das Kantische Wort wäre also richtig, wenn er nicht die Mathematik sondern die Ordnungswissenschaft als Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit genannt hätte. Der Grundbegriff der Mathematik ist die Zahl, von der der Begriff der Größe abgeleitet ist. Diese Wissenschaft besteht seit dem Altertum, hat aber ihre entscheidende Entwicklung erst mit dem Beginn der Neuzeit erfahren.

A: Wie verhält sich denn die Mathematik zur Ordnungswissenschaft?

P: Sie berühren hier einen sehr wichtigen Punkt. Zeichnen wir die Ordnungswissenschaft als Grundplatte der Pyramide, so baut sich die Mathematik als schmäleres aber höheres Stück hinein, wie dies sich in Bild 4 darstellt.

A: Was bedeutet dies Symbol?

P: Es soll bedeuten, daß die Mathematik auf der Ordnungswissenschaft beruht oder sie zur Voraussetzung hat, aber nicht umgekehrt. Denn es gibt Dinge, die man zwar ordnen kann, aber nicht zählen.

A: Ist das so? Bitte, ein Beispiel.

P: Zählen kann man nur Dinge, die voneinander getrennt sind; was stetig ist, läßt sich nicht zählen. Beispielsweise die Farben im Spektrum; man sagt, ihre Zahl sei unendlich. Ebenso aber auch Raum und Zeit.

A: Aber man kann sie doch messen!

P: Zählen und Messen sind verschiedene Dinge, denn um messen zu können, muß man allerlei Voraussetzungen erfüllen, wie Maßeinheit, Meßverfahren usw., die beim Zählen nicht in Frage kommen. Aber wir dürfen uns in diese Probleme nicht vertiefen.

A: Was bedeutet denn, daß im mittleren Gebiet die Felder der Ordnungslehre und der Mathematik teilweise übereinander fallen?

P: Es soll daran erinnern, daß die Ordnungslehre auch für die Gegenstände der Mathematik maßgebend ist, aber nicht umgekehrt. Sie ist eine Hilfswissenschaft der Mathematik, diese aber keine Hilfswissenschaft der Ordnungslehre.

Das ist allgemein so; jede untere Wissenschaft trägt alle oberen, aber nie umgekehrt.

A: Dann wäre also die Ordnungslehre eine Hilfswissenschaft für alle anderen Wissenschaften ohne Ausnahme?

P: Ganz recht. Die Logik ist ein Teil der Ordnungslehre, und es ist allgemein anerkannt, daß ohne sie keine Wissenschaft möglich ist.

A: Meine Hochachtung vor der Ordnungslehre wächst bedeutend.

P: Nun können wir schnell weiterbauen. Die nächsten Begriffe von etwas kleinerem Umfang und entsprechend reicherem Inhalt sind Raum und Zeit. Für den Raum haben wir seit dem Altertum die Wissenschaft der Geometrie. Die Verhältnisse der Zeit sind für sich so einfach, daß sich keine abgetrennte Wissenschaft ausgebildet hat. Wo sie sich mit der Geometrie verbindet, heißt sie Phronomie oder Bewegungslehre. Ich mache Sie besonders aufmerksam, daß erst hier der Begriff der Zeit erscheint. Ordnungslehre und Mathematik sind noch zeitfrei.

A: Das überrascht mich. Aber Sie werden wohl Recht haben.

P: Nun folgen nacheinander Mechanik, Physik und Chemie. Der neue Allgemeinbegriff, der hier auftritt, ist der der Energie. Wir fassen deshalb die ersten Disziplinen als Ordnungswissenschaften im weiteren Sinne zusammen und bauen dar über Mechanik, Physik und Chemie als energetische Wissenschaften.

A: Nun fühle ich mich auf bekanntem Boden. So ordnen wir ja auch unsere Kataloge, ohne von der Pyramide der Wissenschaften etwas zu wissen.

P: Das ist ein Beweis dafür, daß die nach dem Satz von Inhalt und Umfang der Begriffe theoretisch aufgebaute Ordnung richtig oder vielmehr brauchbar ist. Sie muß ja fähig sein, das Teilwissen aufzunehmen, das sich in den engeren Gebieten erfahrungsmäßig entwickelt hat.

A: Wieder der enge Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis!

P: Schlechte Praxis kommt von schlechter Theorie her.

A: Ich dachte, eher umgekehrt.

P: Theorie ist Verallgemeinerung aus einzelnen Erfahrungen. Ist diese Verallgemeinerung verfehlt, so wird man falsch handeln, weil man einen bestimmten Erfolg erwartet, der dann nicht eintritt.

A: Ich sehe: ein falscher Prophet!

P: Wir bauen unsere Pyramide weiter auf. Der nächste Begriff, der enger ist, als der der Energie, aber der weiteste nächst ihm, ist der des Lebens. Mit ihm werden die höchsten Stufen der Pyramide erbaut.

A: Bitte, wir wollen noch einen Augenblick verweilen. Ich habe Gründe, mich besonders für die Methodik der Chemie zu interessieren. Wenn ich die Pyramide so weiterbaue, wie bisher, so würde sie so aussehen: Was bedeuten nun die Schichten in Bild 5, die ich mit a, b, c, d bezeichnet habe? — Die Mechanik habe ich der Kürze wegen mit der Physik zusammengefaßt.

P: Das ist doch klar: a ist die bloß ordnungswissenschaftliche Chemie, also wie wir vorher gesehen haben, die Chemie des Altertums bis zum neunzehnten Jahrhundert. Dann folgt die zählende und messende Chemie, deren eigentlicher Begründer J. B. Richter ist; sie beginnt im neunzehnten Jahrhundert. Dann endlich folgt die physikalische Chemie, womit alles gegeben ist, was zum Aufbau der gesamten Chemie d erforderlich ist.

A: Soll ich das so verstehen, daß es außerdem kein neues Kapitel der Chemie gibt oder geben wird?

P: Soweit man jetzt erkennen kann: nein.

A: Aber es gibt doch schon eine physiologische Chemie, die täglich an Umfang zunimmt!

P: Das ist nur eine Nachlässigkeit in der Benennung. Es handelt sich um den chemischen Teil der Physiologie, der Lebenswissenschaft, welche auf die Chemie als nächsthöhere Schicht folgt.

A: Ist das nicht eine willkürliche Unterscheidung?

P: Nein. Wenn Sie irgendeine Arbeit aus der sogenannten physiologischen Chemie ansehen, so finden Sie immer, daß es sich um eine physiologische Frage handelt, und nicht um eine chemische. Man muß also von chemischer Physiologie reden, wie es eine mechanische und physikalische Physiologie gibt, als Einzelkapitel aus der gesamten Physiologie.

A: Ich weiß doch nicht, ob ich in meinen Katalogen diese Bezeichnungsweise durchführen soll.

P: Früher oder später wird es sich als notwendig erweisen. Aber vielleicht nicht so bald. Wir nennen das Element O auch noch immer Sauerstoff, obwohl wir seit 100 Jahren wissen, daß es eine Menge Säuren gibt, die

keinen »Sauerstoff« enthalten und daß Wasserstoff das kennzeichnende Element der Säuren ist.

A: Name ist Schall und Rauch!

P: Er sollte es nicht sein, denn ein falscher Name bewirkt immer Energievergeudung, schon um die falschen Gedankenverbindungen zu vertreiben, die er bewirkt. — Nun können wir wohl zu den Lebenswissenschaften zurückkehren?

A: Bitte.

P: Der Begriff des Lebens ist so umfassend, daß wir hier wieder mehrere Stufen unterscheiden müssen. Zunächst die Physiologie oder die Lehre von den allgemeinen Gesetzen, die für alle Lebewesen in Geltung stehen. Dann die Psychologie oder die Lehre vom Fühlen, Handeln und Denken; diese Erscheinungen sind auf Lebewesen mit einem Zentralorgan beschränkt und ihre wissenschaftliche Erforschung ist fast nur beim Menschen möglich. Endlich die Soziologie oder Kulturwissenschaft die Lehre von der gemeinsamen Betätigung kleinerer oder größerer Menschengruppen, von der Familie über den Stamm und das Volk bis zur gesamten Menschheit.

A: Wo bleiben aber die Geisteswissenschaften, die in unseren Bibliotheken den größten Anteil bilden?

P: Sie wären längst auf den ihnen zukommenden Raum eingeschränkt, wenn nicht unsere öffentlichen Büchereien in sonderbarer, wenn auch erklärlicher Mißkennung der relativen Bedeutung die riesengroße technische Literatur so gut wie vollkommen unberücksichtigt gelassen hätten.

A: Ja, es ist merkwürdig. Auch im Antiquariatshandel spielt diese Literatur nur eine geringe Rolle. Sie veraltet so schnell und verliert dann ihren Wert. Mit den exakten Wissenschaften ist es übrigens auch so, wenigstens teilweise. Lehrbücher die mehr wie zehn Jahre alt sind, kann man nicht mehr an den Mann bringen.

P: Was die Vernachlässigung der technischen Literatur in den großen Büchereien anlangt, so rührt sie daher, daß die Bibliothekare meist als Philologen oder Historiker ausgebildet sind und von der Technik nichts verstehen. Sie sind vielmehr meist geneigt, sie als einen Feind dessen anzusehen, was sie Wissenschaft nennen. Diesen Feind halten sie natürlich so fern, wie sie können.

A: Ja, aber das erklärt nicht, warum hier die Bücher so schnell veralten.

P: Das hat seinen Grund darin, daß diese Wissenschaften sich so schnell entwickeln. Je schneller das Neue und Bessere auftritt, um so eher ist eine

Erneuerung notwendig. Umgekehrt halten sich die Bücher um so länger frisch, je träger die Gesamtentwicklung ist. In Gebieten, die noch nicht von der Wissenschaft erfaßt sind, wie insbesondere in der Kunst, braucht es Jahrhunderte, bis die Werke veralten.

A: Das ist wieder eine von Ihren Ungeheuerlichkeiten. Die Kunst wird nie Gegenstand der Wissenschaft, des kalten Verstandes sein!

P: Woher wissen Sie das?

A: Darüber sind doch alle einig, die von der Kunst etwas wissen, die Künstler selbst und ebenso die Kunstgelehrten!

P: Prophezeien kann nur die Wissenschaft.

A: Und was prophezeit sie?

P: Sie stellt fest, daß die Verwissenschaftlichung unserer Erfahrungen und Erlebnisse in der Pyramide der Wissenschaften langsam von unten nach oben steigt. Die Ordnungswissenschaften Mathematik und Geometrie sind die ältesten und hatten schon in der Antike einen erheblichen Grad der Entwicklung erreicht. Mit dem Beginn der Neuzeit trat als neue Wissenschaft, durch Galilei geführt, die Mechanik auf, dann die Physik. Die Chemie ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, die Physiologie gehört dessen zweiter Hälfte an. Hier liegt gegenwärtig die Trennungsfläche, die sich anschickt, in die Psychologie einzutreten. Aber hier sind wir noch nicht so weit, daß Sicherheit über die allgemeinen Grundlagen besteht. Mit der Soziologie sieht es natürlich noch viel schlimmer aus.

A: Was hat das aber mit der Frage der Kunst zu tun?

P: Die Kunst ist ein Kapitel der Psychologie, und zwar der angewandten, denn sie hat zum Zweck die Erregung willkommener Gefühle. Folglich wird sie künftig einmal, wenn die Grenzfläche der Verwissenschaftlichung sich über die Psychologie erhoben haben wird, ebenso rationell betrieben werden können, wie etwa heute die Elektrotechnik in der angewandten Physik oder die Medizin in der angewandten Psychologie.

A: Ich hoffe, daß ich das nicht zu erleben brauche!

P: Ich bedauere, daß ich das nicht erleben werde! Oder vielmehr, daß die Allgemeinheit dieses Fortschrittes zu lange für mich wird auf sich warten lassen. Teilweise sind wir ja schon so weit.

A: Sie meinen, daß man eine Symphonie aus den Retorts wird destillieren können?

P: Gerade in der Tonkunst ist man am weitesten. Welche Töne konsonieren und welche dissonieren, weiß man seit 1000 Jahren. Und in unserer Zeit ist man endlich so weit gelangt, das gleiche Problem auch für die Farben zu lösen.

A: Aber das ist doch nicht die Kunst!

P: Nein, aber die Grundlage dazu. Aber wir lassen besser das gefährliche Thema, bei welchem die Menschen so leicht in Zorn geraten. Ich möchte noch ein paar Worte zu der obersten Schicht der Pyramide sagen, den Kulturwissenschaften. Hierher gehört alles, was die Menschen als Gemeinschaft besitzen und pflegen, wie Staat, Recht, Religion, Sprache, Wirtschaft, Verkehr, Wissenschaft, kurz alles, was man gewöhnlich unter Geisteswissenschaften versteht.

A: Endlich! Ich habe schon immer fragen wollen, wo sie bleiben. Hier wird wohl auch die Geschichte unterkommen, obwohl Sie sie nicht genannt haben?

P: Nein, denn die Geschichte ist keine Betätigung oder Einrichtung der Gesellschaft.

A: Aber sie steht doch im engsten Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften!

P: Das rührt daher, daß die Geisteswissenschaften noch keine Wissenschaften im strengen Sinne sind.

A: Oho! Sie sind ja älter als die Naturwissenschaften! Denn Sie betonen immer selbst, daß diese erst ein oder einige Jahrhunderte alt sind.

P: Alt sind sie schon, aber noch nicht erwachsen. Erinnern Sie sich der Grenzfläche, welche die unteren verwissenschaftlichten Stufen der Pyramide von den oberen, noch nicht erfaßten scheidet? Sie lag etwa zwischen Physiologie und Psychologie. Folglich liegt die ganze Kulturologie weit oberhalb der Grenzfläche im Gebiet, das von der Wissenschaft noch nicht erreicht ist.

A: Wie können Sie das behaupten gegenüber der riesenhaften Literatur, über welche die Geisteswissenschaften gebieten! Die Universitäten waren in früheren Jahrhunderten nur für sie da, mit Ausnahme der Medizin.

P: Sie haben völlig Recht. Sie brauchen die Medizin nicht einmal auszu nehmen, denn im Mittelalter war der Professor der Medizin ein Philologe, welcher die Schriften des Galen interpretierte und die Praxis dem Bader überließ. Im Gebiet der Kunst bestehen heute ganz ähnliche Verhältnisse.

A: Nun?

P: Was Sie angeführt haben, beweist nur, daß von jeher das Bedürfnis gefühlt wurde, die Dinge zu ordnen, auf welche sich die Geisteswissenschaften beziehen. Der Kranke will und kann nicht warten, bis die Wissenschaft seinen Fall so weit aufgeklärt hat, daß sie ihm sichere Hilfe leisten kann. Darum gibt es auch bei fast allen wilden Völkern den Medizinmann, der mit Wundermitteln, Geisterbeschwörungen und anderem Hokusfokus die Heilung zu bewirken sucht. Dabei läuft denn auch die eine oder andere Erfahrung unter, durch welche er dem Kranken wirklich Hilfe leisten kann. Von dort bis zu dem modernen praktischen Arzt besteht ein stetiger Übergang in solchem Sinne, daß der zweite, erfolgreiche Anteil immer größer wird. Aber von den Zaubermitteln des wilden Medizinmannes ist auch die heutige Kurpraxis nicht frei, weil die wissenschaftliche Physiologie zwar auf dem besten Wege der Entwicklung ist, aber zur Zeit nur eine sehr kurze Strecke dieses Weges hat zurücklegen können. Sie ist ja auch kaum ein Jahrhundert alt.

A: Was hat das für einen Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften?

P: Sie sind heute in derselben Lage, wie die Medizin vor zwei bis vier Jahrhunderten war. Die Menschheit braucht Staat, Recht, Sprache, Wirtschaft, Kunst usw. und kann und will nicht warten, bis die Wissenschaft diese Dinge erreicht und entwickelt hat. So muß sie sich mit den primitiven vorwissenschaftlichen Methoden behelfen, welche eine ungeordnete und unverstandene Erfahrung in Gestalt des Herkommens, der Überlieferung beschafft hat. Daher rühren die ungeheuren Stöße und Leiden, die wir hier noch ertragen müssen und die nicht eher vermindert und aufgehoben werden können, als bis wir z. B. die Politik mit ebensoviel sicherer Voraussicht werden betreiben können, wie etwa die Einrichtung eines Elektrizitätswerks.

A: Halten Sie das überhaupt für möglich?

P: Ich fühle mich ganz sicher, daß es nicht nur kommen kann, sondern auch kommen wird. Die wissenschaftliche Arbeit hat in der Soziologie ja schon begonnen.

A: Aber Ihre Grenzfläche? Sie liegt nach Ihnen noch zwischen Physiologie und Psychologie.

P: Ich habe der Kürze wegen von einer Grenzfläche gesprochen; sie ist eine Abstraktion, etwa wie der Schwerpunkt. Tatsächlich handelt es sich um eine dicke Schicht, etwa wie eine Nebelbank, die sich langsam hebt. Völlig nebelfrei sind auch die untersten Stufen nicht, und werden es voraussichtlich nie sein. Weder die Ordnungslehre noch die Mathematik usw. werden sich jemals als vollendete Wissenschaften darstellen. Jedes gelöste Problem gebiert ja nach einem allgemeinen Gesetz eine Anzahl neuer höherer Probleme. Je höher wir auf die Pyramide steigen, um so dichter wird der Nebel. Was ich vorher die Grenzfläche genannt habe, ist also nur die Fläche, hinter der der Nebel so dicht wird, daß man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen kann. Dort ist, weil die besonderen Gesetze fehlen, die Extrapolation auf die allernächsten Schritte beschränkt, die das allgemeine Stetigkeitsgesetz voraussehen läßt.

A: Insofern haben Sie allerdings Recht: man kann weder in der Politik, noch auch — leider! — in der Wirtschaft in die Zukunft schauen. Das Leben wäre viel leichter, wenn man es könnte.

P: Unsere Nachkommen werden es allmählich lernen.

A: Glückliche Geschlechter! Aber ich muß immer wieder auf die Frage nach der Geschichte zurückkommen. Mir fällt eben auf, daß sie gerade in den Geisteswissenschaften besonders entwickelt ist. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo die Philosophen die Möglichkeit, daß neue Systeme entstanden, überhaupt in Abrede stellten und den ganzen Betrieb der Philosophie auf die Erforschung ihrer Geschichte einzuschränken vorschrieben.

P: Das erinnert mich an die Geschichte, die ich als Knabe in der »Gartenlaube« mit Grausen gelesen hatte. Ein Gärtner hatte beim Umgraben eine Maulwurfsgrille zutage gefördert und da er den Schädling aufrichtig haßte, hatte er ihn mit seinem Spaten mittendurch zerschnitten. Als er später zufällig hinschaute, sah er den vorderen Teil der Grille eifrig beschäftigt, das abgetrennte Hinterteil zu verzehren.

A: Brrr! Die Philosophen werden Ihnen für den Vergleich nicht dankbar sein.

P: Sie brauchen sich nicht zu empören, denn es handelt sich um eine vergangene Zeit. Aber ich muß auf Ihre Frage wegen der Stellung der Geschichte innerhalb der Wissenschaften zurückkommen. Dazu ist wieder eine systema-

tische Untersuchung erforderlich und ich weiß nicht, ob Sie noch Lust haben, auch diese anzuhören.

A: Nur zu! Es ist für mich eine Hauptsache.

P: Geschichte ist allgemein gefaßt ein Bericht über Geschehenes. Ihr wesentlichstes Kennzeichen ist also der zeitliche Ablauf. Folglich ist Geschichte erst auf der Pyramide möglich in solchen Wissenschaften, die oberhalb der Zeitwissenschaft liegen.

A: Das war, wenn ich mich recht erinnere, zunächst der Wissenschaft vom Raume, der Geometrie.

P: Ganz richtig. Die folgenden Wissenschaften sind: Mechanik, Physik, Chemie, ferner die Lebenswissenschaften, Physiologie, Psychologie, Kulturwissenschaft. In allen betätigen sich die allgemeinen Gesetze der Zeit an den Erscheinungen, die ihnen eigen sind. In der Mechanik sind es die Bewegungen, in der Physik und Chemie die anderen mannigfaltigen Energieumwandlungen. Bezüglich der Lebewesen erkennen wir, daß jedes Einzelwesen ein begrenztes Dasein hat, daß aber Arten, Völker, Institutionen zwar sterben können, aber nicht müssen, da einige anscheinend unbegrenzte Dauer haben. Für alle diese Disziplinen kommt der Begriff Geschichte in Frage.

A: Aber es gibt doch auch eine Geschichte der Mathematik?

P: Als ein Teil der Kulturgeschichte, nämlich wie die Menschheit allmählich zur Kenntnis der mathematischen Gesetze gelangt ist. Aber der sachliche Inhalt der Mathematik ist zeitfrei; die Zahl 100 hat keine Geschichte.

A: Ich verstehe. Ein bewegter Punkt, z. B. der Schwerpunkt eines geworfenen Körpers hat eine Geschichte, die berichtet, an welchem Ort er zu jedem Zeitpunkt gewesen ist.

P: Jawohl. Nur kommt in der klassischen Mechanik jene ganz besonders wichtige Eigenschaft der Zeit, die Unverwechselbarkeit von früher und später noch nicht zur Geltung. Denn alle Vorgänge der klassischen Mechanik sind umkehrbar; sie laufen ebenso gut vorwärts wie rückwärts. Die erste Stelle, an der die Nichtumkehrbarkeit erscheint, findet sich in der Physik durch den zweiten Hauptsatz der Energetik, der sich auf die Zerstreung, Dissipation, der freien Energie bezieht.

A: Sie meinen die Lehre vom Wärmetod des Weltalls. Sie wird doch bestritten, so durch den großen Forscher Arrhenius, dessen Verlust wir vor

einiger Zeit so sehr beklagen mußten. Auch ich habe sehr viel verloren, da ich ihm persönlich nahestehen durfte.

P: Arrhenius hat auf eine Möglichkeit energiesammelnder Vorgänge im Kosmos hingewiesen. Für die Erde und ihre Bewohner haben wir noch keine Aussicht, wie das Schicksal abgewendet werden könnte. Aber es wird sich noch so lange Zeit vollziehen, daß unser Blick sich im allgemeinen Nebel der Zukunft verliert. Für die gegenwärtige Untersuchung kommt aber nur in Betracht, daß sowohl die unbelebte wie die belebte Materie sich beständig im Laufe der Zeit ändert, daß also jedes Ding im physikalisch-chemischen und biologischen Sinne seine Geschichte hat.

A: Endlich! Aber ein solcher Begriff der Geschichte geht viel weiter als der bisher übliche.

P: Derartiges tritt oft bei wissenschaftlichen Untersuchungen ein. Aber hier finden wir bereits einen fertigen Gebrauch vor. Man arbeitet längst an einer Geschichte der Erde, sogar an einer Geschichte des Himmels.

A: Das ist wahr. Aber es ist doch himmelweit verschieden von dem, was man allgemein unter Weltgeschichte versteht.

P: Was wir am Himmel sehen, verschafft uns den umfassendsten Begriff der Welt, soweit sie unserer Kenntnis überhaupt erreichbar ist.

A: Ich sehe, es liegt hier ein Atavismus aus der Zeit vor, wo die Menschen sich und ihre Angelegenheiten für den eigentlichen Inhalt der Welt hielten.

P: Sie kommen mir auf dem Wege, den ich gehen will, halbwegs entgegen. Die Himmelsgeschichte bezieht sich natürlich nicht auf den Himmelsraum selbst, sondern auf die Körper, die sich darin bewegen: die Planeten in unserer Nähe und die Fixsterne in der Weite, dazwischen die Kometen.

A: Da scheint sich auch eine Lücke auszufüllen, die ich längst empfunden habe. Die Astronomie ist doch eine Wissenschaft für sich, eine große und wichtige Wissenschaft. Sie haben ihr aber auf Ihrer Pyramide keinen Platz eingeräumt.

P: Das geschah, weil die Absonderung der Astronomie als besondere Wissenschaft nicht auf ihrem begrifflichen Inhalt beruht, sondern auf dem räumlichen Verhältnis, daß die Gestirne sich nicht auf der Erdoberfläche in dem Gebiete befinden, das uns Menschen zugänglich ist. Dadurch ist auch der Begriff der

Astronomie beständigen Verschiebungen ausgesetzt gewesen, die jetzt endlich aufhören werden. Ihr Inhalt war zuerst geometrisch, die räumliche Ordnung der Gestirne, wie das auch in dem Namen zur Geltung kommt. Dazu dann die regelmäßige Bewegung des ganzen Sternhimmels und die viel schwieriger darzustellende der Planeten, deren Bewegungsgesetz dann von Kopernikus und Kepler entdeckt wurde. Durch Newton wurde dann die Mechanik der Gestirne geschaffen, an die sich die Himmelsphysik anschloß. Bunsen und Kirchhoff entdeckten durch die Spektralanalyse den Weg zur Chemie der Gestirne und haben damit den Endpunkt dieser langen Wanderung festgelegt.

A: Warum sollte die Astronomie nicht noch höher steigen?

P: Weil darüber die Lebenswissenschaften beginnen. Die Gestirne sind keine Lebewesen und können daher in diesen Wissenschaften keinen Raum finden.

A: Die Pyramide fängt an, mir zu gefallen.

P: Die Geschichte der Erde spezialisiert sich dann weiter, ähnlich wie die Astronomie zu einer Geschichte der physikalischen und der chemischen Vorgänge. Von denen im Innern wissen wir fast nichts, weil sie uns verschlossen sind; sie interessieren uns daher nur mäßig.

A: Ich sollte meinen, sie interessieren uns besonders, gerade weil sie so schwer zugänglich sind. Das ist ein doppelter Reiz, in sie einzudringen, ebenso wie das Eindringen in schwierig zugängliche Gebiete der Erde, z. B. die Pole.

P: Ich möchte Ihre Gefühle nicht verletzen, aber eine solche Ursache des Interesses kommt mir sehr primitiv, d. h. kindlich vor. Sie ist am ersten Anfang aller Wissenschaft als Neugier vorhanden, tritt aber bei der entwickelten Wissenschaft ganz in den Hintergrund.

A: Wo eine Wissenschaft erst entstehen will, ist also die Neugier ganz am Platze. Jedenfalls verdanken wir ihr eine Fülle von Kenntnissen.

P: Das will ich gerne gelten lassen. Und weil dieses primitive Gefühl fast bei jedem Menschen vorhanden ist, erklärt sich auch die sehr starke populäre Teilnahme, welche durch solche Unternehmungen erregt wird. Sie steht aber außer Verhältnis zu dem wirklichen Fortschritt, den sie der Menschheit bringen.

A: Woran wollen Sie den messen?

P: An dem Maße, in welchem sie den Menschen besser, klüger, glücklicher machen. Ich finde, daß die Bemühungen, an den Nord- und Südpol zu gelangen,

einer ganz erheblichen Anzahl Menschen den Tod, und keinem einen erkennbaren denkerischen oder ethischen Gewinn gebracht haben. Sie werden einwenden, daß ein solcher vielleicht in Zukunft erzielt wird. Das ist möglich, aber äußerst unwahrscheinlich. Dagegen gibt es zahllose andere Probleme, deren Lösung der Menschheit einen schon jetzt erkennbaren, sehr großen Segen bringen würde; ich nenne beispielsweise die Heilung der Tuberkulose oder des Krebses.

A: Dafür werden doch auch öffentliche wie private Mittel bereitgestellt.

P: Je mehr Mittel in geeignete Hände gegeben werden, um so früher und vollständiger wird die Aufgabe gelöst. Ich gebe zu, daß es sehr schwierig ist, die relative Bedeutung solcher Aufgaben abzuschätzen. Aber sehr große Überschreitungen lassen sich dennoch erkennen. Doch daß ist hier eine Nebenfrage und wir wenden uns zur Geschichte der organischen Dinge zurück. Außer der Erde im allgemeinen hat jedes Land, jedes Meer, jeder Fluß und See, jeder Berg und Fels, zuletzt jeder Stein seine Geschichte. Alle diese Geschichten zu ermitteln, darzustellen und zu sammeln ist eine endlose Aufgabe, die man überhaupt nicht anzugreifen denkt. Aber selbst bei der Geschichte der Erde wird man fragen müssen, ob und zu welchem Zweck man sie studieren wird.

A: Es ist doch außerordentlich interessant, zu wissen, wie es früher gewesen ist.

P: Verzeihen Sie: das ist keine Antwort, obwohl diese Antwort immer wieder gegeben wird. Man sagt »interessant«, wenn man keinen reellen Zweck oder Nutzen angeben kann.

A: Aber die reine Wissenschaft wird doch um ihrer selbst willen getrieben und nicht wegen eines Nutzens, den man in Mark und Pfennigen angeben kann. Sie selbst, Herr Professor, haben Ihre eigenen wissenschaftlichen Arbeiten in den abstraktesten Gebieten Ihres Faches ausgeführt und auch Ihre Schüler zu solchen Arbeiten angeleitet. Daß hernach ganze Industrien sich auf diesen Grundlagen entwickelt haben, konnten Sie damals doch nicht voraussehen!

P: Wenn ich doch nicht immer wieder die Wendung von der Wissenschaft um ihrer selbst willen hören müßte! Die Wissenschaft ist keine Person und hat kein Selbst, dem Wortlaute nach ist also der Satz ein Unsinn. Wenn er aber besagen soll, daß die Forschung auf allgemeine Probleme gerichtet sein soll und nicht auf den unmittelbaren Gelderwerb, so stimme ich gern zu.

A: Dann wären wir also einig?

P: Nicht so ganz. Die allgemeinen Probleme einer Wissenschaft zu lösen, ist eine höchst nutzbringende Tätigkeit, wenn auch der in Mark und Pfennig ausdrückbare Nutzen nicht dem Entdecker zuzufallen pflegt, sondern denen, welche die Entdeckung zu praktischer Anwendung bringen, was meist eine schwierige und kostspielige Sache ist. Denn es gibt kein Naturgesetz, welches nicht früher oder später der Menschheit privaten Nutzen bringt, indem es ihr Dasein erleichtert, erhöht, erfreulicher gestaltet. Aber bloße Tatsachen der Vergangenheit haben diese Eigenschaft nicht. Ich kann nicht sehen, was die Kenntnis, daß die Erde — wahrscheinlich — früher ein Gasball gewesen ist, den Menschen irgendwie zum Nutzen gereicht hat.

A: Vielleicht doch, indem sie alte sagenhafte Vorstellungen verdrängt hat, die irrtümlich waren.

P: Ein fester Glaube überwindet auch die Wissenschaft. Der Unterschied, um den es sich handelt, ist der zwischen der Einzeltatsache und dem Gesetz. Die erste sagt nur etwas über die Vergangenheit, das zweite ermöglicht die Kenntnis und oft auch die Gestaltung der Zukunft. Die Geschichte gibt uns die Einzeltatsachen, die Gesetze aber müssen wir erst aus ihnen ableiten

A: Alle Tatsachen ohne Ausnahme, aus denen die Gesetze ableiten, gehören doch der Vergangenheit an, sei sie kürzer oder länger, wenn Sie aus ihnen Gesetze ableiten. Damit ist die Geschichte als unentbehrliche Grundlage aller Wissenschaft nachgewiesen.

P: Ganz einverstanden: als Grundlage oder nötige Vorarbeit. Aber die geschichtlichen Tatsachen, seien sie noch so genau festgestellt, sind nur das Rohmaterial der Wissenschaft und nicht selbst Wissenschaft. Also, wie ich immer gesagt habe: Die Geschichte ist keine Wissenschaft, ebensowenig wie eine Käfersammlung oder eine Logarithmentafel Wissenschaft ist.

A: So möchte ich doch die Sache nicht ansehen. Es ist doch von sehr beachtenswerter Seite immer wieder hervorgehoben worden, daß die einzelnen Geschehnisse des Weltverlaufs sich niemals wiederholen; sie sind absolute Individuen. Folglich kann es geschichtliche Gesetze überhaupt nicht geben.

P: Das gehört eigentlich in ein etwas späteres Kapitel, nämlich die Geschichte der sozialen Vorgänge. Aber die Sache läßt sich hier vielleicht deutlicher erledigen als dort. Was Sie von der absoluten Individualität sagten, gilt ebenso

von jedem Tier, jeder Pflanze, jedem Kristall, jedem Dreieck, kurz von allen Dingen unserer Erfahrung ohne jede Ausnahme. Kein Ding ist mit einem anderen identisch, denn sonst wären ja beide dasselbe Ding und könnten nicht unterschieden werden.

A: Ja, wie kommen denn die Naturgesetze zustande, welche die Gleichheit voraussetzen?

P.: Dadurch, daß an den Dingen gewisse Stücke gleich und andere verschieden sind: Nie sind zwei Dinge genau gleich, aber manche sind sich ähnlich. Und auf die übereinstimmenden Stücke der Dinge beziehen sich die Naturgesetze. Dadurch wird es auch möglich, daß mehrere, oft viele Naturgesetze auf dasselbe Ding Anwendung finden.

A: Das war ziemlich abstrakt, aber ich denke, ich habe Ihre Meinung erfaßt.

P: Wir wollen nun zur Übersicht der möglichen Geschichten zurückkehren, die wir an der Wissenschaftspyramide entwickeln. Es hatte sich ergeben, daß innerhalb der energetischen oder anorganischen Wissenschaften jedes Ding sich veränderlich zeigt, indem Energien aus- und eintreten oder sich umwandeln; jedes Ding hat also seine Geschichte. Aber wir denken nicht daran, uns um diese Geschichten zu kümmern, außer in Sonderfällen, wo andere Faktoren tätig sind, denn wir kennen in einigem Umfange die Gesetze des Geschehens, von denen die individuellen Schicksale nur Einzelfälle sind. Nur solche Fälle verdienen unser Interesse, aus denen wir neue Naturgesetze entnehmen zu können hoffen. Daher ist unser Interesse an neuartigen Dingen wissenschaftlich gerechtfertigt.

A: Aha! Da werden Sie doch menschlich!

P: Wir kommen nun zu den Lebenswissenschaften, zunächst zur Physiologie. Hier müssen wir zwei Arten der Geschichte unterscheiden: die der Einzelwesen und die der Arten. Für die ersten kennen wir den zeitlichen Ablauf ihres Daseins: Anregung der Teilung der Keimzelle, meist durch Befruchtung, Zellteilung, Ausbildung der Organe bis zur Fortpflanzungsfähigkeit, Dasein, Abbau, Tod. Dies allgemeine Gesetz erfährt je nach der Art des Lebewesens vielerlei Abwandlungen, läßt sich aber in seinen Grundzügen immer wieder erkennen. Unser ganzes Verhältnis zu unseren Lebensgenossen, den Pflanzen und Tieren beruht auf der Kenntnis dieses Gesetzes und seiner Benutzung zur Zukunftsgestaltung, von Ackerbau und Viehzucht bis zum Familienleben. Über die Zeitgesetze der

Arten sind wir viel schlechter unterrichtet, weil sie viel längere Zeiten umfassen. Wir wissen, daß Arten sterben können, glauben aber vielleicht nicht, daß sie sterben müssen wie die Individuen.

A: Sie helfen mir zu mancherlei An- und Übersichten.

P: Es sind ja wohlbekannte Dinge. In der nun folgenden Schicht, der Psychologie, liegen die Dinge ähnlich: wir haben wieder Individual- und Artenentwicklung. Bei der ersten ist der gesetzmäßige Verlauf wieder: Jugendentwicklung, (begrenzter) Dauerzustand, Abbau, Tod. Während aber die individuellen Unterschiede physiologisch nicht besonders in den Vordergrund traten, sind sie psychologisch von ausschlaggebender Bedeutung. Denn die Stellung und Funktion, die der einzelne im Gemeinwesen einnimmt, ist entscheidend durch seine psychologischen Eigenschaften, Verstand und Wille bestimmt, denen gegenüber physiologische Unzulänglichkeiten, die nicht das Gehirn betreffen, in den Hintergrund treten können. Unter den *Artenentwicklungen* ist die des Menschengeschlechts für uns natürlich die wichtigste. Sie ist durch einen beständigen Aufstieg gekennzeichnet. Dies ist wichtig zu wissen, um zu pessimistischen Ansichten, die in letzter Zeit mehrfach aufgetreten sind, Stellung zu gewinnen.

A: Wie sieht nun der geschichtliche Teil hier aus?

P: Er nimmt bezüglich der Individualentwicklung die Gestalt der Biographie an.

A: Da finde ich mich ja auf wohlbekanntem Boden, den die Historiker von jeher bearbeitet haben. Hier werden Sie wohl die Wissenschaftlichkeit der Geschichte zugestehen, denn wir sehen meist die größte Sorgfalt darauf verwendet, jede Einzelheit im Leben eines großen Menschen aufzuklären. Ich brauche nur an die Erforschung von Goethes Leben zu erinnern.

P: Mir erscheint die »Goethephilologie« als ein gutes Beispiel für die wissenschaftliche Rückständigkeit solcher Historikerarbeit. Was kann man denn damit voraussagen, wenn man etwa festgestellt hat, womit Goethe sich in den ersten Monaten des Jahres 1820 vorwiegend beschäftigt hat?

A: Was kann man überhaupt aus Biographien voraussagen? Oder wollen Sie sie ganz abschaffen? Sie haben ja selbst eine Anzahl Biographien geschrieben, und ich kann sagen, daß sie mir sehr gefallen haben. Und ich weiß ja, daß Sie noch immer biographisches Material mit besonderem Interesse sammeln und studieren. Das ist doch ein Widerspruch!

P: Es ist kein Widerspruch. Denn ich bemühe mich, aus dem biographischen Material allgemeine Gesetze zu gewinnen, welche den Zweck haben, die Entwicklung künftiger Forscher zu erleichtern und die Erhaltung ihrer Leistungsfähigkeit zu sichern.

A: Ist das denn überhaupt möglich?

P: Ich halte es für möglich und habe auch seit bald zwanzig Jahren auf die Mittel dazu hingewiesen. Aber ich habe noch nie beobachten können, daß von irgendeiner der maßgebenden Stellen auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, eines dieser Mittel anzuwenden.

A: Sie haben vielleicht die Sache nicht mit dem nötigen Nachdruck an den maßgebenden Stellen zur Geltung gebracht.

P: Da berühren Sie einen wunden Punkt. Aus der Geschichte der Wissenschaft habe ich entnehmen können, daß die Durchsetzung eines neuen Gedankens zur allgemeinen Anerkennung eine ganz anders geartete Arbeit ist, wie seine Schaffung. Beide sind ebenso verschieden, wie etwa die Herstellung einer Ware und ihr Verkauf. Zu einer Zeit der Warenknappheit ist die Herstellung das Wichtigste und der Verkauf macht sich von selbst. Ist aber die Nachfrage gering, so hängt vom Verkäufer der Erfolg ab. Je weiter nun eine neue Entdeckung in die Zukunft vorausgreift, oder je größer der Abstand zwischen den bisherigen Ansichten und dem neuen Gedanken ist, um so geringer ist die Nachfrage, weil um so weniger Menschen da sind, die seine Bedeutung würdigen können. Und diese sind zudem meist Konkurrenten.

A: Ja, da bestehen merkwürdige Verschiedenheiten. Einzelne Entdeckungen haben sofort die weiteste Anerkennung gefunden, und andere bleiben viele Jahre liegen und müssen sozusagen ihrerseits wieder entdeckt werden. Ich erinnere mich, wie Professor Röntgens Entdeckung der X-Strahlen binnen weniger Tage durch die Presse verbreitet wurde.

P: Das geschah, weil die Vorstellung, daß man nun durch Holz, Pappe, Stein usw. sehen könne, jedermann zugänglich war, also auch den Tagesschriftstellern. Je anschaulicher eine neue Sache ist, um so schneller wird sie verstanden und verbreitet, je begrifflicher, um so langsamer. Die rein begriffliche Grundlage der quantitativen Chemie am Anfang des 19. Jahrhunderts durch J. B. Richter hat keinen Eindruck gemacht, weder auf die Zeitgenossen noch die Nachfolger

— noch heute wissen die wenigsten Chemiker, was er überhaupt geleistet hat —, während die anschauliche Vorstellung der Atome in Daltons Lehre von den Atomgewichten eine schnelle Verbreitung gefunden hat und jedem Chemiker geläufig ist. Das ist eine der Ursachen, die den Fortschritt der Wissenschaft hemmen, denn die Anschauung ist ein beschränktes Denkmittel, der Begriff ein unbeschränktes.

A: Sie haben mir noch nichts über das Wesen der Geschichte gesagt, wie sie gegenwärtig als Wissenschaft aufgefaßt wird.

P: Sie haben Recht, daß Sie mich wieder auf mein Thema zurückrufen, denn die eben berührte Angelegenheit verlangt eine eigene Untersuchung, und die würde weit führen. — Also: Die oberste Schicht der Pyramide, die sozialen oder Kulturwissenschaften, auch Geisteswissenschaften genannt, steckt noch fast völlig im Nebel der Unwissenschaftlichkeit oder freundlicher gesagt: Vorwissenschaftlichkeit, und darum blüht dort die Geschichtsschreibung, die auch nur eine vorbereitende Arbeit für die wissenschaftliche Forschung ist. Sie begann in der Form der Chronik, d. h. es wurden alle Geschehnisse, die einen stärkeren Eindruck auf die damalige Welt gemacht hatten, ohne anderen Zusammenhang erzählt, als durch den Ort oder die Person gegeben war. Mit der Erweiterung des räumlichen und Personenkreises trat dann eine Verengung in der Auswahl der berichteten Geschehnisse ein. Unter diesen sind die Kriege und Revolutionen die auffälligsten und einschneidendsten, so daß sich die Geschichtsschreibung zunehmend auf die Darstellung der politischen Ereignisse beschränkte. Ihre »wissenschaftliche« Entwicklung bestand in einer Verfeinerung der Kritik an der Überlieferung. Ihre Aufgabe hat der Großmeister der deutschen Geschichtsschreibung dahin gekennzeichnet, daß sie zu ermitteln habe, wie die Dinge eigentlich gewesen sind. Eine Anwendung der geschichtlichen Ergebnisse im Sinne eines Urteils über den Wert der Geschehnisse zur Kritik der Gegenwart oder gar zur Voraussagung der Zukunft hat er ausdrücklich abgelehnt.

A: Ja, der Historiker muß warten, bis die Ereignisse nicht mehr von der Parteien Gunst und Haß entstellt werden und bis er den nötigen historischen Abstand von ihnen gewonnen hat.

P: Das mag der Historiker nur tun; er schließt sich um so sicherer von jedem Einfluß auf die Entschlüsse seiner Zeit und seines Volkes ab. Was kann mir

darin liegen, seine Meinung über eine Sache zu sagen, deren Einwirkungen auf mein Schicksal und das meines Volkes oder der Menschheit sich längst vollzogen haben. Wenn er sie mir rechtzeitig vorausgesagt hätte, so hätte ich meine Maßnahmen treffen können, um die Förderung möglichst groß und den Schaden möglichst klein für mich, mein Volk oder die Menschheit zu machen.

A: Das ist doch zu viel verlangt!

P: Zu viel, weil er nicht leisten kann, was der Physiker, der Chemiker, sogar der Arzt leistet. Und daß er es nicht kann, beweist, daß sein Wissen noch keine Wissenschaft ist.

A: Aber Professor Karl Lamprecht war doch ein genialer fortschrittlicher Historiker, der mit den Vertretern der Ranke-Schule in ständigem Kampfe lag. Entsprach er auch nicht Ihren strengen Forderungen?

P: Lamprecht hatte begriffen, daß über den äußeren politischen Formen und ihren Veränderungen die geistige Beschaffenheit der Menschen liegt, und seine »Deutsche Geschichte« ist demgemäß psychologisch und kulturgeschichtlich gerichtet. Das war ein wichtiger Fortschritt bezüglich des Gegenstandes der historischen Forschung. Den entscheidenden begrifflichen Schritt im Sinne der Aufsuchung allgemeiner Gesetze hat er auch zu gehen versucht; bis zur Förderung der Voraussagung hat er sich aber nichtorgetraut, soviel mir bekannt. Wir haben uns zu seinen Lebzeiten oft genug über diese Fragen gestritten. Von ganz anderer Seite sehe ich den Berliner Historiker K. Breysig auf ähnlichen Wegen, bei dem aber wieder die politische Geschichte im Vordergrund steht. Doch selbst wenn die oft erhobene Forderung einer universellen Kulturgeschichte erfüllt wäre, wäre der eigentliche Vorgang der Verwissenschaftlichung nur vorbereitet, nicht ausgeführt.

A: Das muß wohl bis an das Ende der Tage aufgeschoben werden, denn die Historiker klagen schon heute, daß sie all des Materials nicht mehr Herr werden können.

P: Dies ist gerade der Grund, weshalb sie nicht zögern dürften, den letzten Schritt zu tun. Kennt man die allgemeinen Gesetze, so braucht man die Einzelfälle nicht mehr und kann den ganzen Wust auskehren.

A: Wie kann man denn allgemeine Gesetze aufstellen, wenn man die Einzelfälle nicht kennt?

P: Die exakten Wissenschaften zeigen uns täglich, wie man es macht. Man untersucht einige, wohl ausgewählte Fälle, leitet aus ihnen das Gesetz ab, das sie am besten darstellt und prüft dann an einigen willkürlich zugezogenen neuen Fällen, ob es zutrifft. Trifft es nicht zu, so sucht man eine neue Form des Gesetzes, welches die alten und die neuen Fälle darstellt und stellt eine neue Prüfung an. So gelangt man zu einer Dauerform des Gesetzes. Man ist nicht sicher, ob nicht in Zukunft noch eine Abänderung nötig sein wird, aber man hat ein Werkzeug, das für das Vorhandene ausreicht. Dann braucht man die Einzelfälle nicht mehr zu sammeln, zu registrieren und aufzubewahren, denn man kann aus dem Gesetz jeden Einzelfall ableiten, indem man die zugehörigen Bestimmungsstücke einführt.

A: Theoretisch kann ich dies vielleicht zugeben; Sie müssen aber entschuldigen, wenn ich so altmodisch bin und um ein anschauliches Beispiel bitte.

P: Als Professor Pfeffer Botanik in Leipzig lehrte, beklagte er sich einmal darüber, daß er durch die Verwaltung des großen botanischen Gartens so viel Zeit und Arbeit nutzlos vergeuden müsse. Auf meine Frage, ob er ihn denn nicht für seine Forschungen brauche, — er war seinerzeit der führende Mann in der Pflanzenphysiologie — antwortete er: Was ich dafür brauche, läßt sich in einem mittelgroßen Gewächshaus leicht unterbringen. Der botanische Garten entspricht der vorwissenschaftlichen Botanik, die trachten musste, jeden Einzelfall zur Hand zu haben; in der wissenschaftlichen Botanik können Tausende verschiedener Pflanzen gleich gut z. B. das Zellenmaterial liefern, das der Physiologe zum Studium der Osmose braucht, und zwei oder drei genügen ihm.

A: Aber dabei bleibt doch das wissenschaftliche Interesse an der Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt bestehen!

P: Es ist sehr gering geworden, seitdem die Pflanzenzüchter gelernt haben, neue Arten in beliebiger Zahl und Mannigfaltigkeit zu züchten. Die natürlich vorkommenden Arten erweisen sich dergestalt als zufällige Vertreter einer viel größeren Mannigfaltigkeit, die nur deshalb vorhanden sind, weil sie unter den in der freien Natur vorhandenen Bedingungen lebensfähig waren. Da aber der Mensch die Lebensbedingungen weitgehend umgestalten kann, so kann er zahllose Formen entstehen lassen und erhalten, die in der Natur nicht lebensfähig

wären. Die wissenschaftliche Grundlage dazu geben die von G. Mendel entdeckten Vererbungsgesetze, die dieser an einigen wenigen Pflanzen, Erbsen usw. entdeckt und geprüft hat. — Er ist übrigens auch ein Beispiel für die Schwierigkeiten, die ein grundneuer Gedanke bei seiner Verbreitung zu überwinden hat.

A: Wieso?

P: Mendel war Augustinerpater, lebte 1822 bis 1868 und entdeckte etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die nach ihm benannten Gesetze der Vererbung. Seine Entdeckung blieb während eines Menschenalters unbeachtet und wurde erst um den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wieder ausgegraben. Hier kann man die Ursache der Verspätung gut erkennen: Zu jener Zeit galt die Unveränderlichkeit der Arten als allgemeingültiges Gesetz, und als Darwin 1859 sein bahnbrechendes Werk veröffentlichte, brauchte es ein paar Jahrzehnte, bis sich die theologisch beeinflusste Menschheit darüber beruhigte.

A: Wie kam denn der Augustinerpater zu solchen Untersuchungen, die ihm wegen seiner Ordensregeln besonders fern zu liegen scheinen?

P: Er war 14 Jahre lang naturwissenschaftlicher Lehrer gewesen, und daher mit wissenschaftlichen Dingen vertraut.

A: Was Sie mir vorher über das Überflüssigwerden der Spezies gesagt haben, hat mich sehr nachdenklich gemacht. In gleicher Weise werden alle Einzelheiten, die in meinen Büchern verzeichnet sind, überflüssig gemacht werden, und damit auch die Bücher, welche sie enthalten.

P: Es ist schon etwas daran; früher war ein Herbarium eine wissenschaftliche Kostbarkeit und heute tut einem fast der Platz leid, den es fortnimmt. Aber Sie können sich beruhigen. Aus dem Beispiel Mendel lernen wir zweierlei. Erstens, daß dieser Entwertungsvorgang sehr viel Zeit braucht, um abzulaufen. Man muß nur aufmerken, wenn er in einem bestimmten Gebiet beginnt, und hat dann bequem Zeit, die entsprechenden Maßnahmen zu treffen, indem man z. B. das Material an die Amerikaner verkauft, die noch eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für die primitiveren Gebilde haben.

A: Das ist wahr.

P: Zweitens lehrt das Beispiel Mendel, daß in der älteren, unbeachtet gebliebenen Literatur noch Goldkörner enthalten sind, die bisher niemand gesehen hat und die nur des glücklichen und verständigen Finders harren, der sie zu

erkennen und zu verwerten weiß. Diese Zukunftswerte kann man diskontieren, wie im zweiten Teil des »Faust« Mephisto als Finanzgenie die vergrabenen unbekannten Schätze in des Kaisers Landen in Papiergeld zu diskontieren verstanden hat.

A: Wie soll man das machen?

P: Das ist Ihre Sache; dafür sind Sie Fachmann.

A: Ich will später darüber nachdenken. Sie haben mir nun auseinandergesetzt, warum Sie die heutige Historie nicht als eine richtige Wissenschaft ansehen wollen, und ich weiß nichts einzuwenden, wenn wir an Ihrer Definition der Wissenschaft als sozusagen Prophetin von Fach und ohne alle Zauberei festhalten wollen. Jetzt möchte ich Sie aber bitten, mir zu beschreiben, wie die Geschichte als Wissenschaft aussehen müßte.

P: Das kann ich nicht, denn auch in Zukunft wird es keine Geschichte als Wissenschaft geben.

A: Habe ich Sie denn ganz mißverstanden?

P: Ich meine es so: Man kann die Gesamtheit der geschichtlichen Arbeit nicht in eine Wissenschaft zusammenfassen. Schon Lamprechts großartige organisatorische Arbeit war daran im Grunde gescheitert; er schuf Abteilung über Abteilung, nur um zu erkennen, daß weder er noch sonst ein Mensch noch auch eine Körperschaft damit zu Ende kommen konnte. Sie fragen, woran das lag? Es lag daran, daß er nicht begreifen wollte — ich habe es ihm hundertmal gesagt —, daß Geschichte nicht der Inhalt einer Wissenschaft sein kann, sondern eine Methode ist, um das Arbeitsmaterial für eine große Anzahl von Wissenschaften zusammenzutragen, nämlich alle Wissenschaften von der Physik aufwärts, die überhaupt in der Pyramide der Wissenschaften vorkommen. Geschichte gibt es in jeder Wissenschaft, für welche die Zeit in Frage kommt, Geschichte insgesamt wäre also die Wissenschaft von allem, was in der Zeit sich ereignet, von den wechselnden Zuständen einer elektrischen Entladung, die in einer Tausendstelsekunde abläuft, bis zu den Jahrmillionen erfordernden Wandlungen der himmlischen Sternsysteme, deren Folge wir aus den zur Zeit an verschiedenen Sternen beobachtbaren Vertretern der verschiedenen Stufen solcher Wandlungen zusammenstellen. Dazwischen spielt der Zeitablauf der politischen Wandlungen an den Völkern, von denen zufällig Nachrichten auf uns gekommen

sind, eine sehr unbedeutende Rolle. Sie sehen: Ein Historiker in solchem Sinne müßte die ganze Summe menschlichen Wissens beherrschen, und zwar nicht als Dilettant, wie ein gewöhnlicher Philosoph, sondern so eingehend, daß er die Gedankenströme verfolgen kann, die oft unterirdisch das Gelände befruchten.

A: Ja, was ist da zu tun?

P: Den Spieß umdrehen oder aufhören, das Pferd am Schwanz zäumen zu wollen.

A: Was heißt das nun wieder?

P: Es heißt, daß die Geschichte ein Arbeitsverfahren darstellt, das bei allen Wissenschaften von der Physik aufwärts angewendet werden kann und von jedem Wissenschaftler angewendet werden muß. Muß, weil nur aus der Kenntnis der Vergangenheit die Zukunft erschlossen werden kann.

A: Dasselbe sagen ja auch die Historiker!

P: Einen Inhalt bekommt dieser Satz aber erst, nachdem man darüber Auskunft hat, wie man aus der Kenntnis der Vergangenheit die Zukunft erschließen kann. Solange man die Einzelheiten der Geschichte, wie das heute meist noch der Fall ist, als absolute Individuen ansieht, gibt es überhaupt keine Möglichkeit für ein solches Schlußverfahren, weil ja auch alle künftigen Ereignisse absolut individuell sein müßten.

A: Daran scheint allerdings niemand gedacht zu haben.

P: Die Frage nach dem wie aber findet sich in den einfacheren Wissenschaften an unzähligen Beispielen beantwortet, denn jeder Forschungsbericht, der zu der Entdeckung auch des kleinsten Naturgesetzes führt, liefert ein Beispiel. Man sucht eben für das Nacheinander der Erscheinungen das Gesetz. Das kann man natürlich nur an zeitlich zurückliegendem Material machen, denn nur solches kennt man. Aber man prüft es durch Prophezeiungsversuche, und darauf beruht der wissenschaftliche Fortschritt.

A: Das will ich gern für die experimentellen Wissenschaften zugeben. Aber es gibt so viele Dinge, mit denen man nicht experimentieren kann oder darf. Wie soll man sich da verhalten?

P: Da tritt die Geschichte, d. h. die Kenntnis des früher Gewesenen, in ihrer ganzen Bedeutung ein. Aus den geologischen und paläontologischen Forschungen rekonstruieren wir uns die Geschichte der Erde.

A: Was kann man aber damit prophezeien? Es ist ja schon alles Vergangenheit.

P: Man kann erstens prophezeien, wie es der Erde künftig gehen wird, indem man nach dem Stetigkeitsgesetz extrapoliert. Da diese Vorgänge äußerst langsam verlaufen, reicht die brauchbare Extrapolation über Jahrhunderte. Und wenn man ein Loch in die Erde gräbt, etwa einen Schacht abteuft, so kann man aus der Untersuchung der durchfahrenen Schichten mit Wahrscheinlichkeit voraussehen, wie die unteren Schichten beschaffen sein werden, weil man die allgemeine Schichtfolge kennt.

A: Ich sehe: dawider ist nichts zu sagen. Wenn aber die Sache so offenkundig ist, warum greifen die Fachhistoriker nicht zu und bedienen sich dieses erprobten Verfahrens, aus der Vergangenheit die Zukunft zu erschließen?

P: Nicht wahr, das ist wunderbar genug. Ich bin der Frage nachgegangen, so gut ich konnte und habe nichts entdecken können, als Gefühlsursachen, wahrscheinlich meist unterbewußte.

A: Ich muß wieder um eine Erklärung bitten.

P: Fast immer, wenn ich einen Vertreter jener Geistesrichtung im gegen teiligen Sinne sich äußern höre oder lese, finde ich ihn in gereizter Stimmung, als handele es sich darum, die Zudringlichkeit eines niedriger Stehenden abzuweisen. Sie empfinden es als eine herabssetzende Zumutung, die Methoden, welche in den Naturwissenschaften erprobt sind, in den Geisteswissenschaften anzuwenden. Denn sie halten das, was sie ihre Wissenschaft nennen, für etwas unvergleichlich viel Höheres und Edleres, als die Naturwissenschaften, welche sich bloß mit den materiellen Tatsachen beschäftigen, während ihnen die weit darüber schwebende Welt des Geistes das ist. Belehrung von den unteren und jüngeren Wissenschaften anzunehmen, kommt ihnen ebenso absurd vor, wie die Vorstellung, ein Enkel wolle seinen Großvater belehren. Und diese Einstellung wird noch bedeutend verbittert durch das uneingestandene Bewußtsein, daß das doch unvermeidlich ist, was sie mit so viel moralischer Entrüstung zurückweisen. So sind sie entschlossen, das, was sie nicht verhindern können, doch solange wie möglich aufzuhalten und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Stellung nur verschlechtern.

A: Daher also die vielen Klagen der Vertreter der Geisteswissenschaften über den überhandnehmenden Materialismus und die Abneigung der Kinder gegen klassische Studien.

P: Neulich sah ich wegen einer Darstellung von Faradays chemischen Arbeiten seine Biographie durch und fand dort eine Notiz, die hierher gehört. Ein 1820 verstorbener Schuldirektor in Schwaben hatte während seiner 51jährigen Tätigkeit folgende Strafen ausgeteilt: 911 500 Stockschläge, 121 000 Prügel, 209 000 Karzer, 136 000 Schläge mit dem Lineal, 10 200 Ohrfeigen, 22 700 Straflektionen, 700mal Knien auf Erbsen, 6000mal Knien auf einer scharfen Holzkante, 5000mal Tragen der Schandkappe, 1700mal Im-Winkel-Stehen, insgesamt 1423800 Strafen. Damals galt Latein als der einzige Weg zu höherer Bildung und war fast der einzige Inhalt des Unterrichts. Heute, wo derartige pädagogische Hilfsmittel nicht mehr zur Verfügung stehen, ist die Klage allgemein, daß die Schüler unverhältnismäßig weniger Latein erlernen, als in früheren Zeiten.

A: Es ist mir peinlich, derartiges zu hören. Die Wege, welche unsere Vorfahren gegangen sind, mögen rauh und nicht immer richtig gewesen sein, aber ich möchte doch, daß mit Ehrfurcht von ihnen geredet wird.

P: Die Ehrfurcht ist wie ein Gitter um ein Denkmal. Es verhindert — nicht immer mit Erfolg —, daß es von Hunden verunreinigt wird, verhindert aber auch den verständigen Mann, das Standbild genauer zu betrachten oder gar zu untersuchen. Aber wir können diese Dinge ihrer eigenen Entwicklung überlassen. Das Zeitalter des Kraftwagens, des Flugzeugs, des Rundfunks zwingt jedem so unwiderstehlich die Elemente rationellen technischen Denkens auf, daß der energetische Imperativ sich unwiderstehlich durchsetzt. Und der verlangt vorschauende Wissenschaft, nicht rückschauende. Und wenn ich etwas wie Ehrfurcht empfinden wollte, so hätte ich sie eher vor einem Propheten, als vor einem Chronisten, sei er noch so gewissenhaft und zuverlässig.

A: Selbst wenn ich Ihren Standpunkt anerkennen wollte, haben Sie mir doch selbst zugegeben, daß wir die Kenntnis des Vergangenen brauchen, um auf das Künftige schließen zu können. Und da man nie voraussehen kann, welche von den Tatsachen der Vergangenheit für solche Schlüsse wichtig werden könnte, bleibt nichts übrig, als jede zugängliche Tatsache mit aller Genauigkeit festzustellen, deren wir fähig sind. Unter der Last dieser ungeheuren Aufgabe seufzen die Vertreter der historischen Wissenschaften.

P: Ja, sie haben das Prinzip der Vollständigkeit zum Rang einer ethischen Forderung erhoben. Aber das ist ja wieder nur ein Beweis dafür, daß ihre Wissen-

schaft noch auf der untersten Stufe verharret: der Sammlung und Sichtung. In dem Maße, als hier Gesetze entdeckt werden, verlieren die Einzelfälle an Bedeutung.

A: Wir sprachen ja schon darüber. Aber ich kann mir denken, daß für die Auffindung eines bestimmten Gesetzes gerade eine bestimmte Tatsache wesentlich ist und durch keine andere ersetzt werden könnte. Da muß man dem geduldigen Forscher dankbar sein, der in gewissenhafter Kleinarbeit eben diese Tatsache herausgearbeitet hat.

P: Solch ein Fall kommt nicht vor.

A: Wie können Sie das wissen?

P: Ein wissenschaftliches Gesetz heißt darum ein Gesetz, weil es sich auf eine unbestimmt große Zahl von Fällen bezieht, die einen gemeinsamen Anteil haben, der in jedem Fall anzutreffen ist. Auf diesen wiederholten Anteil kommt es an. Ein nur einmal vorhandenes Ding kann daher nie Gegenstand eines Gesetzes sein und es ist daher vom Standpunkt der Wissenschaft gleichgültig, ob es bekannt ist oder nicht.

A: Ich sehe, Sie haben länger und mannigfaltiger über diese Dinge nachgedacht, als es mir möglich war. Wie denken Sie sich nun den künftigen Betrieb der Geisteswissenschaften? Ich frage darnach, weil ich wissen möchte, welche Stellung alsdann das Buch einnehmen wird.

P: Wie steht es mit dem Verkehr in Büchern, alten und neuen, bei den Naturwissenschaften?

A: Man darf nicht klagen. Für die schlechten Zeiten ist er sogar recht gut zu nennen.

P: Darin haben Sie eigentlich schon die Antwort. Die Rationalisierung eines Wissensgebietes bringt naturgemäß eine Steigerung des Bücherbedürfnisses hervor, weil er die Anwendungsgebiete und -möglichkeiten vermehrt. Und die Rationalisierung der Geisteswissenschaften, an der einzelne vorgeschrittene Köpfe schon arbeiten, kann ja nicht anders erfolgen, als auf Grundlage der in der vorhandenen Literatur niedergelegten Tatsachen im Verein mit neuen Untersuchungen, soweit sich solche anstellen lassen. Sobald hier die erste Bahn gebrochen ist, kommen von allen Seiten die Mitarbeiter, und wo früher ein Buch genügt hatte, entsteht in zehn bis zwanzig Jahren eine ganze Literatur.

WILHELM OSTWALD

A: Da haben Sie Recht. Ich habe das im letzten Menschenalter an der physikalischen Chemie erlebt.

P: Und damit wollen wir für heute Schluß machen. Ich bin müde.

A: Ich nicht.

DAS DEUTSCHE ANTIQUARIAT IN GESCHICHTLICHER ENTWICKLUNG

EINE SKIZZE
VON
FRIEDRICH SCHULZE

Jede Form des Buchhandels ist Helferin der Wissenschaft, das Sortiment nicht minder als der Verlag. Aber Verlag wie Sortiment erstrecken in der Hauptsache ihre Arbeit auf die Produktion der Gegenwart; die Gesamtheit aller Bücher, die es gegeben hat, interessiert unter den Buchhändlern allein den Antiquar. Das begründet seine besondere Beziehung zur Wissenschaft, die stets auch Summierung von Erkenntnissen sein wird, die in Bejahen und Widerspruch immer das in Büchern niedergelegte Erbe der Vergangenheit braucht.

So steht und fällt das Antiquariat mit der Anschauung, auf der auch alle kontinuierlich sich entwickelnde Wissenschaft ruht, daß es Werke von sozusagen ewiger Lebensdauer gibt, deren Aufbewahrung Sinn und Zweck hat, die infolgedessen auch immer begehrenswert sind und, rein äußerlich betrachtet, einen Handelswert darstellen. Das Antiquariat bedarf in ganz ausnehmendem Maße der Wissenschaft, die ja letzten Endes erst den Weg zum Wertvollen weist; die Wissenschaft aber bedarf, und zwar mit ihrer wachsenden Organisation in immer höherem Grade des Antiquariats, das ihr Handwerkszeug bereitstellen muß. Die Geschichte des Antiquariats wird somit selber zu einem nicht gleichgültigen Stück der Wissenschaftsgeschichte.

In sagenhafter Ferne liegt die Zeit, in der schon Bücherbesitz an sich einen Vorsprung im Wissen, sozusagen ein erhöhtes Menschentum, zu verbürgen schien.

Das war eigentlich nur im Zeitalter des geschriebenen Buches recht möglich. Auch damals gab es den Antiquar, wenn man wenigstens die *stationarii* als Verkäufer der Nachlässe so nennen will. Nur war ihre kaufmännische Aufgabe strenger als später umgrenzt: sie bestand darin, den Bücherbesitz tunlichst am Orte zu erhalten, keineswegs ihn beliebig zu verhandeln, denn noch war man von der Verallgemeinerung des Buches weit entfernt.

So ist die Erfindung der Buchdruckerkunst, die diese Verallgemeinerung brachte, die Voraussetzung für einen umfänglicheren Altbücherhandel. Mochte auch vieles zugrunde gehen und nicht alles aufhebenswert sein, was gedruckt wurde, der Bücherbestand wuchs von Jahr zu Jahr. Die erste Übung, die sich für die Verwertung herausbildete, wies dem Buchhändler das neue Buch, anderen, minder gern gesehenen Verkäufern das alte Buch zu. Fürs erste galt die Altware als unbequemer Konkurrent der Neuerscheinungen. Man achtete infolgedessen streng darauf, daß Gebietsteilungen vorgenommen wurden, war es doch überhaupt das Zeitalter engherzigster Zunftschranken. Da neue Bücher in rohen Bogen, alte zumeist gebunden abgegeben wurden, bürgerte sich zunächst die Praxis ein, daß der Verkauf des ungebundenen Buches dem Buchhändler, des gebundenen dem Buchbinder zukäme. Sie begegnet bis ins 19. Jahrhundert, bis zur grundsätzlichen Änderung der ganzen Gewerbebestimmungen noch auf Schritt und Tritt, wenn sie sich auch damals von Jahrzehnt zu Jahrzehnt als immer weniger durchführbar erwies und namentlich auch die scharfe Trennung der buchherstellenden Berufe immer unmöglicher wurde. Neben dem Buchbinder hat man auch dem Trödler die Übernahme alten Buchbestandes nicht verwehrt, nur achtete die Verwaltung überall darauf, deren Zahl nicht übermäßig anwachsen zu lassen. Es wäre übrigens falsch, diese buchverkaufenden Straßenhändler, die noch auf heutigen Jahrmärkten eine Rolle spielen, als durchweg unkundig anzusehen; im Gegenteil wird ihnen in manchen Fällen eine nicht unbeträchtliche Bücherkenntnis nachgerühmt, wenn sie auch häufig sonderbare Käuze gewesen sind. Der »Diogenes« Helmert, der mit seinen Bücherfässern Anfang des 19. Jahrhunderts die Jahrmärkte bezog, hat als Nachfahr dieser Büchertrödler seine Zeitgenossen so ausgiebig beschäftigt, daß er selbst in Memoiren vorkommt und in zahlreichen bildlichen Darstellungen festgehalten worden ist. Legenden bildeten sich um ihn; so behaupteten viele, daß er gleich in seinen Bücherfässern wohne, was ihm seine »Diogenes«-Würde verschaffte.

Jeder gesunde Beruf besitzt die Fähigkeit, Methoden, die ihm zunächst unbequem sind, dadurch unschädlich zu machen, daß er sie, mit oder ohne wesentliche Änderungen, selbst übernimmt. Die Entwicklung des Antiquariats gibt dafür lehrreiche Beispiele an die Hand. Eins des bezeichnendsten ist das Eindringen der Auktion. Als die Bücherauktion am Anfang des 17. Jahrhunderts von Holland aus sich verbreitete und sehr bald nach Deutschland und England übergrieff, sah man in ihr wohl ausschließlich die Bedrohung des buchhändlerischen Lebenserwerbs. Von den Frankfurter Messen sucht man sie noch 1669 fernzuhalten. Aber alles Widerstreben mußte erfolglos sein, da für die Weiterverwertung der großen Gelehrtenbibliotheken, die sich in der Zeit der Polyhistorie bildeten, Wege notwendigerweise zu finden waren. In Leipzig wurde am 12. September 1670 die erste Bücherversteigerung veranstaltet: »Christian Kirchner, berühmter Buchführer in Leipzig« bot »Herrn D. Lysers hinterlassene schöne Bibliothek« aus. Kirchner war sich der Bedeutung seines Schrittes bewußt, behauptete von sich, »in diesem Actu das Eiß gebrochen« zu haben und erstrebte für sich ein Monopol in Kursachsen. Das erhielt er freilich nicht, wohl aber eine zehnjährige Konzession.

Es folgt nun die staatliche Regelung des Auktionswesens. In den Universitätsstädten, in denen die Frage der Gelehrtenbibliothek naturgemäß brennender als anderwärts war, wurden besondere Versteigerer eingesetzt. In Leipzig hat das Amt eines Universitätsproclamators bis zum 5. Juli 1877 bestanden.

Die Regelung war um so dringender, als über Mißstände lebhaft Klage geführt wurde, und zwar auch von seiten der Verbraucher; am beweglichsten in einer anonymen Schrift von 1718, dem »Christlichen Kaufmann«, dessen elftes Kapitel schon in der Überschrift seinen Inhalt verrät. Es nennt sich: »Sende-Schreiben / in welchem erwiesen und dargethan / daß die öffentlichen Bücher-Auctiones denen Gelehrten nicht allein schimpfflich / sondern auch höchst schädlich und nachtheilig sind; Worinnen zugleich die List und der Betrug, so dadurch vorgehet, offenbahret und an den Tag geleyet wird.« Und nun wird ausgeführt, man erhalte auf Auktionen häufig unvollständige Werke und müsse solche »alte verdorbene und aus den Defecten zusammengeraspelte Bücher« noch dazu teurer als in jedem Buchladen bezahlen, wofür Erfahrungen angeführt sind. Würden nun solche Bibliotheken, deren Bestand in unredlicher Weise verändert worden

sei, auch noch unter dem Namen bedeutender Gelehrten ausgebaut, so sei dies eine Herabwürdigung des Vorbesitzers wie des Gelehrtenstandes überhaupt. Vielleicht schoß diese Schrift über das Ziel hinaus; daß jedoch Mißstände empfunden wurden, darauf deutet es, wenn Gelehrte selbst ihre Bibliothek mit der Begründung versteigern, daß Witwen und Waisen bei Nachlaßauktionen zu schlecht wegstämen. Unter dieser Begründung lud 1730 der Königsberger Hofrat Gregorius durch einen zweibändigen Auktionskatalog zur achtägigen Vorbesichtigung seiner Bibliothek ein.

Indes ließ auch der reguläre Buchhändler sich nicht in allen Fällen das antiquarische Geschäft entgehen. Seit etwa 1720 sind antiquarische Lagerkataloge nachzuweisen und auch in den üblichen Katalogen werden antiquarische Bestände mit angezeigt.

So wird tatsächlich der Beruf des Antiquars immer fester in den Gesamtbuchhandel einbezogen, und, als im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Zergliederung des Buchhandels in Nur-Verleger, Nur-Sortimenter, Nur-Kommissionäre einsetzt, da tritt sehr bald auch das »reine« Antiquariat gleichberechtigt auf den Plan. Georgi weist es für Berlin seit 1811 nach. Gewiß sind die Beschwerden des Buchhandels über die Antiquare nicht sofort verstummt, aber sie richten sich nicht mehr gegen den Beruf als solchen, sondern spitzen sich nun in der Hauptsache auf die Frage des sogenannten »modernen« Antiquariats zu, das die Verwertung der Restauflagen zeitgenössischer Werke übernimmt. Auf diesem Gebiete wurde erst durch die Restbuchhandelsordnung von 1897 ein Waffenstillstand erreicht.

Aber dieser Streitpunkt berührt ja nur zum Teile das Antiquariat, das in der Hauptsache ganz anderen Zielen nachging. Denn jetzt entwickelt sich auch ein wissenschaftliches Antiquariat, das ebenso sehr auf Tradition und Schulung wie auf selbständiges, unterschiedenes Können Wert legt. Ein Blick auf die Gründungsgeschichte führender Firmen macht das klar.

Ins 18. Jahrhundert zurück reichen nur verhältnismäßig wenige Antiquariate, so Joseph Baer in Frankfurt und Oswald Weigel in Leipzig. Im 19. Jahrhundert läßt sich dagegen der Aufbau des Berufs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verfolgen und in Schulzusammenhang setzen. In Berlin wurde A. Asher u. Co. 1830 gegründet; zu den Schülern des von Albert Cohn geleiteten Antiquariats

gehörten Leo Liepmannsohn (1866) und Robert Prager (1872). Bei S. Calvary u. Co. (1852 entstanden) lernte Joseph Jolowicz, der 1862 in Posen sein Geschäft eröffnete. Im süddeutschen Antiquariat war Ludwig Rosenthal, dessen Firma 1859 in Fellheim begann, Schüler von Isaak Hess in Ellwangen (1838); zu Rosenthals Kreise gehörten, außer seinen Verwandten, Julius Halle (1889) und Emil Hirsch (1892) in München, Max Ziegert in Frankfurt am Main (1899). In Leipzig ging aus K. F. Koehlers Antiquarium (1847) Otto Harrassowitz (1872) hervor, und Karl W. Hiersemann (1884) empfing seine Ausbildung bei der 1862 gegründeten Firma List & Francke, wozu dann freilich noch entscheidende Eindrücke in dem Welthaus von Nicolaus Trübner in London (1852) kamen. Damit ergibt sich ein gegen die fluktuierenden Verhältnisse früherer Zeit völlig verändertes Bild: als Träger des Antiquariatsbuchhandels stehen bekannte Häuser, zum Teil Großfirmen da, die mit Stolz ihren Beruf ausüben.

Die auch mit Planmäßigkeit eigene Aufgaben suchen. Das geht beispielsweise schon aus der Gründung von K. F. Koehlers Antiquarium hervor, die 1847 auf Anregung des Universitätsantiquars Armbruster erfolgte. Armbruster legte damals als Ziel dar, daß es notwendig sei, das bedeutende Bücherlager T. O. Weigels so zu ergänzen, daß sich in Leipzig jedes Buch finden lassen müsse. Er präzisiert seine Ansicht im einzelnen mit dem folgenden sehr bezeichnenden Urteil: »Das Weigelsche Buchlager, ganz abgesehen von seinen horrenden, für überseeische Börsen berechneten Preisen, bewegt sich in einem ganz eigentümlichen, ich möchte sagen: aristokratisch gelehrten Charakter, in bestimmten, scharf begrenzten Zeitabschnitten und innerhalb gewisser Fachwissenschaften. Es beginnt mit den Inkunabeln des 15. Jahrhunderts und repräsentiert ausschließlich, aber beinahe nur in den alten Sprachen, der griechischen und lateinischen, die Theologie, Kirchenhistorie, Philosophie, Geschichte, Altertumskunde des 15. und 16. Jahrhunderts, mitunter auch des 17. Die in diese Sphäre gehörige alte deutsche Literatur selbst blieb, wie ein Blick in den Katalog beweist, fast gänzlich ausgeschlossen. Es bedarf nur dieser Andeutung, um leicht zu begreifen, selbst wenn man von der modernen Literatur und den in derselben nicht selten vorkommenden Gesuchen ganz absieht, welch ein ungeheures Feld hier unangebaut im Bereiche der gesuchten Werke des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vorliegt.« So umgrenzte sich der einzelne ein engeres oder weiteres Arbeitsgebiet.

Als Vertriebsmittel konnten von der früheren Zeit Auktion und Lagerkatalog übernommen werden. Die Verwendung der Auktion war Schwankungen unterworfen. Von der Kunstauktion kann ja hier nicht die Rede sein, da der Kunsthandel sich mit der Spezialisierung fast restlos vom Buchantiquariat löste. Für das seltene Buch, die Erstausgabe und alles, was bibliophilen Bedürfnissen dient, selbstverständlich auch für Autographen, die stets einmalige Dinge sind, wird die Auktion wohl immer in Betracht kommen; die Bücherauktion hat um 1907 ein Kenner wie Prager fast für erledigt erklärt. Inzwischen ist freilich hier und da auch eine rückläufige günstigere Bewegung festzustellen gewesen. In ganz ungewöhnlichem Ausmaß aber gewann der Lagerkatalog an Bedeutung, der jetzt ganz überwiegend die Form des Fachkatalogs annimmt.

Diese Form wird durch die Einwirkung der wissenschaftlichen Lage wie der Verkehrsfortschritte in gleicher Weise begünstigt. Das Zeitalter der Eisenbahnen erleichtert einen internationalen Versand, die Möglichkeit der telegraphischen Bestellung bei wichtigen Stücken ist gegeben; der modernen Schnelligkeit der Geschäftsführung ist in jeder Weise Rechnung getragen. Die wissenschaftlichen Abnehmer aber sind nicht die Polyhistoren des 17. Jahrhunderts, die auch naturnotwendig Allesucher waren, sondern sind spezialistisch eingestellt, mögen sie nun Gelehrte oder Institute sein; denn die Einrichtung zahlreicher Universitätsinstitute mit ihren rein fachlichen Hand- und Präsenzbibliotheken sind für den antiquarischen Markt eine Tatsache von größter Tragweite. Die oft viele Hunderte von Nummern umfassenden Katalogreihen großer Firmen mit ihren sachkundig gearbeiteten Fachkatalogen haben auch im wissenschaftlichen Betriebe manche Anregung gebracht. Sie haben die Literaturkenntnis erweitert, bibliographische Arbeiten gefördert, nicht nur — was ihre nächste Aufgabe ist — das Suchen »einschlägiger« Werke erleichtert. An dieser Mittlertätigkeit hat gerade die Jubiläumsfirma mit den mehr als 600 Katalogen ihren reichlichen Anteil. Bei Gelegenheit des 500. Katalogs habe ich berechnet, daß damals 132 Kataloge aus dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaften stammten, 108 aus der klassischen und germanischen Philologie, 30 aus Geschichte und Geographie, 45 aus Rechts- und Staatswissenschaften, abgesehen davon, daß die Firma Gustav Fock mit der Gründung der »Zentralstelle für Dissertationen und Programme« im Jahre 1884 einen neuen Weg zur Erschließung der wichtigen

wissenschaftlichen Kleinliteratur betrat und gewissermaßen in größerer und zeitentsprechender Weise die alte Aufgabe des Disputenhändlers in den Universitätsstädten wieder aufnahm. Dies Beispiel, das der besondere Anlaß dieser Schrift nahebringt, mag als ein Beleg unter zahllosen genügen. Katalogreihen und glänzende Einzelleistungen gäbe es sonst genug hervorzuheben.

Ein wichtiges Kapitel sind die Auslandsbeziehungen des deutschen Antiquariats. Während das moderne Buch in deutscher Sprache, namentlich das belletristische Werk, noch immer um die schnelle Aufnahme in anderen Ländern ringt, gelang es dem Antiquariat schon frühzeitig, die Ausfuhr über See zu erreichen. Bereits T. O. Weigel und Koehlers Antiquarium pflegten die Beziehungen zu Amerika. Seitdem ist, was das Schicksal der Gelehrtenbibliotheken betrifft, eher die Klage gehört worden, es ströme zuviel an deutschem Bücherbesitz über den Atlantischen oder den Stillen Ozean ab, seit Mitte der neunziger Jahre die germanistischen Bibliotheken von Friedrich Zarneke und Rudolf Hildebrand geschlossen an amerikanische Universitäten veräußert wurden. Die Frage ist sehr kompliziert und gerade, wer deutschen Einfluß im Auslande will, darf hier nicht Rezepte geschlossener merkantilistischer Wirtschaftspraxis empfehlen wollen. Dann hat aber auch die Arbeit deutscher Antiquare vielfach an der Erschließung von ausländischem Kulturbesitz mitgearbeitet. Französischen Kostbarkeiten galt der Spürsinn Jacques Rosenthals, Karl W. Hiersemann, dessen Beziehungen immer weitreichender wurden, hatte sich erfolgreiche Verbindung mit Spanien zu sichern gewußt. Nicht vergessen dürfen Auslandsfirmen deutscher Gründung werden, unter denen Nicolaus Trübner in London und später Heinrich Welter in Paris, seit 1914 in Arnheim, hervorragen — auch sie ein Beweis für den Aufstieg des deutschen Antiquariats, der sich in naturgemäßem engem Anschluß an die Entwicklung der deutschen Wissenschaft vollzieht.

Solange die Meinung bestehen bleibt, daß in dem Bücherbestand der Jahrhunderte eine Fülle von Arbeit, von wissenschaftlicher Kenntnis, von Form und von Scharfsinn ruht, so lange wird durch die Disziplinen der Wissenschaft auch die Stellung des Antiquariats verbürgt sein, dessen Ermittler- und Vermittlerarbeit eben der Wissenschaft und dem Sammlertum dient.

DIE WELTANSCHAUUNG DES WISSENSCHAFTLICHEN ANTIQUARS

FRAGMENT AUS EINER PHILOSOPHIE DER BERUFE

VON

HANS VAIHINGER

Die vorliegende Untersuchung ist eine philosophische Angelegenheit. Philosophie ist die Erörterung allgemeiner und allgemeinsten Dinge. So ist diese Arbeit zunächst auch angelegt als eine allgemeine Erörterung der Beziehungen zwischen Berufsideologie und Weltanschauung. Erst das Beispiel, mit dem sie am Schluß operiert, und an dem sie die erörterten Zusammenhänge erläutert, rechtfertigt ihr Erscheinen in dieser Festschrift zu Ehren der um die Wissenschaft und die Allgemeinkultur wohlverdienten Antiquariatsfirma Gustav Fock.

Jeder Beruf, mögen die Formen seiner Ausübung unscheinbar sein, mag sein Einfluß auf die Umgestaltung der Welt ein geringfügiger sein, enthält ein Stück Weltanschauung, ist eine mehr oder weniger bewußte und mehr oder weniger systematische Stellungnahme zur Welt. Wer einen Beruf ausübt, begnügt sich nicht damit, für sich zu vegetieren, der Welt ihren Lauf lassend. Er billigt vielmehr und mißbilligt Bestehendes, wertet und formt, gleichsam in einem höheren Auftrage, greift ein in den Lauf der Dinge, sucht das Geschehene zu ändern, zu richten, kurzum, ihm das Gepräge seines Berufes zu geben. Das geschieht nicht planlos, willkürlich, sondern vom Berufsprogramm aus und durch dieses Berufsprogramm einheitlich, auf Grund gewisser Leitvorstellungen, die für den fraglichen Beruf charakteristisch sind. Auch findet diese Bewegung statt in

der Richtung auf gewisse Leitideen hin, die in ihrer Gesamtheit das ausmachen, was man Zivilisation oder Kultur zu nennen pflegt. — In der Welt als solche, ohne die Eingriffe des Menschen gibt es ebensowenig sinnvoll behauene Steine wie sinnvoll verwirklichte Justiz u. a. m. — Die Ausübung des Berufes eines Steinhauers ist also ohne Frage ebenso sehr ein Eingriff in die Welt, wie es die Ausübung etwa des Richterberufes ist. Insofern sind alle Berufe einander gleich. Sie alle sind nur denkbar auf Grund eines leitenden Wissens um die Möglichkeiten der Bewirkung in dieser Welt und vor allem nur auf Grund eines leitenden Wollens zu einer bestimmten Art der Beeinflussung der Welt, auf Grund eines kulturellen Wollens. Kultur ist das, was auf dem Wege der Arbeitsteilung durch die einzelnen Berufe bewirkt werden soll.

Jeder Beruf enthält, als solcher bereits, ganz ohne Rücksicht auf die religiöse oder philosophische Stellungnahme auf das individuelle weltanschauliche Bekenntnis desjenigen, der ihn ausübt, ein weltanschauliches Programm, eine Ideologie eigener Art. Die Ausübung eines Berufes ist also, wenn sie mit der nötigen subjektiven Anteilnahme vor sich geht, als eine Art positiven Bekenntnisses zu diesem im Beruf mitgesetzten Programm zu werten. Nicht immer ist diese subjektive Anteilnahme vorhanden. Der Beruf fordert zuweilen von seinem Träger gewisse weltanschauliche Zugeständnisse, die nicht willig und mit Überzeugung gegeben werden. Hier liegt der Grund zu manchem Konflikt. So impliziert der Richterberuf zweifelsohne den Glauben an die Freiheit des Wollens und an die Verantwortlichkeit des gesunden Menschen, ganz unabhängig davon, wie sich die Person des Richters aus Einsichten, die ganz anderen Überlegungen entstammen, zu dieser Frage stellt.

Wer mit dem Weltanschauungsprogramm seines Berufes innerlichst übereinstimmt, fühlt sich »berufen« und hat ein Recht zu diesem Gefühl. Wo diese Einstimmung fehlt, wo dieses innerste Ja sagen zur Ideologie des Berufes nicht vorhanden ist, liegt die Situation des »verfehlten« Berufes vor. Tragische Konflikte im Herzen des Berufsträgers, Berufsunlust, Berufsmüdigkeit, sind die Folgen.

Die Berufstätigkeit steht natürlich meist im Dienste des Erwerbes, der Befriedigung zunächst animalischer und darüber hinaus kultureller Bedürfnisse, und es kommt wohl häufig, leider nur zu häufig vor, daß ein Mensch ausübend eine Berufsideologie bejaht, von der er persönlich nicht überzeugt ist. Er benutzt den

Beruf, um auf diese Weise Mittel zu werben, die es ihm ermöglichen, nach einer andren Ideologie sein eigenes Leben einzurichten und auf die Welt einzuwirken. So hat etwa Fritz Mauthner in Hinblick auf seine eigene Tagesschriftstellerei bekannt: »Manch einer mag davon leben, daß er der Mitwelt etwas vorschwatzt, um dafür leben zu können, daß er der Nachwelt etwas sagen kann.« So äußert sich natürlich nicht beruflicher Ernst, »Berufenheit«, sondern im besten Falle ein edles Kompromiß zwischen dem Beruf, den die Persönlichkeit leider ausüben muß, und dem Beruf, zu dem sie sich innerlichst hingezogen fühlt. Eine andere, wohl ebenso häufige Situation, in der es an autonomer beruflicher Verantwortlichkeit fehlt, liegt da vor, wo der Berufsvertreter die Verantwortung für die Ideologie seines Berufes abschiebt auf andere Menschen oder Gruppen von Menschen, auf den Unternehmer, den Staat, die Wissenschaft, die Gesellschaft, die Menschheit, Gott. Wie häufig hört man sagen: »Ich tue nichts als meine Pflicht und stehe mich gut dabei, die Verantwortung aber für mein berufliches Tun trägt der, der diese Gesetze gab, dieses Amt schuf, diese Einrichtung billigte, die Welt so gestaltete wie sie ist.« Menschen dieser Art, Menschen also ohne innere Berufung sind Berufsvertreter zweiter Klasse. Sie nehmen ihren Beruf aus zweiter Hand und es fehlt ihnen an originärem Verantwortungsgefühl und autonomer sittlicher Initiative.

Bei Menschen erster Klasse, den Führenden, auf welchem Gebiet auch immer, fallen Berufsideologie und persönliche Weltanschauung zusammen, sind miteinander identisch, und das Bewußtsein dieser Identität kommt in der Berufsführung, im Berufsethos und in der Liebe zum Beruf zum Ausdruck. Für sie gibt es keine beruflichen Konflikte, sondern nur berufliche Probleme, die zugleich ihre Weltanschauungsprobleme sind.

Nun ist es richtig: wir alle nahmen schicksalsmäßig unseren Beruf aus zweiter Hand, wir fanden ihn neben anderen vor als wir uns für ihn entschlossen, schlüpfen gewissermaßen in eines der Berufsgewänder, die ein anderer, der Staat, die Gesellschaft, die Tradition für uns bereitgestellt hat. Wir wurden hineingeboren in eine Welt, in der eine Menschheit sich bereits unabhängig von uns entschieden hatte für ganz bestimmte Ideen. Wir fanden die Menschheit bereits auf dem Marsch ihren kulturellen Zielen entgegen, entschlossen, sich nach ganz bestimmten Leitvorstellungen zu entwickeln. Auch die Organisation ihrer Berufe,

durch die sie ihre Entwicklung nach dem Prinzip der Arbeitsteilung zu bewältigen gedenkt, finden wir bereits in hohem Maße ausgebildet vor.

Es besteht bei unserem Auftreten nur eine beschränkte Möglichkeit der Wahl, und nur wenige von uns sind in der Lage, sich für einen Beruf ganz nach ihrem Herzen, für einen weltanschaulich adäquaten Beruf zu entscheiden oder gar ihn zu schaffen. Es scheint also, als seien wir alle, mit wenigen Ausnahmen, zu denen man den Künstler gern rechnet, nur Berufsträger zweiter Klasse, die sich ihren Beruf und mit dem Beruf ganz bestimmte entscheidende Stellungnahmen zur Welt vom Schicksal aufoktroyieren ließen. Das gilt sicher für das Gros derjenigen Berufsvertreter, die in der Ausübung ihres Berufes nur eine Versorgung vor den Nöten dieses Daseins sehen. Auch unter den bewußten Menschen, denen das Nachdenken über den Sinn ihres Tuns und vor allem ihres beruflichen Tuns eine Herzensangelegenheit ist, mag es viele geben, die zu spät erkennen, daß sie sich für den falschen Beruf entschieden haben, oder gar, daß es für das Tun, zu dem sie sich innerlichst berufen fühlen, überhaupt keine Ausübungsmöglichkeit im Rahmen unserer Gesamtkultur gibt. So ausgeglichen einheitlich und ganz auf den Einzelmenschen zugeschnitten ist unsere Kultur noch nicht, und es ist fraglich, ob sie je so werden kann, daß jeder Mensch einen seiner innersten Befriedigung entsprechenden Beruf vorfindet, wenn die Frage der Berufswahl an ihn herantritt. So kommt es, daß ein hoher Prozentsatz aller Berufsträger im Kompromiß mit seinem Beruf lebt und nur durch ein Als-Ob das Gleichgewicht zwischen eigenen Anlage und den Forderungen der Berufsideologie herstellt. So gibt es eine große Anzahl von liberal gesinnten Menschen, die eine innere Berufung fühlten zur Karitas, zur tätigen Nächstenhilfe, zur Seelsorge, die aber nur im Beruf eines Geistlichen die Möglichkeit zur beruflichen Ausübung dieser Anlage vorfanden. Diese Menschen brachten ohne Zögern das Opfer eines Kompromisses mit dem kirchlichen Dogma, fingierten also die Überzeugung von einer Ideologie, mit der sie im Grunde nichts verband als eben jene Karitas, zu der sie sich berufen fühlten.

Dennoch fällt Kultur und Einzelanlage nicht so vollständig auseinander, daß es nicht für eine sehr große Anzahl verantwortlicher Menschen bei der Berufswahl die Möglichkeit gäbe, aus dem Innersten ja zu sagen zu der durch bestimmte Berufe repräsentierten Ideologie. Es sind ja allgemein menschliche Nöte, Sorgen, Sehnsüchte, Triebe, die das im Laufe der Zeiten herausgetrieben haben, was wir

Kultur nennen. Weil auch der Einzelne im Innersten sich dazu berufen fühlen kann, dafür zu sorgen, daß Gerechtigkeit in dieser Welt sich verwirkliche, deshalb nur konnte das allgemeine Verlangen nach Gerechtigkeit den Richterberuf schaffen. Weil auch der Einzelne das Bedürfnis nach Schönheitsverwirklichung, nach Sauberkeit, Gesundheit und Wissen empfinden kann, deshalb konnte sich das allgemeine Verlangen nach diesen Dingen in den Berufen des Künstlers, des Arztes, des Gelehrten niederschlagen.

Beruf ist also ein Stück Weltanschauung, die von den führenden Persönlichkeiten bewußt und mit verantwortungsvollem Ernst gewählt und vertreten wird.

Nun gibt es nicht nur eine mögliche Weltanschauung, sondern deren so viele, wie es Standpunkte in der Welt, also wie es Individuen mit ihren Anlagen und Berufen gibt. Die Welt gleicht gewissermaßen einem Bauwerk, von dem soviel verschiedene Ansichten möglich sind, wie es Blickpunkte für einen Beobachter außerhalb oder innerhalb gibt. Wie es nur einen einzigen objektiven Bauplan eines Bauwerkes gibt, zu dem alle Einzelaspekte sich ergänzen, so glaubt der Mensch, daß sich auch alle Weltanschauungsperspektiven zu einer einzigen und objektiven Weltanschauung müßten zusammenfügen lassen. Es besteht also die Ansicht, daß alle individuellen Standpunkte sich systematisch ergänzen und alle Berufe sich zu einer Rangordnungshierarchie zusammenfügen lassen. Ob dem tatsächlich so ist, ob sich die Weltanschauungen der Menschen auf einen Nenner bringen lassen, ob die Gesamtheit der menschlichen Berufe ein geschlossenes Kultursystem jemals ergeben kann, darüber sind die Meinungen geteilt. Gesucht wird dieser Haupt- und Generalnenner, solange Menschen theoretisch denken und praktisch organisieren. Gefunden aber hat ihn bisher niemand. Wahrscheinlich scheitert das Unternehmen an der irrationalen Struktur der Menschen und der Welt. Wahrscheinlich ist die Erreichung des Zieles einer idealen hierarchischen theoretischen und praktischen Ordnung überhaupt grundsätzlich unmöglich. Alle Metaphysiken, die darauf hinzielten, haben sich als unhaltbare Konstruktion erwiesen, die der Tatsächlichkeit nicht gerecht werden. Alle wirtschaftlichen und politischen Organisationen, die in dieser Absicht unternommen wurden, haben sich als unerreichbare Utopien entpuppt. Die Geschichte der Philosophie ist ein Jahrtausende alter Kampf um die Systemeinheit, die den Philosophen immer wieder unter den Händen zerrinnt, ein Feuer, das immer erneut aufflackert

und immer wieder in hoffnungslosester Skepsis zu ersticken droht. Die Bemühungen der Wirtschaft, Technik, Erziehung, Politik, sind ebenso alte praktische Versuche, die Arbeitsteilung der menschlichen Kultur befriedigend für alle zu organisieren. Tragische Spannungen, Fehlschläge über Fehlschläge, unüberbrückbare Interessengegensätze auch hier und dazu die stete Gefahr, aus hoffnungsvollem Kulturoptimismus in hoffnungslosesten Pessimismus, ja Nihilismus zu verfallen. Wie eine Fata Morgana schwebt über den Mühen der Menschheit der Einheitsgedanke, der Gedanke vom ewigen Frieden der Weltanschauungen, Interessen und Berufe. Höchst tragisch ist ihr Weg diesem ungewissen, ja unvollendbaren Ziele zu, und doch ist kultureller Fortschritt, ist das Tun des Einzelnen im Kulturzusammenhang, ist Berufsausübung nur möglich durch den Glauben an diesen Zusammenhang, an diese letzte Einheit, also durch eine praktische Fiktion: Als ob die kulturelle Harmonie gesichert sei und als ob jede Berufshandlung eine Stufe der schier endlosen Leiter sei, auf der die Menschheit endlich doch einmal das Ideal erreicht.

Diese tragische Spannung, diese zumindest in unserem Stande kulturellen Fortschrittes einzig mögliche Lösung — wahrscheinlich ist es die alleinmögliche — gilt für alle Berufe. Wer seinen Beruf mit tiefem Ernst betreibt, wer nachdenkt über den Sinn seines beruflichen Tuns, spürt diese Tragik, diese Hoffnungslosigkeit aller Mühen und die Anfeuerung durch das Festhalten am Ideal, als ob es garantiert sei. Der Steinhauer, der nicht nur vegetiert, sondern dem seine Arbeit zum Problem wird, handelt, als ob jeder Hammerschlag ein unmittelbarer, wenn auch geringfügiger Beitrag zur Sinngebung der Welt durch die menschliche Kultur sei, genau so, wie der Richter bei Verkündung eines Urteils so handelt, als ob durch dieses einzelne Urteil die Welt unmittelbar um einen Grad sittlich verbessert, moralisch gereinigt werde.

Beruf und Weltanschauung sind umwittert von tragischer Stimmung. Sie stehen unter der Spannung zwischen dem unerfüllten und unvollendbaren Ideal und der Tat, die nur dann mit Liebe und Begeisterung getan wird, wenn Erfüllung und Vollendung geglaubt wird. Berufsausübung ist der praktische Glaube an die Erfüllbarkeit des Berufsideals und an den Zusammenhang der beruflichen Ideologie mit dem Sinn des Ganzen. Dieser Sinn aber und seine Vollendbarkeit sind nichts Gegebenes, nichts Garantiertes, sondern ziemlich vage und unscharfe

Leitvorstellungen, geboren aus den Nöten, Wünschen und Sehnsüchten der Menschen, kurzum Alsobvorstellungen, Fiktionen.

Nicht jede Weltanschauungsperspektive, nicht jede Berufsideologie ist von allgemeinem Interesse, d. h. nicht jeder Beruf gibt beachtenswerte Aufschlüsse über die Stellung der Menschheit zur Welt. Nur die großen kulturellen Themata der Menschheit und die damit zusammenhängenden Berufe, die Wissenschaften, die Politik, die Wirtschaft, die Kunst, die Technik, das Recht, die Erziehung sind bisher auf ihren weltanschaulichen Gehalt hin untersucht worden. Wir haben eine Philosophie des Rechts, der Wirtschaft, der Erziehung usw. Es liegt jedoch auf der Hand, daß damit nicht alle Berufsmöglichkeiten der Menschen erschöpft sind, daß so nur die beruflichen Hauptinteressen der Menschheit Berücksichtigung und philosophische Auswertung erfahren. Eine Fülle ideologisch merkwürdiger und für die Ziele der Menschheit aufschlußreicher Berufe bleibt auf diese Weise unerschlossen.

An einem Beispiel sei das in großen Linien gezeigt. — Die Berufsbetätigung des wissenschaftlichen Antiquars enthält eine Anzahl ideologischer Merkmale, die von allgemeinem Interesse sind, die ein Licht werfen auf die Stellung des modernen Menschen zur Welt.

Der Antiquar konzentriert in seinen Lagern die Literaturen aller Zeiten und Länder, d. h. alle jene mehr oder weniger gelungenen Versuche Einzelner, das Wissen der Gesamtheit über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, über Makrokosmos und Mikrokosmos zu erweitern. Man hat oft gesagt: »Was nützen alle diese historischen Quellen, diese Berichte über längst überholte oder längst ins aktuelle Wissen der Gegenwart eingegangene Entdeckungen? Der Staub der Vergangenheit trübt uns den Blick für die akuten Probleme der Gegenwart!« Dennoch hat diese Frage nie die Achtung vor dem Alten, dem Überlieferten, die Ehrfurcht selbst vor den Fehlern und Irrtümern der Vergangenheit ganz beseitigen können. Es steckt darin natürlich die Überzeugung, daß man an den Fehlern der Alten lernen kann, diese Fehler zu meiden, und daß man an ihren Wahrheiten, an ihren Entdeckungen neuen Forschungseifer entzünden kann; es steckt aber noch mehr darin, nämlich eine Äußerung jener seltsamen Sehnsucht der Menschheit [nach Ewigkeit, nach Dauer. Dadurch unterscheidet sich der Mensch von anderen Lebewesen, daß er nicht dem Augenblick, nicht in den Tag hinein lebt,

sondern sich müht, sein Werk vor dem allgemeinen Vergehen zu bewahren, *footprints in the sands of time* zu hinterlassen. Der Bildhauer legt seine Seele in sein Werk und sucht es im dauerhaftesten Material zu verewigen, das er finden kann. Der Denker legt seinen Geist in sein Buch und sucht ihm durch Schrift und Druck ein ewiges Leben zu sichern. Die Gesellschaft richtet Museen, Bibliotheken, Archive ein, um ihr Antlitz späteren Generationen zu überliefern, um das einmal Gewirkte, einmal Gedachte für alle Zeiten wirksam zu erhalten. Es ist ein Kampf gegen die Zeit, ein Kampf gegen die allgemeine Vernichtung, geboren aus einem Trieb nach Ewigkeit, der so geführt wird; und der Antiquar, der sich darum bemüht, Schriftwerk um Schriftwerk aus dem Strom der Vernichtung zu retten und den Sammlungen und Bibliotheken zur Verfügung zu stellen, ist gewissermaßen der Türhüter der geistigen Schatzkammern der Menschheit. Mit dem Spürsinn seines Berufes weiß er die modernsten Pergamente in den verborgensten Winkeln aufzufinden und sie der Öffentlichkeit zuzuführen. Er stellt sich damit beruflich in den Dienst jenes aus der Angst vor dem Vergehen geborenen konservativen Triebes, identifiziert sich ideologisch mit der Menschheit. Auch er spürt den Hauch der Vernichtung und schöpft Kraft und Berufsfreude aus dem Bewußtsein, daß er dazu beiträgt, kulturelle Werte zu erhalten und zu pflegen.

Die Kehrseite der Medaille aber ist: Diese Verewigung kultureller Werte, an der der Antiquar mit allen seinen beruflichen Instinkten arbeitet, ist eine pure Illusion. Was erreicht wird, ist im besten Falle ein kleiner Aufschub der Vernichtung, um eine Zeitspanne, die an der echten Ewigkeit gemessen kaum eine Sekunde währt. Wie man sich auch den Untergang des Menschen und seiner Kulturgüter denken mag, ob der feurige Atem der Sonnennähe oder ob die Kälte des Weltalls ihn herbeiführen wird, einmal werden alle diese Bibliotheken, diese unter großen Opfern gesammelten literarischen Schätze, diese mit soviel Scharfsinn dem Untergang entrissenen Pergamente und Drucke nichts mehr sein. Der Mensch und seine Kultur werden ausgelöscht sein, wie schon andere Spezies und andere Kulturen ausgelöscht wurden, und mit ihm wird die Illusion einer Schaffung und Erhaltung von Ewigkeitswerten in Nichts zerrinnen. Dennoch handelt der Bibliothekar, der Sammler und in ihrem Dienste der Antiquar so, als ob das Konservieren tatsächliche Ewigkeitswerte schaffe, und er zieht aus diesem praktischen Glauben Entschlußkraft und Begeisterung für sein Tun. Jedes

seltene alte Werk, das er aus dem Schutt verwahrloster Rumpelkammern, aus der Verborgenheit entlegener Klosterbibliotheken ans Licht zieht und für die großen wissenschaftlichen Sammlungen der Menschheit bereitstellt, scheint ihm ein Stück für die Ewigkeit geretteter menschlicher Kultur.

Ein anderer bemerkenswerter Zug haftet dieser »konservativen« Tendenz des Antiquars an: eine gewisse geistige Neutralität. Zwar gibt es auch für ihn Grade des Wertes einer Sache, der Wertmesser ist ihm dabei aber ein wirtschaftlicher und kein geistiger. Das seltene Buch ist ihm wertvoller als das häufige. Ein Abwerten der Literatur nach ihrem kulturellen Gehalt kennt er nicht. Er dient allen Parteien. Die Schriften etwa der Vitalisten stehen bei ihm genau so hoch im Kurs wie die der Mechanisten, selbst wenn seiner privaten Überzeugung die eine dieser Parteien mehr einleuchtet wie die andere; die offizielle akademische Medizin hat bei ihm den gleichen Wert wie die Naturheilbewegung, extremster logizistischer Rationalismus denselben Rang wie Okkultismus und Mystik. Diese geistige berufliche Neutralität impliziert den Glauben an einen gewissen automatischen Ausgleich der Gegensätze, der dadurch herbeizuführen ist, daß man allen Meinungen das Wort erteilt, daß aus dem Ausgleich und der gegenseitigen Korrektur Harmonie resultieren wird. Es ist der Glaube an die Erreichung kultureller Ziele durch Integration, den wir hier in der Berufsideologie des Antiquars vorfinden. Auch er ist eine Illusion, ein praktischer Berufsglaube ohne Garantien, denn es gibt offenbar in der Welt keine Instanz, die zwischen den Parteien entscheidet. Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht, sondern ein blindes Tasten, ein unsystematisches Erproben vieler Möglichkeiten. Moden, Launen, Zufälle der sonderbarsten Art geben dem Geschehen sein jeweiliges Gepräge und werden abgelöst durch andere Moden, andere Launen und andere Zufälle. Dennoch handelt der Antiquar, als ob es ein literarisches Weltgericht gebe, und nimmt aus dieser Fiktion den Mut und das Recht, die Gutenbergbibel neben den Welträtseln Häckels, Kotzebue neben Shakespeare unparteiisch in seinen Lagern aufzubewahren und für die Öffentlichkeit bereitzustellen.

Nicht nur als Konservator sondern auch als Restaurator menschlichen Kulturgutes tut sich der Antiquar hervor. Wir sehen ihn Fragmente literarischer Erzeugnisse, Teile von Sammelwerken, Bruchstücke von Zeitschriftserien sammeln und ergänzen. Bibliotheken ersuchen ihn um seine Hilfe, wenn die systematische

Kontinuität ihrer Bestände Lücken aufweist. Spezialisten bedienen sich seiner Kenntnisse und seiner Findigkeit, um ganze Literaturgruppen geschlossen in die Hand zu bekommen. Vollständigkeit ist ihm also ein Wert, den er zu verwirklichen trachtet, und dem er einen großen Teil seiner beruflichen Mühen opfert. Aber auch dieser Dienst hat eine Kehrseite. Es gibt eine sportliche Illusion der Vollständigkeit, die keinen kulturell ernsthaften Hintergrund hat und auch ihr wendet der Antiquar seine berufliche Aufmerksamkeit zu. An sich ist das Streben nach Ganzheit, Vollständigkeit, innerer Kontinuität ein berechtigter Grundzug alles organischen Geschehens. Das Merkmal der Ganzheit ist es, welches die organische Natur von der anorganischen abhebt und scheidet. Was aber in der Natur einen tieferen Sinn hat, entartet leicht in der Psyche des Kulturmenschen, hypertrophiert in seinen Händen. Vollständigkeit um der Vollständigkeit willen, das Streben jedes Sammlers, das im Bibliomanen besonders kraß in Erscheinung tritt, ist Überwucherung des Mittels über den Zweck. Dem Bibliomanen, der etwa danach trachtet, sämtliche Varianten eines Druckes in seiner Hand zu vereinigen, sämtliche Ausgaben eines Klassikers nebeneinander zu besitzen, kommt es nicht auf den Inhalt dieser Drucke an. Sein Büchervorrat ist ihm nicht so sehr eine Quelle der Bildung, eine Schatzkammer geistiger Erhebung als vielmehr eine sportliche Aufgabe, die ihn quält und solange unbefriedigt läßt, bis sie vollständig gelöst ist. Er sammelt um der Vollständigkeit an sich willen. Sein Ziel ist die sportliche Sensation, er glaubt, wenn er seine Absicht ausgeführt hat, etwas Ganzes, Absolutes geleistet zu haben. Sein Ziel und seine Sensationen sind Illusionen schlechter Art, ohne inneren Ernst und ohne Lebenswert. Sie verdienen die Unterstützung des Antiquars nicht, die er ihnen dennoch, wohl meist aus wirtschaftlichen Gründen, reichlich zuteil werden läßt. Sie verdienen auch die Anregungen und Anreize und Konzessionen nicht, die sich in den neueren Antiquariatskatalogen leider häufen. Wir sprechen davon, daß die Berufsideologie auch des Antiquars unwittert ist von echter Menschheitstragik. Der Bibliomane ist der Held des Satyrspiels, das zu jeder echten Tragödie gehört.

Die Berufsideologie des Antiquars weist nur noch einen bedeutsamen Zug auf, der sich freilich nur bei ganz hervorragenden Vertretern dieser Berufsgruppe findet, das ist der wissenschaftlich organisatorische Zug. Der Organisator begnügt sich nicht mit dem Bewußtsein, Diener einer Sache zu sein, er nimmt

selbstverantwortlich Stellung zu den Dingen. Ein Antiquar mit wissenschaftlich organisatorischer Neigung wertet nicht ab, bis ihm Bibliotheken und gelehrte Bücherkäufer Anregungen geben, Aufträge erteilen, sondern stellt sich selbst Aufgaben von wissenschaftlichem Wert, greift ein in das Schicksal der Wissenschaft auf Grund ausgebreiteter Kenntnisse und eines selbständigen Urteils. Wir finden unter den Antiquaren Wissenschaftler von hohem Rang, deren Anregungen die Wissenschaft gern befolgt. Wertvolle wissenschaftliche organisatorische Einrichtungen sind vom Antiquariat ausgegangen. Erwähnt sei nur der geniale Einfall Gustav Focks, eine Zentrale zu schaffen für Dissertationen und ähnliche unzugängliche wissenschaftliche Kleinliteratur. Neudrucke literarischer Seltenheiten, Ergänzung fragmentarisch gebliebener wissenschaftlicher Unternehmungen, Bibliographien und ähnliches legen Zeugnis ab von diesem wissenschaftlich organisatorischen Verhalten. Die Fakultäten zögern darum auch nicht, führenden Männern des wissenschaftlichen Antiquariats die Anerkennung zuteil werden zu lassen, die selbständigem wissenschaftlichem Verdienst zukommt, und manchen Antiquar zielt der Ehrendoktorgrad einer wissenschaftlichen Fakultät. Dieser Wagemut nun, organisatorisch das Schicksal einer Wissenschaft zu beeinflussen, stellt die Berufsideologie des Antiquars auf eine ganz außerordentliche Höhe. Sie wird zur Ideologie des kulturellen Führers überhaupt. Das ist keine Ideologie mehr aus zweiter Hand, die darauf vertraut und sich darauf verläßt, daß andere um die Ziele und Wege der Entwicklung wissen, daß andere die Verantwortung für diese Entwicklung tragen, sondern ein selbständiges Wissen um die Ziele, ein selbständiges Tragen dieser Verantwortung.

Nun ist Führen, Organisieren selbst noch kein Ziel an sich. Der Führer muß wissen, wohin er führt, der Organisator eine fest umrissene Vorstellung haben von dem Sinn seines organisatorischen Tuns. Wo aber liegen die Garantien, daß unsere wissenschaftliche Kultur, so wie wir sie betreiben, diese Beschäftigung mit zuweilen recht lebensfernen Abstraktionen, dieses Aufspeichern und systematische Ordnen kleiner und kleinster Wissensdetails, diese ins Uferlose vorgetriebene Analyse des Gegebenen überhaupt einen letzten Sinn hat? Fragen wir die Wissenschaft selbst, so hören wir, daß sie über solche Garantien nicht verfügt, daß sie in der vagen Illusion einer unendlichen Annäherung an das absolute Wissen, die absolute Wahrheit lebt. Tatsächlich aber ist sie unendlich fern von diesem

Ziel, und ihre Methoden sind völlig ungeeignet, dieses Ziel zu erreichen. Es würde hier zu weit führen, wollte ich die Fragwürdigkeit der auf das Absolute gerichteten Wissenschaft und ihrer Methoden, die Unvollendbarkeit und Sinnlosigkeit dieses Wissenschaftsoptimismus im Einzelnen nachweisen. Man lese dazu meine »Philosophie des Als Ob«, dieses System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit (9. und 10. Aufl. Leipzig 1927. Felix Meiner). Dort wird man finden, wieso eine bis ins letzte durchgeführte und organisierte Wissenschaft im besten Falle nur eine genaue aber logisch wertlose theoretische Kopie der Welt mit allen ihren Sinnlosigkeiten wäre, und daß selbst die Philosophie, die objektivste aller Wissenschaften, der eigenen Fragwürdigkeit nur entrinnt, wenn sie sich entweder am Menschen, seinen Nöten und Bedürfnissen orientiert, oder wenn sie sich in fingierten Zielen künstliche Quietive schafft. Tatsächlich folgen wir einem dunklen Triebe, wenn wir den Fortgang und die Organisation unseres Wissens über unsere praktischen Bedürfnisse hinaus betreiben, einem Triebe, von dem wir nicht wissen, wohin er uns führt. Er steckt tief in aller organischen Natur, alles Lebendige will wissen, will systematisch sich orientieren, und die Natur hat auf die Betätigung dieses Triebes gewissermaßen einen Preis gesetzt in Form einer Lust am Wissen, einer Befriedigung am Organisieren. Andererseits aber hat sie uns nicht ohne Warnung gelassen vor der Übertreibung, Entmenschlichung dieses Triebes, indem sie den Menschen, der ihr verfällt, dem Leben entfremdet, ihn seelich verknöchert. Das ist alles, was wir über diesen Trieb wissen: ein dunkler Anreiz und eine ebenso unbestimmte Warnung vor der Überwucherung des Mittels über den Zweck. Ein Organisieren des Wissens über das relative Ziel — Ordnung unserer menschlichen Angelegenheiten, Sicherung unseres menschlichen Daseins, Bereicherung unseres menschlichen Lebens — hinaus kann nur ziellos erfolgen oder nur mit fragwürdigen eingebildeten Leitvorstellungen arbeiten. Wissenschaft um der Wissenschaft willen, Organisation um der Organisation willen ist ein Nonsens, und der Wissenschaftler oder Organisator, der ihm verfällt, handelt verantwortungslos, indem er die Zeit und die Kraft seiner Mitmenschen verschwendet. Das sollte sich auch der Antiquar sagen, wenn er führend in die Organisation unserer wissenschaftlichen Kultur eingreift. Er soll seine Leitvorstellungen orientieren am Leben, an der Praxis und ihren Bedürfnissen. Er soll Pessimist sein im Theoretischen und Optimist

DIE WELTANSCHAUUNG DES WISSENSCHAFTLICHEN ANTIQUARS

im Praktischen, seine Berufsideologie soll sein die eines Als Ob und die eines
Dennoch nach dem Vers Schillers:

»Wisset, ein erhabner Sinn
legt das Große in das Leben,
und er sucht es nicht darin.«

DAS ANTIQUARIAT UND DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

VON

OTTO GLAUNING

In seinem Roman *Le Crime de Sylvestre Bonnard*, einem der liebenswürdigsten Bücher der neueren französischen Literatur, läßt Anatole France diesen ebenso gemütvollen wie gelehrten Vertreter der Geisteswissenschaften sagen: *J'ouvris un livre que je lus avec intérêt, car c'était un catalogue de manuscrits. Je ne sais pas de lecture plus facile, plus attrayante, plus douce que celle d'un catalogue.* Ein deutsches Gegenstück hierzu aus älterer Zeit ist die Stelle, wo Johann David Michaelis, der gelehrte Göttinger Theologe, von Schlüter, dem eifrigen und findigen Helfer des ersten Kurators der Georgia Augusta, Freiherrn Gerlach Adolph von Münchhausen, berichtet, »daß er Auctionskatalogos mit der Empfindung las, mit der ein Poet Hallers Gedichte liest«. Solche Aussprüche muß man sich gegenwärtig halten, wenn man Betrachtungen über die Beziehungen zwischen Antiquariat und Geisteswissenschaften anzustellen sich anschickt. Damit ist die richtige Atmosphäre geschaffen.

Der sinnfälligste Ausdruck für die Tätigkeit des Antiquars, gleichsam ihr Symbol, ist der Katalog. Sein doppelter Charakter offenbart in anschaulicher, eindrucksvoller Weise, daß in ihm zwei einander wesensfremde Welten zu gemeinsamer Wirkung verbunden werden. Der Antiquariatskatalog ist zugleich ein literarisch-wissenschaftliches Erzeugnis und ein ausgesprochenes Werkzeug des Handels. Zwar hat es der Buchhandel in allen seinen Zweigen mit geistigen

Schöpfungen zu tun, aber das Antiquariat darf wohl den Anspruch erheben, durch die besondere Eigenart seines Berufes der geisteswissenschaftlichen Arbeit am nächsten zu stehen. Zugleich aber wendet es sich auch mit seiner kaufmännischen Tätigkeit vornehmlich an die geisteswissenschaftlich eingestellten Kreise, indem es ihnen einen erheblichen Teil der erforderlichen Aufbaustoffe liefert. Damit ergibt sich, daß die beiderseitigen Gebiete sich nicht nur da und dort berühren, sondern auch mehr oder minder überschneiden und decken.

Zunächst steht dem Antiquar für manches Technische seiner Arbeit der wissenschaftliche Bibliothekar sehr nahe. Das ganze ausgedehnte Gebiet der Titelaufnahme d. h. der äußeren und inneren Gestaltung, in der alles zur Identifizierung eines Buches Erforderliche zusammengefaßt werden muß, ein Gebiet, für das ein so einläßliches und doch längst noch nicht alles regelndes Gesetzbuch wie die für die wissenschaftlichen Bibliotheken des preußischen Staates maßgebende »Instruktion« geschaffen worden ist, beschäftigt täglich, um nicht zu sagen stündlich, Antiquar wie Bibliothekar, und Einzelfragen, wie der oft nur in mühseliger, langwieriger Untersuchung zu führende Nachweis verleugneter oder verschleierte Urheberschaft machen beiden zu schaffen. Bei dem Aufbau der Kataloge nach sachlichen Gesichtspunkten, bei der Anordnung der Gruppen, der Wahl der Ordnungs- und Schlagworte, bei der feineren Ausarbeitung durch Verweisungen haben beide nach dem gleichen, schwer erreichbaren Ziel größtmöglicher Durchsichtigkeit und Findbarkeit zu streben. Es ist erfreulich festzustellen, daß auch bei grundsätzlichen Entscheidungen beide Lager in Übereinstimmung sich befinden, wie etwa in der gemeinsamen Ablehnung des als Allheilmittel gepriesenen Dezimalsystems.

Die peinliche Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in all diesen Dingen, die bewußte und berechtigte Andacht zum Kleinen, diese, ich darf wohl sagen philologische Gesamthaltung beeinflußt auch die äußere Ausstattung des Antiquariatskataloges. Er ist im Gegensatz zu der viel mannigfaltigeren, farbenreicheren, alle Mittel des Anreizes in ihren Dienst stellenden, die Wirkung psychologisch berechnenden Verlags- und Sortimentsanzeige ganz wesentlich zurückhaltender. Die äußerlichen Mittel des Kaufreizes kann er nur innerhalb recht erheblich enger gezogener Grenzen anwenden. Gutes Papier, schöne Typen und geschmackvoller Satz werden selbstverständlich nach Möglichkeit — wirtschaftliche Erwägungen

sprechen dabei ein gewichtiges Wort mit — angestrebt, aber schon auf die Lautheit einer ihrer anlockenden Fernwirkung mit Recht vertrauenden Druckanordnung muß er verzichten. Was er zur Unterstützung heranziehen kann, ist nur die sorgfältige, getreue Nachbildung hervorragender Stücke und einzelner Teile von ihnen. Die Zurückhaltung in dieser Hinsicht ist für den Antiquar aber auch möglich, weil sein Kundenkreis von ihm dergleichen gar nicht erwartet. Seine Abnehmer stehen ihm als Kenner dem Kenner gegenüber und erwarten und verlangen vor allem mit größter Sorgfalt und Zuverlässigkeit gearbeitete positive Angaben. Je höher die Leistung nach dieser Seite gesteigert ist, um so mehr werden sie sie anerkennen und sich zu geschäftlichem Verkehr angezogen fühlen.

Um solchen Anforderungen genügen zu können, bedarf es aber neben kaufmännischer Begabung und der Beherrschung der lernbaren technischen Fertigkeiten auch des viel schwerer zu erwerbenden Berufswissens im engeren Sinne. Dieses aber liegt, soweit es sich nicht um Antiquariate handelt, die besondere Wissenszweige wie Medizin, Naturwissenschaften oder Technik mehr oder weniger ausschließlich pflegen und daher eingehende Fachkenntnisse auf diesen Gebieten verlangen müssen, vornehmlich im Bezirk der Geisteswissenschaften. Ob der Antiquar hier gut beschlagen ist oder nicht, das zeigen, vom persönlichen Umgang abgesehen, vor allem wiederum seine Kataloge. Dazu gehört zunächst ein guter Überblick über die Geschichte der Wissenschaften, das Wissensgebiet, das man früher als Literärgeschichte zu bezeichnen liebte, das Wissen nicht nur von den Sternen erster Größe am Gelehrtenhimmel, sondern auch von der großen Menge der minder bedeutenden Arbeiter in den einzelnen Sparten und von den aus irgendeinem Grunde bemerkenswerten Werken, die sie geschaffen haben. Er muß mit den Fortschritten der Forschung Fühlung halten und darüber auf dem Laufenden bleiben, welche Richtungen sie einschlägt, welche Fragen im Vordergrund stehen, um vorführend voraussiehender Nachfrage mit Angeboten zu begegnen, denn Wertungen, die die geisteswissenschaftliche Arbeit von ihrem Standpunkt aus vornimmt, setzen sich für ihn in Handelswerte um. Erscheinungen wie die stärkere Beschäftigung mit der Sprache und Literatur Spaniens und seiner Tochterstaaten oder das allmähliche Sichausbilden der Völkerkunde, der Theater-, der Zeitungswissenschaft haben zur Folge, daß man solche Gebiete auch geschichtlich zu betrachten und zu erfassen sucht und mit

dem neueren und neuesten Schrifttum auch das ältere zusammenzubringen und auszuschöpfen trachtet. Durch solche Wendungen der allgemeinen geistigen Entwicklungslinie werden nicht nur die Vorräte an wissenschaftlichen Quellenwerken wieder in Umlauf gesetzt, sondern auch die Bestände an schöner Literatur werden von der Strömung ergriffen und geraten aufs neue in Fluß. Die Romantik, um dieses Musterbeispiel einer weitausgreifenden geistigen Bewegung zu nennen, hat mit auch dazu angeregt, der Literatur des Mittelalters wieder nachzugehen und hat nachhaltige literarhistorische und philologische Wirkungen gehabt. Auch Anlässe bescheideneren Ausmaßes — ich denke etwa an die Jubelfeiern einzelner Persönlichkeiten wie Gutenberg, Goethe, Schiller oder jüngst Görres — rücken die aus dem Auge verlorenen literarischen Erzeugnisse solcher Größen und ihres Kreises wieder ins Blickfeld. Die Antiquariatskataloge spiegeln solche Wandlung wieder und ihr Inhalt, jetzt im Jahrbuch der Bücherpreise und ähnlichen Veröffentlichungen bequem und übersichtlich zusammengefaßt, vermag wertvolle Aufschlüsse über die Geschichte des literarischen Geschmacks zu geben.

Hüben und drüben ruft man zur Erleichterung der Arbeit eine Hilfswissenschaft zu Hilfe, die Bibliographie, das Wissen von den Schriftenverzeichnissen. Wie der Wissenschaftler ohne bibliographische Hilfsmittel aller Art nicht arbeiten kann, so vermag auch der Antiquar ohne sie nicht zu bestehen; sie sind sein ständig gebrauchtes Handwerkszeug. An ihrer Ausgestaltung hat man beiderseits das größte Interesse. Werke wie Brunet, Ebert, Graesse, haben Wissenschaft und Antiquariat in gleicher Weise gefördert. Vor allem ist die moderne Verbindung von Bibliographie und Katalog, wie sie der Gesamtkatalog der Wiegendrucke oder das Gesamtverzeichnis der ausländischen Zeitschriften darstellen, sowohl für die Wissenschaft wie für das Antiquariat von größter Bedeutung; jener liefern sie den Nachweis gesuchter Stücke, dieser geben sie die Unterlagen für Angebote zur Ergänzung von Lücken in den Beständen der wissenschaftlichen Bibliotheken.

Gerade in diesem Zusammenhang aber ist Anlaß daran zu erinnern, daß die gegenseitigen Beziehungen auch noch anderer Art sind. Das Antiquariat zieht nicht nur für sich selbst Nutzen aus den wissenschaftlichen Bibliographien, sondern liefert mit seinen Katalogen auch wiederum Rohmaterial zu solchen. Ein so erfahrener Bibliograph wie Petzholdt hat sich nicht enthalten, in der Vorrede zu seiner berühmten *Bibliotheca Bibliographica* es auszusprechen, wie

sehr er gerade auch den Katalogen der Antiquare verpflichtet sei, und andere wie Weller oder Peddie haben ihm darin beigepflichtet. Wie in den Wörterbüchern *ghost-words*, d. h. Wörter, die es in Wirklichkeit nicht gegeben hat, auftauchen und dem Lexikographen viel zu schaffen machen, bis ihre Nichtigkeit erkannt ist, so hat auch der Bibliograph mit *ghost-titles* zu kämpfen, die von einer Bibliographie in die andere hinüberwandern, ohne jemals mehr als ein papiernes Dasein geführt zu haben. Vor solcher Gefahr ist man bei Katalogen gesichert, denn in sie wird nur aufgenommen, was lebhaftig bestanden und tatsächlich vorgelegen hat.

Je wichtiger, seltener und wertvoller die Werke sind, die in den überwiegend sachlich geordneten Katalogen aufgeführt werden, um so einläßlicher ist ihre Beschreibung und, um diese wirklich sachgemäß zu gestalten, ist eingehende Kenntnis vom Stand der Forschung die Voraussetzung. In dem Maße aber, in dem die so geleistete Arbeit an Gehalt und Güte sich erhebt, um so mehr steigt die Bedeutung der Kataloge; sie gewinnen dadurch selbst den Rang von Bibliographien, vor allem, wenn sie es zugleich unternehmen, auf einem Teilgebiet möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Kein Fachmann und keine wissenschaftliche Bibliothek wird es unterlassen, die Kataloge der großen Antiquariate wie Baer, Maggs, Quaritch, Rosenthal als willkommene und geschätzte Bereicherung des bibliographischen Apparates ihren Beständen einzureihen. Der Liebhaber mag schon durch ihre nicht selten glänzende Ausstattung sich angezogen fühlen, der wissenschaftliche Arbeiter wird vornehmlich ihren reichen Gehalt an brauchbarer Tatsachenmitteilung sich nutzbar zu machen wünschen. Boerners Katalog Nr. 21 über Einbände, der Tiecksche Shakespearekatalog von Cohn, Engelmanns *Bibliotheca Philologica Classica*, die *Bavarica* von Lentner, Meyers Goethesammlung, Rosenthals *Incunabula* und seine *Bibliotheca Medii Aevi Manuscripta*, um nur ein paar allbekannte Beispiele zu nennen, sind Glanzleistungen des Antiquariats, mit denen es erfolgreich zurückerstattet hat, was es für seine eigene Arbeit der geisteswissenschaftlichen Forschung verdankt.

Noch in einer anderen Hinsicht zeigt sich ein gemeinsamer Zug. Wie der Wissenschaftler kritisch sichtend vorgeht, so ist für den Antiquar der Gedanke der Auswahl von größter Bedeutung. Was für die gelehrte Arbeit als zu leicht befunden worden ist, scheidet im wesentlichen auch für den Antiquar aus, für den freilich auch geschäftliche Erwägungen mitbestimmend sind.

Etwas Weiteres ist hier noch anzuschließen. Wie für den Wissenschaftler die Zeit enzyklopädischer Umfassung des Gesamtgebietes des Wissens vorbei ist und er auch im Bereich der Geisteswissenschaften seine Kreise enger zu ziehen hatte, so hat auch der Antiquar mehr und mehr der besonderen Pflege einzelner mehr oder minder ausgedehnter Literaturgruppen sich zugewandt. Es ist nicht nur die von Junk festgestellte, vielleicht nicht allseitig anerkannte Scheidung von wissenschaftlichem und bibliophilem Antiquariat eingetreten, sondern auch innerhalb des wissenschaftlichen kann man die Teilung in geistes- und naturwissenschaftliches Antiquariat beobachten. Auch fehlt es nicht an noch weitergehenden Einschränkungen auf enger umschriebene Teile der Geisteswissenschaften, auf Sprachwissenschaft, Recht, Kunst. Die wissenschaftliche Arbeitsweise hat sich so verfeinert, vertieft und bereichert, daß auch der Antiquar, der ihren Fortgang zu verfolgen und ihre Ergebnisse zu beobachten hat, seine Arbeit nur dann nutzbar erhalten kann, wenn auch er nicht zu weit ausgreift. Dazu kommt, daß er sich naturgemäß mit einer stetig wachsenden literarischen Vergangenheit belastet und das von ihm zu betreuende Gebiet immer weiter sich ausdehnen sieht.

Das Vorhandensein eines engen Zusammenhangs zwischen Antiquariat und Geisteswissenschaften wird erhärtet durch zwei weitere Tatsachen. Zunächst durch den Anteil, den jenes selbst an der wissenschaftlichen Forschung hat. Schon die Katalogarbeit bringt allerhand Ergebnisse; ich erinnere nur daran, daß Weller in der Vorrede zu seinem *Lexicon Pseudonymorum* davon spricht, daß er tausende von Katalogen für seine Zwecke durchgesehen und mit Nutzen durchgesehen hat. Darüber hinaus aber hat das Antiquariat und seine Vertreter nicht nur manche wertvolle wissenschaftliche Einzeluntersuchung, sondern auch zusammenfassende Arbeiten hervorgebracht. Cohns *Shakespeare in Germany*, Lempertz' Bilderhefte, Weigels Anfänge der Buchdruckerkunst, Naglers Monogrammisten, Hobsons *Canevari* und Goldschmidts *Gothic and Renaissance Book-bindings*, werden immer ehrenvolle Plätze in der geisteswissenschaftlichen Literatur behalten.

Zum andern hat das Antiquariat auch an der Schaffung von Organen für die geisteswissenschaftliche Forschung sich beteiligt teils in der Form von Zeitschriften wie Rosenthals Beiträge zur Forschung oder Olschkis *Bibliofilia*, teils in der Weise, daß Kataloge mit einleitenden Abhandlungen oder selbständigen

Untersuchungen ausgestattet werden wie die *Bibliotheca Aldina* von Fock oder die *Orientalia-Kataloge* von Haupt in Halle oder die *Ephemerides Orientales* von Harrassowitz. Hierbei hat es dem Antiquariat ebensowenig an willigen Mitarbeitern aus den Kreisen der Geisteswissenschaftler gefehlt, die bereit waren, solche Großzügigkeit in der Auffassung des beruflichen *noblesse oblige* zu unterstützen, wie an der Gewährung fachmännischer Auskunftserteilung und Beratung, wo das eigene Wissen des Antiquars nicht voll ausreichte. Auch noch in anderer Form ist von seiten der Gelehrten das enge Verbundensein von Geisteswissenschaften und Antiquariat schon bezeugt worden. Ich denke an ihre freudige Beteiligung an der Festschrift »Werden und Wirken« zu Karl W. Hiersemanns 70. Geburtstag. Die jüngere Generation der Antiquare hat ihrerseits auch die Folgerung aus diesem Verhältnis gezogen. Sie hat selbst im wissenschaftlichen Lager gedient, d. h. studiert und promoviert und sich die wissenschaftlichen Sporen damit verdient. Dieses Aufrichten einer Art Personalunion entspringt der gesunden Auffassung und richtigen Überzeugung, daß die Kennerschaft des Antiquars nicht nur durch die Praxis erworben, sondern nach Möglichkeit auch wissenschaftlich unterbaut sein will.

So bedeutsam all diese mannigfachen Beziehungen zwischen Antiquariat und Geisteswissenschaften sind, sie stellen doch nur die eine Seite des zwiefachen Verhältnisses dar, das zwischen beiden besteht. Wie der Buchhandel, von dem das Antiquariat nur eine Sparte ist, nicht nur mit geistigen Werten befaßt ist, sondern sie auch kaufmännisch zu behandeln hat, so muß auch der Antiquar mit seiner Neigung zu wissenschaftlichen Dingen geschäftliche Begabung verbinden, wenn anders er den Aufgaben gewachsen sein will, die auch nach dieser Seite von ihm zu lösen sind, die ihn aber wiederum mit den Geisteswissenschaften und ihren Vertretern in engster Berührung halten.

Ist der Verleger und der Sortimentler der Vermittler des werdenden Schrifttums, so der Antiquar der des gewordenen. Die Geisteswissenschaftler müssen unablässig aus dem unaufhaltsam sich ergießenden Strom der Neuerscheinungen schöpfen, aber ihrem ganzen Wesen nach, das stark auch auf geschichtliche Betrachtung und Forschung gerichtet ist, haben sie Anlaß, in gleicher Weise der zum Setzen gekommenen älteren Literatur sich zuzuwenden und dafür bedürfen sie in weitem Umfang der Hilfe des Antiquars. Sein Berufswissen setzt ihn in

Stand, ein Führer zum Schrifttum der Vergangenheit zu sein, zugleich aber ist er auch der tatsächliche Besorger all der Bücher, mit denen der der Gegenwart lebende Sortimentler sich nicht mehr befaßt. Mit allen für seinen Zweck tauglichen Mitteln kaufmännischer Werbung sucht er die Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers auf die von ihm zusammengebrachten Bestände zu lenken, immer zugleich bestrebt, auftauchende Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen. Dieser Teil seiner Berufsarbeit gibt ihm Gelegenheit, eine besondere Begabung, Spürsinn und Findigkeit, zu bewähren. Es ist erstaunlich, in welchem Maße und mit welchem Erfolg diese Tugenden geübt werden. Das Antiquariat ist unermüdlich in der Aufstöberung neuer, bis dahin unbeachtet oder unbekannt gebliebener Schätze. Immer neue Quellen werden erschlossen, unwürdigt gebliebene Handschriften, Briefe, Wiegendrucke, Einbände ans Tageslicht gezogen und damit in sehr vielen Fällen vor Verfall und Verlust bewahrt. Dadurch wird unaufhörlich den Geisteswissenschaften noch unbearbeiteter Rohstoff zugeführt. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel besonders von der Literatur älterer Zeiten verloren gegangen ist und wie sehr vor allem die geschichtliche Forschung in ihrer Erkenntnis von dem Maß des ihr erhalten Gebliebenen abhängig ist, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Antiquariat durch solche Rettungen sich große Verdienste um die Geisteswissenschaften erworben hat und noch erwirbt. Mit großen Entdeckungen, wie sie im 15. Jahrhundert Poggio und den Seinen beschieden waren, kann das Antiquariat heute nicht mehr rechnen, aber auch die Summierung vieler kleiner Funde ist förderlich und verdient aufrichtigen Dank. Ein Nachteil freilich muß mit in Kauf genommen werden. Vieles Bodenständige wird aus seiner heimatlichen Umgebung entfernt und manche Zusammenhänge zerrissen, die man aus wissenschaftlichen und menschlichen Gründen nur ungern und mit Trauer sich lösen sieht. Es wiederholen sich in kleineren Ausmaßen Umlagerungen des Besitzstandes, wie sie um die Wende des 18. Jahrhunderts in verhängnisvoller Weise durch das freilich nicht immer einwandfreie Vorgehen Maugérards leider bewirkt worden sind.

Sehr wesentlich für die Gestaltung der geschäftlichen Beziehungen ist naturgemäß die vom Antiquariat verfolgte Preispolitik. Hier ist besonders auch durch die Kriegs- und Nachkriegszeit manches anders geworden. Das Antiquariat ist wie der ganze Buchhandel durch größere Geschäftsunkosten belastet, die es ver-

hindern, die früheren, niedrigeren Preise aufrecht zu erhalten. Dazu kommt, daß das durchschnittliche Berufswissen des Antiquars in den letzten Jahrzehnten größer geworden ist. Die Zeiten, in denen etwa auf der Münchener Dult oder bei den Bouquinisten an den Seinekais in Paris durch überlegenes Wissen mit geringem Aufwand gute, ja mitunter glänzende Käufe gemacht werden konnten, sind wohl für immer vorüber. Auch der Antiquar mit bescheidenem Betrieb versteht heute sein Geschäft und gibt sich nach dieser Seite hin selten mehr eine Blöße. Die Vertreter der Geisteswissenschaften aber — die wissenschaftlichen Bibliotheken eingeschlossen — sind ihrerseits wirtschaftlich erheblich schwächer geworden und auch die leidige Wohnungsfrage wirkt hemmend auf die Vergrößerung des privaten Bücherbesitzes. So ist ihr Anteil an dem Umsatz des Antiquariats stark zurückgegangen, obwohl, gemessen an den höherliegenden Sortimentspreisen, die Möglichkeit wohlfeileren Einkaufs sich anreizend fühlbar machen müßte. Bei dieser Sachlage ist es natürlich, daß ein größerer Teil des antiquarischen Angebots sich nicht mehr an die Geisteswissenschaftler, sondern an den internationalen Kreis der kapitalkräftigen großen Sammler wendet. An diese neuerdings zahlreicher werdende, aus aufsteigenden Bevölkerungsschichten sich ergänzende Gruppe von Käufern, vornehmlich des Auslands, wenden sich die mit besonderer Sorgfalt und vielfach erlesenem Geschmack in Druck und Beigaben ausgestatteten Kataloge. Dabei ergibt sich nicht selten eine neue Art von Berührung zwischen Antiquariat und Geisteswissenschaftlern insofern, als wie beim Kunsthandel der seiner Sachkenntnis nicht so ganz sichere Sammler sich nicht ungern der Beratung durch einen wissenschaftlich durchgebildeten Sachverständigen bedient.

Das Antiquariat beschränkt sich aber nicht darauf, an die Geisteswissenschaftler mit Angeboten heranzutreten, es erscheint auch als Käufer und hat in dieser Eigenschaft ebenfalls eine wichtige Aufgabe zu lösen. Die von den Gelehrten mit geduldiger Bemühung in langjähriger Sammeltätigkeit als das Ergebnis einer Lebensarbeit zusammengebrachten Bibliotheken stellen eine erhebliche geistige Leistung dar, wie sie eben nur überragende, eindringende und umfassende Kenntnis des Spezialisten zu vollbringen vermag. Dem wissenschaftlichen Wert solcher Büchersammlungen entspricht ihr wirtschaftlicher. Beide werden teils noch zu Lebzeiten des Sammlers, teils nach seinem Tode vom Antiquariat übernommen

und für seine Zwecke nutzbar gemacht. Durch den Ankauf solcher Bibliotheken verschafft sich das Antiquariat einen ganz wesentlichen Teil seiner Vorräte. Man hat diese Seite der Tätigkeit des Antiquariatsbuchhandels vielfach nicht günstig beurteilt. Man hat bedauert, daß dadurch die zum Aufbau der Büchersammlungen verwendete Arbeit wieder vernichtet und gegenstandslos gemacht werde, und, sofern es sich dabei um Abwanderung der Bestände ins Ausland handelt, diese als einen schweren Verlust an einheimischem Kulturgut, als eine ernstliche Schädigung der Belange des eigenen Volkes angesehen. Demgegenüber ist aber doch auch wiederum geltend zu machen, daß, soweit Inlandumsätze in Frage kommen, damit nur die Grundlagen für das Entstehen neuer Sammlungen geschaffen werden. Es wird auf diese Weise der ständige, erwünschte, notwendige Kreislauf gefördert, durch den die vorhandene literarische Masse zu immer neuen Zusammenschlüssen geführt wird. Die alten Sammlungen, die ihren Besitzern gedient haben und von ihnen für ihre Zwecke ausgeschöpft worden sind, müssen vergehen, damit ihre einzelnen Bestandteile von neuen Sammlern erworben und in anderer Zusammensetzung als neue Gebilde neuen Zwecken dienstbar gemacht werden können. Der verdienstliche Träger dieser ständigen, die Wissenschaft befruchtenden Umlagerungen ist der Antiquar. Was aber die Abwanderung, vor allem geschlossener Sammlungen, ins Ausland betrifft, so ist zuzugeben, daß uns die Inflationszeit durch einen allzu starken Ausverkauf sicherlich beklagenswerte Verluste an Altbücherbesitz gebracht hat. Aber der wirtschaftliche Standpunkt ist doch schließlich nicht der einzige und letzte. Wenn anders eine Bibliothek in ihrem Gefüge das eigene Wesen ihres Besitzers zum Ausdruck bringt und einem aus ihr ein Hauch seines Geistes entgegenweht, so muß sie als Ganzes an einen anderen Ort verbracht in eben diesem Geist auch weiter wirken und der geistige Gehalt ihrer einzelnen Bestandteile zur Fortzeugung kommen und so ist ihre Verpflanzung in die Fremde auch als ein Gewinn für das eigene Volkstum zu buchen.

Es liegt in der Natur der täglichen Arbeit, daß sie uns nur mit der Lösung von Einzelfragen befaßt und uns die Dinge nur in Stücken vor die Augen bringt. Es bedarf besonderen Anstoßes, daß wir Anlaß nehmen, über solche enge Bezirke hinauszublicken| und das Einzelne zusammensehen. Wir kommen dann dazu, uns Gedanken über eine Frage in ihrer Ganzheit zu machen und werden uns dabei

DAS ANTIQUARIAT UND DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

mit Freude wertvoller Zusammenhänge bewußt, über die wir uns kaum Rechenschaft gegeben haben. So ist es mir selbst bei der Niederschrift dieser Zeilen ergangen und ich möchte wünschen, daß auch der Leser der Richtigkeit dieser Erfahrung zustimme.

DER ANTIQUARIATSBUCHHANDEL ALS WIRTSCHAFTSFAKTOR

VON

GERHARD MENZ

Wesen und Bedeutung des Antiquariatsbuchhandels nach der wirtschaftlichen Seite klarzustellen, ist nicht leicht. Das sonst so bequeme Hilfsmittel der Statistik versagt. Aus der Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten eine nennenswerte Vermehrung der wirklich maßgebenden Antiquariatsfirmen nicht erkennbar geworden ist, dürfte man allenfalls schließen, daß die wirtschaftlichen Bedingungen eine stärkere Expansion dieses Geschäftszweiges gegenwärtig nicht sonderlich begünstigen. Was wäre aber mit einer solchen Feststellung im Grunde erreicht? Irgendeine tiefere materielle Erkenntnis ist damit nicht gewonnen. Man müßte denn schon die Höhe der Umsätze, der durchschnittlichen Gewinne, der arbeitenden Kapitalien des Antiquariatsbuchhandels, dazu die zahlenmäßigen Merkmale seiner inneren Struktur nach Angestelltenzahl, Unkostenlage, Lagerwerten u. v. a. m. kennen, und man müßte Vergleichsangaben dafür aus den verschiedenen Jahren besitzen, um ein auf umfassenden Belegen dieser Art aufzubauendes Bild entwerfen zu können, das auch dem Außenstehenden die Dinge zu veranschaulichen vermöchte. Alles das fehlt indessen. So bleibt man auf Überlegungen anderer Art angewiesen, deren Ergebnisse wenigstens einigermaßen den besonderen Charakter und Wert des Antiquariatsbuchhandels als Wirtschaftsfaktor zu beleuchten vermögen.

Von einem Irrtum allerdings, einem weit verbreiteten und nur zu fest eingewurzelten freilich, muß man sich grundsätzlich befreien, wenn man zu klaren Vorstellungen und echten Einsichten gelangen will. Nichts ist falscher und abwegiger als den Antiquariatsbuchhandel nur etwa als einen »Handel mit alten Büchern« betrachten zu wollen. Die Geringschätzung, die damit gelegentlich wohl noch angedeutet wird, ist völlig unangebracht und zeugt von wenig Kenntnis des wahren Sachverhalts. In der Tat spielt auch das »alte Buch« für die Antiquare eine große Rolle, nicht aber im Sinne der »alten Schwarte« oder eines wertlosen Trödelkrames. Vor allem beschäftigt sich der Antiquar längst nicht mehr nur mit »alten« Büchern; er pflegt oft gerade auch das allerneueste und ist für dessen Verbreitung auf bestimmten Gebieten vielfach heute völlig unentbehrlich. Schon Schürmann, ein Fachmann selbst und einer der gescheitesten Schriftsteller seiner Zeit in buchhändlerischen Dingen, hat vor 50 Jahren mit Recht darauf hingewiesen, daß der Antiquariatsbuchhandel tatsächlich nichts anderes mehr sei als ein ausgesprochenes Spezialsortimentsgeschäft. Das trifft in der Tat den Kern der Sache. Es gilt sowohl für das bibliophile Antiquariat, wie noch viel stärker für das wissenschaftliche, das wir bei den weiteren Ausführungen vornehmlich im Auge behalten wollen. Hier wird diese Sonderstellung noch dadurch verstärkt, daß die meisten wissenschaftlichen Antiquariate sich auch auf verlegerischem Gebiet betätigen und in ihrer Art zugleich spezialisierte schwerstwissenschaftliche Verlage darstellen, die ihre Produktion in erster Linie selbst verbreiten.

Der Begriff »altes Buch« hat sich im Laufe der Entwicklung wesentlich gewandelt. In einer Zeit, in der neue Bücher in der Regel nur in Gestalt roher Bogen auf den Markt kamen, weil es infolge des Zunftzwanges dem Drucker und Verleger gar nicht möglich war, sie selber fertig machen zu lassen, hob sich das gebundene Buch ganz naturgemäß als Sonderfall heraus, sobald es im Handel auftauchte. Mit Ausnahme der wenigen Gebrauchsartikel namentlich für kirchliche Zwecke, der Andachts-, Gebet-, Gesangbücher usw., deren Vertrieb meist Vorrecht der Buchbinder war, konnte in diesem Fall von jedem gebunden vorliegenden Buch angenommen werden, daß es bereits im Besitz eines letzten Konsumenten gewesen. Solche Bücher waren also gewiß nicht neu im Sinne des Buchhandels im allgemeinen, aber sie waren in jenen Zeiten einer für uns kaum

noch verständlichen Stetigkeit des literarischen Bedarfs auch nicht veraltet, selbst wenn sie vielleicht schon Jahrzehnte in einer Bücherei gestanden und womöglich schon Generationen gute Dienste geleistet hatten. Sie standen damals mithin durchaus ebenbürtig neben dem neuen Buch, der ständig nachwachsenden Neuproduktion. Mit dem Siegeszug der Romantik und der Durchsetzung der historisch-genetischen Forschung und Betrachtungsweise auf allen möglichen Gebieten erhielt die literarische Erzeugung früherer Jahrhunderte bis zurück in das Zeitalter der Handschriften eine ganz neue Bedeutung, steigendes Interesse und wachsende Wertschätzung. Klassische Philologie, Geschichte, Germanistik gingen voran in der Hervorholung der alten Quellen, der Originaldokumente, der Literaturdenkmale. Andere Wissenschaften folgten. Je raschere Fortschritte sie selber machten, desto eher wurde auch ihre eigene Literatur ihnen »historisch«. Der methodische Grundsatz der Lückenlosigkeit der Literaturheranziehung als Zeichen echter Wissenschaftlichkeit intensivierte zugleich den Bedarf. Auch hier waren diese »alten Bücher« überwiegend in Privatbesitz letzter Konsumenten erhalten. Die ursprünglichen Verlage waren zum größten Teil verschwunden oder ihre Vorräte meist erschöpft, wenn nicht vernichtet. Allenfalls waren Reste noch in alten Sortimentslägern verborgen. Die Rettung und Wiederauffindung solcher Bestände verlangte besondere Anstrengungen. Vor allem die Verwertung der reichen älteren Büchersammlungen in Privatbesitz war kaum ohne besonderen Einsatz und entsprechende Organisation möglich. Früh bildete sich gerade dafür das Verfahren der Auktionen aus. Zuerst kam es in Holland auf, griff dann auf England, zuletzt auch auf Deutschland und andere Länder über. Das war aber das eigenste Gebiet, auf dem schließlich der Antiquariatsbuchhandel erwuchs, namentlich als die Auflösung der feudalen Welt unter den Nachwirkungen der großen Revolution, die Mediatisierungen und Säkularisierungen der napoleonischen Epoche wie schon vorher die der Reformationszeit die Anstöße vermehrten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts kam noch ein weiteres Moment hinzu, und zwar aus der inneren Entwicklung gerade des deutschen Buchhandels und seiner Geschäftsorganisation heraus. Die Ablösung und Überwindung des alten Tauschhandels, des Change-Verfahrens gelang ihm nur mit Hilfe des Konditionsverkehrs. Das hatte aber zur Folge, daß sich mehr und mehr ein besonderer Sortimentsbuchhandel herausbildete, dessen Hauptstärke und eigentliche Aufgabe der

Vertrieb der Neuerscheinungen wurde. Mit dieser Wendung verschwanden die alten Riesensortimentslager, wie sie noch Friedrich Perthes aus seiner Lehrzeit vor allem in Leipzig kannte und in seinen Briefen so anschaulich geschildert hat. Der Buchhandel selbst hat ihr Verschwinden bald als Nachteil und Lücke empfunden. Für seine eigenen Bedürfnisse hat er sich um die Mitte des Jahrhunderts mit der Einrichtung der Auslieferungslager auswärtiger Verleger in Leipzig und mit der Schaffung der Barsortimente zu helfen gewußt. Das diente jedoch in der Hauptsache ebenfalls nur der neueren Produktion und dem Neuigkeitenvertrieb. Für das große und sehr viel schwierigere Gebiet der an Bedeutung und Interesse wachsenden alten und älteren Büchervorräte dagegen sprang der Antiquariatsbuchhandel in die Bresche. Je mehr die literarische Produktion an Umfang zunahm, desto unentbehrlicher und zwingender wurde die Arbeitsteilung. Der Buchhandel wäre ohne die Spezialisierung eines Teiles der Firmen in der Richtung des Antiquariats und insbesondere des wissenschaftlichen gar nicht mehr ausgekommen und hätte seine Funktionen [im 19. Jahrhundert anders gar nicht mehr erfüllen können. Umgekehrt wäre es aber auch vor allem der Wissenschaft oft gänzlich unmöglich geworden, sich die erforderliche Literatur zu verschaffen, wenn sie nicht die wissenschaftlichen Antiquariate mit ihren Riesenlagern zur Verfügung gehabt hätte. Je hastiger schließlich das Tempo der Neuproduktion wurde, desto rascher schieden auch oft sehr wertvolle Teile der Verlagsvorräte aus dem Kreis des auf die Neuigkeiten sich konzentrierenden Vertriebs aus, desto eher mußte der Antiquariatsbuchhandel sich ihrer annehmen. Das traf nicht zuletzt für die Zeitschriften zu, deren ältere Jahrgänge und komplette Reihen bald für das Antiquariat eine hervorragende Rolle zu spielen begannen.

Ein solcher, selbstverständlich nur skizzenhafter Rückblick auf die Entwicklung des auf alte und ältere Literatur spezialisierten Buchhandels ist am ehesten geeignet, seine besondere wirtschaftliche Funktion deutlich zu machen und damit sein Wesen und seine Eigenart, aber auch seinen Wert zu kennzeichnen. Das Buch ist keine Ware, die sich im wörtlichen Sinne verbraucht. Auch das gebrauchte Buch behält vielmehr seinen Wert. Ja die Spuren seines Gebrauchs — man denke etwa an Randbemerkungen eines großen Gelehrten in seinen Handexemplaren — erhöhen unter Umständen sogar noch seinen Wert. Diese Werte, die auch von unmittelbarer volkswirtschaftlicher Bedeutung sind, bedürfen aber der Pflege

und verständnisvoller, oft opferfreudiger Wartung. Anderenfalls werden sie Makulatur und gehen unrettbar verloren. Das gilt so gut für die Bestände privater Büchersammlungen, wie für die vorübergehend an Gangbarkeit einbüßenden Verlagsvorräte. Der dafür noch vorhandene oder künftig zu erwartende Bedarf ist in der Regel nicht unmittelbar erreichbar. Er ist weit zerstreut, tritt nur isoliert auf, während das Abstoßen jener Bestände wirtschaftlich nur durchführbar ist, wenn die Aufnahme geschlossen erfolgt. So liegt es in der Natur der Sache, daß die Werterhaltung nur mit Hilfe der Einschaltung des Antiquariatsbuchhandels gelingt, der Bibliotheken und Auflagereste im ganzen zu erwerben wagt, um sie für den neuen Bedarf bereitzuhalten. Unter sich nimmt dabei der Antiquariatsbuchhandel dann in der Regel noch einen Austausch vor, um der Spezialisierung der einzelnen Firmen entsprechend je in den verschiedenen Einzellagern die besonders gepflegten Gebiete möglichst lückenlos zu versammeln und auch für höchstgespannte Anforderungen bereit zu halten. Zur Abrundung wird dann meistens auch die neueste Spezialliteratur in oft sehr beachtlichem Umfange mit auf Lager genommen und in die Vertriebsarbeit, die in erster Linie mit Hilfe umfassender Lagerkataloge erfolgt, einbezogen. Im selben Sinne wirkt, wie schon erwähnt, eigene Verlagstätigkeit. Für diese werterhaltende vermittelnde Funktion stellt der Antiquariatsbuchhandel von sich aus ganz gewaltige Kapitalien zur Verfügung, die sich infolge des meist sehr langsamen Umschlags und des sehr beträchtlichen Risikos im Grunde doch nur ungenügend verzinsen. Er stellt darüber hinaus aber auch noch ein nicht geringes ideelles Kapital in den Dienst der Sache in Gestalt der besonderen Fachkenntnisse, ohne die kein Antiquar auf Erfolg rechnen kann. Die Antiquare verfügen oft über ein staunenerregendes Wissen und der wissenschaftliche Wert aller besseren Antiquariatskataloge ist anerkannt. Diese Katalogbearbeitungen bedeuten die unentbehrliche Aufbereitung und Erschließung der an sich völlig unhandlichen und unübersehbaren Büchermassen, die ohne die Kataloge kaum verwertbar wären.

Offenbart sich schon in allem dem eine wertvolle volkswirtschaftliche Leistung des Antiquariatsbuchhandels, so bedarf seine Exporttätigkeit noch eines weiteren kurzen Wortes. Die Wissenschaft ist international, auch die Bücherliebhaberei höheren Stils. So ist auch das Antiquariatsgeschäft ganz von selbst international. Namentlich die im abendländischen Sinne jungen Kulturen Amerikas, des

modernen Japan u. a. m. haben sich in großem Umfange des Antiquariatsbuchhandels bedient, um sich mit der Literatur Europas versorgen zu lassen, und tun das noch heut. Daran ist freilich der deutsche Antiquariatsbuchhandel nicht allein beteiligt, und er steht deshalb in einem scharfen Wettbewerb. Daraus ergeben sich alle die Risikomomente, die auch sonst den internationalen Verkehr belasten. Auch hier spielen vor allem gewisse Modeschwankungen eine Rolle. Die unsicheren Valutenverhältnisse der letzten Zeit haben mancherlei Verluste verursacht. Nicht zuletzt hat auch der Antiquar die Schwächung der Kaufkraft mancher seiner besten Abnehmer früherer Zeiten bitter genug erfahren müssen. Wenn sich der deutsche Antiquariatsbuchhandel in seinen führenden Firmen trotzdem zu behaupten gewußt hat und noch heute im Stande ist, auch in Deutschlands Ausfuhrhandel beachtliche Umsätze zu erzielen, so ist das ein Aktivum, das nicht zu unterschätzen ist; denn es ist nicht nur materieller, sondern in hervorragendem Maße ideeller Natur. Es handelt sich um Imponderabilien dabei, die nur als Kulturleistungen voll zu werten sind. Gerade aber auch in diesem Zusammenhang wird Wesen und Bedeutung des Antiquariatsbuchhandels als eines wichtigen Wirtschaftsfaktors erst ganz deutlich.

DAS BUCH IN DER CHEMIE

VON

FRITZ HABER

Das Druckpapier ist das Hilfsmittel, menschliche Anschauungen zu ändern. Das Gewicht des bedruckten Papiers mißt die Breite des Interesses an dem Gegenstand, der darauf abgehandelt ist. Der zeitliche Zuwachs kommt nicht nur von der Abnahme der Analphabeten. Die Zunahme der geistigen Beweglichkeit bedeutet viel mehr. Mit ihr fühlen sich mehr Menschen zum Schreiben berufen. Die zweite Klasse, die nichts Bedeutendes zu dem Gegenstand zu sagen hat, vermehrt wenigstens unsere Einzelkenntnisse durch ihre Beiträge und macht die Materie verwickelter.

Viele meinen, daß dieser Zustand in den Geisteswissenschaften notwendig hingenommen werden müsse, wo sich weniger der Stoff im Laufe der Zeit ändert als die Auffassung, daß es aber in der Naturwissenschaft anders sein könnte. Sie betonen, daß ein neuer Versuch, der exakt und schlagend ist, und ein neuer klarer Gedanke, der den Versuch verständlich macht, auf wenigen Druckseiten geschildert werden können. Das ist richtig, entscheidet aber nicht, weil die Naturwissenschaft nicht nur von Menschen gemacht und verbreitet wird, die ihre Mitteilungen auf exakte schlagende Versuche und auf neue klare Gedanken beschränken wollen. Unklare Ahnung, Irrtum und Beiwerk gehören zu jeder wissenschaftlichen Entwicklung. Darum verbraucht auch die Chemie die große Masse des Druckpapiers, und es müssen viele dicke Bände von Abhandlungen und eine

große Zahl umfangreicher Bücher geschrieben und gedruckt werden, wenn die neue Generation anders denken soll als die vorangehende. Die reiche chemische Literatur und der große chemische Fortschritt sind ganz unzertrennlich!

Bei uns in Deutschland aber braucht es einer besonders umfangreichen chemischen Literatur, weil wir das Fach nicht wie unsere Nachbarn in Frankreich im wesentlichen der Bearbeitung durch die kleine Anzahl genialer Begabungen überlassen, die es drüben im Lande wie bei uns und in jedem großen alten Kulturvolke in ähnlicher Zahl gibt, sondern die große Menge der mittleren Begabungen zu seiner Entwicklung heranziehen. Wir bilden sie so aus, daß ihre Gesamtheit einen wichtigen zusätzlichen Beitrag zu den Leistungen der Führer abgibt und im volkswirtschaftlichen Nutzen des Faches sich groß ausspricht. Sie sind in der Hauptsache die Verfasser und die Leser des vielen deutschen chemischen Druckwerkes.

Wir leiden unter der vielen chemischen Literatur, die wir hervorbringen. Immer wieder wird die Frage erörtert, wie man dem übermäßigen Zudrang an Fachmitteilungen steuern könne. Es gibt einige ungedruckte Verse über den Gegenstand:

So alt ich bin, so lang kenn ich die Klagen!
 Die Redaktionen fühlen Mißbehagen,
 Der Kreis der Leser fühlt sich überlastet!
 »Der schreibt zu viel und der zu überhastet!«
 »Der publiziert das Gleiche immer wieder!«
 »Der Umfang wächst, der innre Wert geht nieder!«
 Die ältern Fachgenossen halten Rat!
 Viel guter Rede folgt nur wenig Tat!
 Und wenn dann ein Jahrzehnt ins Land gegangen,
 Wird ganz dasselbe wieder angefangen.
 Denn jeden stört doch meist der fremde Haufen,
 Im eignen Kreise läßt man manches laufen,
 Und nennt man sie nicht grad entscheidend wichtig,
 Bleibt hausgemachte Leistung immer „tüchtig“.
 Was ist zu tun? Was läßt sich bessres finden,

Als sich zu ernstem Aufruf zu verbinden?
In ihm wird Mißmut wirkungsvoll entladen
Und hilft er nichts, so bringt er doch nicht Schaden!
Man liest ihn, lobt ihn und befolgt ihn nicht
Und legt ihn fort — grad so wie dies Gedicht!

Aber im Grunde leiden unter der Fülle der literarischen chemischen Erzeugung nur die, die über einen großen Teil des Faches Überblick bewahren wollen, und dazu die Neuerscheinungen in ihrer Breite lesen und erwerben müssen. Zu diesem Kreise zählen die Bibliotheken naturgemäß hinzu. Für die viel größere Schar derer, die die Wissenschaft für einen engen Spezialzweck benutzen, kommt mit der Masse der Einzelarbeiten zugleich die Abhilfe in Gestalt der Monographien und der Bücher, die für jeden einzelnen Interessentenkreis den Wissenschaftsinhalt zusammengefaßt, geordnet und bequem zugänglich darbieten.

Wenn solche Bücher so geschrieben werden, daß sie dem wissenschaftlichen Fortschritt folgen, so können gar nichtirrer genug sein. Gegenüber ihrer Aufgabe als Fach ist die Chemie mit aller Literatur, die sie besitzt, noch klein und in den Anfängen. Denn alles, was Umwandlung der Stoffe ist, fällt in die Chemie. In der belebten Natur, in den Gewerben und Hantierungen der Menschen gibt es noch eine erstaunliche, ja kaum abzuschätzende Fülle von Aufgaben chemischer Art, an die wir nur mit unseren Wünschen, aber noch ganz und gar nicht mit unserem Können heranreichen. Die Chemie ist einheitlich als Fach geblieben, weil sie so verschieden von anderen Disziplinen ist, und weil die Grundgedanken allen Verzweigungen gemeinsam sind. Aber sie ist jedem anderen Teil der exakten Wissenschaften an Mannigfaltigkeit wesentlich überlegen; sie umfaßt einen Bereich der Natur und des menschlichen Könnens, der an Ausdehnung nicht geringer ist als die Physik zusammen mit dem Maschinenbau, der Elektrotechnik, dem Brücken- und Eisenbahnbau und aller anderen Wissenschaft von der Gestaltung der Dinge.

Die Bücher des Faches sind wie unsere Eltern. Sie geben uns ein Stück unserer Erziehung. Sie geben uns Nahrung, sie geben uns Rat. Wir rühmen sie, und wir beklagen uns über sie, wir sind ihnen dankbar, und wir sind auf sie erzürnt. Unser Verhältnis zu ihnen kennt alle Schattierungen und wandelt sich immer wieder

im Gange des Lebens. Aber sie gehören zu uns, soweit wir Chemiker sind, ebenso eng wie unsere Eltern zu unserem menschlichen Leben.

Zum Druckwerk aber gehört der Verleger, der Buchhändler und der Antiquar. Seit das wirtschaftliche Denken unter uns als eine Art höherer Vollkommenheit überall Einzug gehalten hat und in seinem Gefolge der Ruf nach der Rationalisierung der Betriebe, gibt es viele, die den Verleger und Buchhändler als selbständigen Mitarbeiter im Wissenschaftsbetriebe beseitigen und auf dem kooperativen Wege die Druckwerke vervielfältigen und verbreiten möchten, die geschrieben werden. Die großen wissenschaftlichen Vereine unseres Faches, die in den früheren Aufgabenkreis der wissenschaftlichen Akademien weitgehend hineingewachsen sind, haben den Gedanken für einen Teil der Zeitschriften- und Handbuchliteratur erfolgreich verwirklicht; aber nur für einen Teil! Mir will scheinen, daß unter den Menschen, wie sie jetzt sind, die Selbständigkeit und der Unternehmungsgeist des Verlegers und Buchhändlers nicht entbehrt werden können, und ich wünsche der Jubilarin ein weiteres halbes Jahrhundert des Erfolges und unserem Fache den Fortbestand ihrer Leistung und ihres Verdienstes.

DER JURIST UND DAS BUCH

VON

GUSTAV RADBRUCH

Juristerei ist zugleich Buch- und Lebenswissenschaft: sie stützt sich auf ein Buch, um von ihm aus das Leben zu beherrschen, und sie kann dieses Buch wiederum nur vom Leben aus, das es beherrschen soll, verstehen. In der Geschichte der Rechtswissenschaft haben in regelmäßigem Wechsel Zeitalter, in denen Lebensjuristen, und Zeitalter, in denen Buchjuristen die Führung hatten, einander abgelöst; aber in irgendeinem Mischungsverhältnis war in allen diesen Zeitaltern der Jurist Lebens- und Buchjurist zugleich.

»Der Juristen Buch« wird in der Zeit, da die Buchjurisprudenz der Doktoren beider Rechte die Lebensjurisprudenz der Schöffen verdrängte, zum spöttischen Sprichwort, so in der Zimmerischen Chronik. Aber der Jurist hat sich durch allen Spott nicht abschrecken lassen, neben Waage und Schwert auch das Buch zum Sinnbild seines Berufs zu wählen. Seine Wissenschaft hat zum Buch ein sonderlich enges Verhältnis: es ist ihm nicht nur Lehrer, sondern auch Herrscher. Sein Gesetzbuch ist ihm fast, was dem Geistlichen seine Bibel.

Im schnellen Wechsel der Gesetzgebung können uns unsere Gesetzbücher freilich nicht mehr durch das ganze Leben begleiten, aber über längere Lebensstrecken hin ist uns doch dasselbe abgegriffene Exemplar des Gesetzbuches ein treuer Gefährte. Und sind auch die heutigen Gesetzbücher nicht mehr feierliche Schweinsleder-Folianten — wieviel vermögen doch auch die scheinbar so nuch-

ternen Taschenausgaben von heute, je kleiner um so besser, zu erzählen! Ists ein rechter Jurist, so zeigt sein Gesetzbuch die Spuren seines Berufslebens, seines Kampfes mit dem Gesetz und seine Eroberung des Gesetzes. Hier springt aus dem eintönigen Fluß der Gesetzessprache ein Wort unterstrichen heraus, auf das der Besitzer des Gesetzestextes den Ton gelegt wissen will. Da suchen Randnotizen den Gedankengang des Gesetzes mit A und I, mit b und 2 herauszuarbeiten. Und dort ist mit flüchtigem Stift ein wichtiges Präjudiz angemerkt. Kein Entzücken für Bibliophilen zwar, solch abgenutztes Buch, aber das vertraute Handwerkszeug eines rechten Handwerkers.

Die Juristen-Bücherei sollte aber nicht nur Handwerkszeug umfassen, nicht nur Gesetzbücher, Kommentare, Systeme und Entscheidungen. Freilich geht mancher Jurist durch sein Studium und vielleicht gar durch sein Leben, ohne zu ahnen, daß Recht nicht nur Notdurft ist, sondern auch Geist, daß Juristerei nicht ein Handwerk ist, sondern auch Bildungswert, daß es nicht wie ein Gegensatz heißen darf: Ernst ist die Juristerei, heiter ist die Kunst, daß es vielmehr Juristerei gibt, die selbst zugleich heitere Kunst ist, juristische Feiertagsbücher juristischer Klassiker, zu denen man nicht um der Arbeit willen greift, sondern um der Bildung und der Freude willen. Die Überlastung des Rechtsstudiums bringt die Gefahr mit sich, daß über dem Fachstudium die Allgemeinbildung und innerhalb des Fachstudiums über dem Nutzwert der Bildungswert mehr und mehr in Vergessenheit gerät. Schon heute gibt es tüchtige Juristen, die zugleich als wahrhaft gebildete Menschen oder auch nur als wahrhaft gebildete Juristen anzusprechen man sich scheuen müßte — und doch kann nur ein gebildeter Mensch ein wahrhaft tüchtiger Jurist sein. Man muß sich in der juristischen Prüfung oft ängstlich hüten, Fragen der allgemeinen oder juristischen Bildung zu stellen, damit nicht gröblichste Unwissenheit in allen Bezirken jenseits der juristischen Berufsnotdurft einem fleißigen und gewandten Kandidaten den Hals breche. Es ist ein erschütternder Gedanke, junge Rechtsgelehrte mit dem Zeugnis abgeschlossener juristischer Bildung zu entlassen, die vom Geist eines Feuerbach oder Savigny, eines Jhering oder Gierke, eines Anton Menger oder Franz Klein nicht einen Hauch verspürt, kaum ein unbestimmtes Gerücht vernommen haben, die den großen Ahnensaal ihrer Wissenschaft, den Ernst Landsberg errichtet hat, mit keinem Fuße betreten, nicht einmal von ferne gesehen

haben. Hier liegen unerfüllte Pflichten des Rechtsunterrichts unserer Hochschulen: sie müssen erfüllt werden, soll nicht das Berufs-Ethos des Juristenstandes, bisher als die Erbschaft gebildeter Juristengenerationen noch notdürftig bewahrt, einer bloßen Berufs-Routine weichen.

Diese Einstellung der Mehrheit der Juristen zum juristischen Schrifttum spiegelt sich sehr deutlich im Antiquariatsbuchhandel. Es gibt keine juristischen Klassiker — wenigstens keine, die man nicht nur lobt, sondern auch liest. Der juristische Handwerker nimmt das bittere Wort J. H. v. Kirchmanns, daß ein Federstrich des Gesetzgebers Bibliotheken zu Makulatur mache, allzu wörtlich. Aufgehobene Gesetze sind ihm wie verrufenes Geld und das gesamte Schrifttum darüber wie verrufenes Papiergeld. Die Katalogpreise des Altbuchhandels zeigen, daß sich um Erstausgaben auch zeitenwendender juristischer Schriften, wie Savignys Besitz oder Göschens Gajus, die Juristen jedenfalls keineswegs reißen. Kaum hat die *Princeps* der *Carolina* oder die *Theresiana* mit ihren Folter-Kupfern es zu einigem Ansehen gebracht. Und doch gehört es für jeden, der ein wenig Sinn für Gelehrsamkeit und Vergangenheit hat, zu den heitersten Vergnügungen, die vergilbten Seiten alter Bücher umzuwenden — nicht etwa nur klassischer Bücher, sondern richtiger alter Scharteken, alter Schmöcker, alter Schinken, aus denen zugleich mit dem Geruch von Moder oder Knaster das Bild eines vergangenen Juristengeschlechts aufsteigt. Es gehört zu den nachdenklichen Freuden, auf dem Vorsatz eines alten Buches in verblaßter Schrift den Namen eines wohlbekannten Juristen, des ehemaligen Besitzers oder Spenders dieses Buches zu finden. Und man liest in dem Quartanten von Böhmers *Meditationes in Carolinam* nicht ohne Schaudern den gemütvollen Eintrag eines Vorbesitzers: *Liber hic admodum utilis et adcuratus, cum quo XVII jam homines, Themide jubente, ad orcum ablegavi* (1789). Wie genußreich, mit spitzen Fingern in den staubigen Schätzen der Bücherkarren zu wühlen, die ihren Stand an der Berliner Universität haben — nach der Inflation ist freilich von den Schätzen fast nur noch der Schund übrig geblieben. Aber noch heute gehört ein Gang am Seine-Quai entlang, wo auf der Ufermauer die kleinen Straßenbuchhändler ihre Bücherkästen aufgeschlagen haben, zu den bescheiden stillen Freuden, für die man dem gütigen Leben dankbar ist.

Man denkt dabei an den liebevollsten Bücherfreund unter den Dichtern. An Anatole France und seine Ironien über die menschliche Gerechtigkeit kann

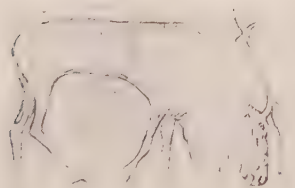
der Jurist überhaupt nicht oft genug sich erinnern. Die Dichtung ist auf das Recht nicht eben gut zu sprechen — nicht nur, weil so viele Dichter entlaufene Jünger der Rechtsschule sind. Das Recht, das starrste unter den Kulturgebilden, und die Kunst, die wandlungsfähigste Ausdrucksform des wandelbaren Zeitgeistes, leben in einer natürlichen Feindschaft. Der Kunst ist das Recht entweder das harte Schicksal, an dem der Einzelne zerschellt, oder die dumpfe Gewalt, gegen die eine höhere Gerechtigkeit die Fahne der Empörung erhebt, vielleicht auch einfach der bürokratische Stumpfsinn, dem der Witz mit Vergnügen ein Schnippchen schlägt — als die heilige, segensreiche Ordnung vermag es nur die nüchterne Vernunft zu erkennen, die weit außerhalb der Bezirke der Kunst ihre Wohnung hat. Aber gerade der gute Jurist kennt die Bedingtheiten des Rechts nur zu genau — er würde aufhören, ein guter Jurist zu sein, wenn ihm in jedem Augenblick seines Berufslebens zugleich mit der Notwendigkeit nicht auch die tiefe Fragwürdigkeit seines Berufs voll bewußt wäre. Deshalb sieht der ernste Jurist gern nicht nur jene Spötter, die ihm an den Rand seines Gesetzbuches allerlei ironische Frage- und Ausrufungszeichen malen, sondern noch lieber jene Grübler unter den Dichtern, die mit Zweifeln der Menschlichkeit an die Fundamente der Gerechtigkeit rühren, einen Tolstoi, einen Dostojewski — oder den großen Karikaturisten der Justiz, der beides ist, ein Spötter und ein Grübler: Daumier. Nur der Banause fühlt sich in jedem Augenblick als fraglos nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Der Schuhmacher des Sokrates wußte, wozu er auf der Welt sei: nämlich dem Sokrates und den andern Schuhe zu machen, Sokrates aber wußte nur, daß er es nicht wußte. Uns Juristen aber ist das Schwierigste auferlegt: an unsern Lebensberuf zu glauben und doch zugleich in irgendeiner tiefsten Schicht unseres Wesens immer wieder an ihm zu zweifeln.



A) TIERSZENE, WANDZEICHNUNG VON AINSAFSAF IN KLEINAFRIKA



B) DREI FRAUEN, HÖHLENBILD VON ALTAMIRA



C) ÄSENDES RENN, RITZBILD AUF TIERKNOCHEN VON THAINGEN

BIOLOGIE UND MEDIZIN IM WANDEL DER ZEITEN / UMS MITTELMEER DURCH VORDERASIEN UND EUROPA SAMT IHREM NIEDERSCHLAG IN BILD UND SCHRIFT

LEITLINIEN UND SCHLAGLICHTER

VON

KARL SUDHOFF

Aufzeichnen — was wird nicht alles »aufgezeichnet« heute! Der Klein-
kaufmann nimmt des abends sein kleines Kontobuch her und zeichnet auf, was
sein Handel heute abgeworfen hat und — was er dem Staate davon seufzend
wieder abgeben muß.

In der Klosterzelle saß weiland der Herr Abt oder der dafür bestimmte Bruder
Chronographus und zeichnete auf, was von dem Weltlärm der Zeitereignisse
hinter die stillen Mauern seines Klostergebäudes gelangt, wie der Wein oder das
Korn im Jahre des Heils geraten war. Der Stadtschreiber hinter den Butzen-
scheiben seines Eckturmzimmers zeichnete auf die »Händel« der Stadt mit übel-
gesinnten Gaugrafen und anderen Herren der Nachbarschaft, die Eingänge des
Salzregals und anderer öffentlicher Gefälle usw. usw. Aufgezeichnet mit be-
sonderer Feierlichkeit durch Einritzen in die weißen mit Gips überzogenen Tafeln
wurden im alten Rom, in das *Album* d. h. das glanzlos Weiße, wie man sagte,
die wichtigsten Ereignisse des Jahres zuerst durch den höchsten Priester, den
Pontifex Maximus, was später besonderen beamteten Schreibern, den »Annalisten«
übertragen wurde. Eine solche weiße Tafel zum Aufzeichnen kam auch dem
Prätor zu für seine Edikte, das *Album Praetoris*. Aufgezeichnet standen im *Album*
Senatorium die hohen Mitglieder dieses Ehrenrates des Staates, in welchem die
Ausgestoßenen sofort wieder gestrichen wurden. Als tägliche Aufzeichnungen

Acta Diurna wurden im ordnungsliebenden späteren Rom die Tagesereignisse des öffentlichen und privaten Lebens täglich aufgezeichnet und an öffentlichen Orten aufgestellt, dem ganzen Volke zur Kenntnis und weiteren schriftlichen Kolportierung durchs ganze Reich, die ältesten Zeitungen! —

Und was wurde nicht alles in Ägypten an Tempelwänden buchstäblich aufgezeichnet, als Schriftwerk aller nur erdenklichen Art? Gerade die ägyptische Hieroglyphenschrift hat ja das ursprüngliche »Aufzeichnen« in ihrer virtuos charakteristischen Wiedergabe des gezeichneten Bildes besonders lang und sinnfälliger festgehalten neben anderen Schriftformen ums Mittelmeer.

*

Auf dieser Weltbühne ums Mittelmeer sind Aufzeichnungen auf die Wand und zwar auf die ursprüngliche Naturwand unterm Tageslicht oder in der Höhle, besonders frühe Menschenleistungen der primitiven Kulturen, zu Zeiten, als man noch nicht dazu übergegangen war, schützende oder der Feier dienende Wände aufzustellen, seien es auch nur Tafelwände in Grabhügeln oder in Wohngruben oder »Anschüttungen« zu bauen oder herzurichten.

Besonders früh und eindringlich geschah solches Aufzeichnen und Einritzen zu größerer Dauer und Einfärben im Westteile dieser Welt ums mächtige Binnenmeer, gleichsam das Zentralbecken der Weltgewässer. Und gerade hier finden wir besonders früh biologische Beobachtungen in Fülle aufgezeichnet, und vielleicht sogar nicht nur zu kultischen Zwecken, sondern um ihrer selbst, um der Beobachtung willen.

Es kommen dafür Gegenden in Betracht, die vom freien Meere und seinen Küsten aus besonders eindringlich auf die Phantasie der frühen Ruderer oder Segler gewirkt haben, die von Osten kommend mit gutem Winde gegen sie anfuhrten und das Gefühl auch dortigen Geschlossenseins der Küstenumsäumung hatten, mochten sie mehr von Norden oder mehr von Süden sie westwärts ansegeln. In beiden Himmelsrichtungen schien eben dieses Himmelsgewölbe auf den Bergriesenketten zu ruhen, auf der Sierra Nevada, wie auf dem Atlas, dem eigentlichen Himmelsträger. Daß zwischen den beiden, zwischen Atlas- und Sierrakontinent, eine Terrainöffnung sich auftut, die ins freie Weltmeer führt, war wohl eine fast unerwartete Beobachtung, zumal auf beiden Seiten eindrucksvolle Erhöhungen aufragen, die nur der Riese Herkules aufgerichtet haben konnte.

In den fast noch frühgeschichtlich miteinander zusammenhängenden Gebirgsmassen von Iberien und Mauretanien hat man denn auch besonders eindrucksvolle Auf- und Einzeichnungen gefunden, beide hauptsächlich aus der Tierwelt, welche uns zeigen, wie sehr diesen zeichnerisch-künstlerisch begabten Frühwohnern ihr enges beobachtendes Zusammenleben mit der sie umgebenden Tierwelt, feindliches wie freundliches, tatsächlich ein so eindrucksvolles, mächtig sie beschäftigendes Erlebnis bildete, daß sie es aus sich hinaus projizieren mußten! — Wer will sagen, ob das mehr deshalb geschah, um es festzuhalten oder um es loszuwerden in der Gestalt seines Eindruckes, in dem man es aus sich hinausstellte? — Beides wird mitgewirkt haben, um dem Fröhkünstler Kohle und Rötcl in die Hand zu drücken. Soweit Kohle dabei Verwendung fand neben den Fundobjekten Rötcl oder Oker, läßt dies einen sicheren Schluß darauf zu, daß der Mensch gegen die reißenden Tiere seiner Umgebung schon nicht schutzlos war, da er das Feuer besaß, wenn er es auch vielleicht vorsichtig und voraussichtlich noch in Höhle und Wohngrube seiner Behausung in ständiger Verwahrung und hegender Pflege zu wahren gezwungen war oder doch der Bequemlichkeit und steten Bereitschaft halber dies vorzog.

Daß das Tierbild der Jagdvölker Kultzwecken diene, ist, wenn auch frühe, vielleicht nicht die früheste, sicher nicht die einzige Veranlassung zu dieser biologischen Kunstfertigkeit. Und wo schließlich der Kultzweck der einzige, abschließende gewesen sein sollte, beweist sich doch immer noch, wie viel biologische, also Lebensbeobachtung in diesen Bildern drinnen steckt, die bestimmt nicht ausschließlich dem Ziele des Habhaftwerdens des Jagdbeutetieres dienen sollten. Zu Erbeutungszwecken geübte Beobachtung der Eigentümlichkeit des Jagdtieres führte schließlich zum gefesselten Vertiefen in das Leben der Tierwelt, in der die biologische Beobachtung grundlegend verankert ist.

Man beschaue sich nur diesen alten mächtigen Elefanten, auf einer Felswand Kleinafrikas eingeritzt, wie er sein Junges mit dem Rüssel schützend zwischen die Stampfsäulen seiner Vorderbeine schiebt, um es vor dem schleichenden und doch sprungbereiten Panther zu bewahren (s. Taf. I, a; L. Frobenius u. H. Obermaier, Hadschra Maktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas, 1925, München, Tafel 153). Hat nur Schauensfreude und Interesse an der erlauschten Szene dem Künstler die eingrabende aufzeichnende Hand geführt, oder leitete ihn ein

»höherer« kultischer Zweck? Was will das Bild besagen? Eine Erklärungsvermutung sei nicht gewagt; sie wäre für uns hier doch nur abwegig. Uns genügt, das Beobachtungsergebnis dieses Frühkünstlers nachzuempfinden, als Frühäußerung biologischen Interesses am Tierleben der Umgebung.

Weit offensichtiger der Zweckbeobachtung des Jägervolkes entstammend, als diese tierpsychologische Beobachtungsszene nahe dem kleinafrikanischen Wüstenrande, eingegraben in eine Felswand unter offenem Himmel, vielleicht apotropäischen Zweckes, sind viele der wunderbar naturgetreuen Tierbilder in den Felshöhlen Nordspaniens und Südfrankreichs, die ganz im Süden der iberischen Halbinsel, Kleinafrika gegenüber, auffallend verwandte Kunstformen nahe Malaga wie versprengt finden ließen. Diese sind sicher auch in völkischem Zusammenhang mit denen im Norden Spaniens zu denken, von denen die von Altamira in der Region von Santander, die bekanntesten, auch die interessantesten und künstlerisch wertvollsten mit sind.

Doch in aller ihrer Naturnähe reichen diese Bilder an die tierpsychologische Erfassung des dargestellten Vorganges an unser Bild aus Ainsafsaf (Bild I, a) nicht heran. Es sind immer nur Einzeltiere, meist ohne Beziehung zueinander dargestellt, bei denen nur die Treue der Naturbeobachtung überzeugend wirkt, immerhin biologisch nicht ohne Bedeutung in ihrer haarscharfen Erfassung des Charakteristischen.

Die Erfassung des Menschenkörpers ist weit weniger scharf, auch nicht in dem ostspanischen Küstengebiete, das ja gerade in der Menschendarstellung von großer Lebendigkeit und selbst Naturalismus ist, wenn auch die eigentliche Körperform größtenteils geopfert wird. In den vielfach figurenreichen Gruppierungen auch mit Tieren vereinigt, Haustier- und Jagdszenen usw. tritt ein eigentlich biologisches Element kaum hervor. Weit eher könnte man von einem solchen in dem berühmten Bilde »von neun Mädchen und einem Mann« reden. Ich halte mich damit nicht auf und gebe nur ein paar Frauenfiguren (Taf. I, b) daraus und das äsende Renn auf Renntierknochen graviert, in einer Höhle bei Thayngen in der Schaffhausener Gegend gefunden, als besonders gut beobachtet und aus dem Leben genommen (Taf. I, c).

Kehren wir ans Mittelmeer zurück, so finden wir aus neusteinzeitlicher Kultur an der Grenze des West- und Ostbeckens auf der Insel Malta zahlreiche Dar-



D



E

FRAUENPLASTIKEN AUS MALTA

stellungen der Frau in freier Rundplastik, oft auch mit Darstellung des Gesichtes, das in der franco-cantabrischen Höhlenzeichnung völlig fehlt. Vielfach sind diese Frauenfiguren nackt (Taf. I, d); wenn bekleidet, dann nur mit Volantröckchen, den Oberkörper freilassend, wie in der iberischen Frühzeichnung. Auf Malta sind besonders charakteristisch die Frauen in Seitenlage auf dem Ruhebett, meist in voller Freude an üppigem Weiberfleisch dargestellt (Taf. I, e). Bloßen Oberkörper und Hüftrock zeigt auch die ägyptische Plastik der Frau weit höherer Kunststufe, auf die ich nicht eingehe, Brust, offenes Jäckchen mit »Taille«-betonung, die tyrantische (Taf. II, f) und die mykenische (Taf. II, g), ähnlich die minoische Frau in kretischer Plastik.

An dieser in der Frühzeit des Mittelmeeres in West- und Ostbecken ständig wiederkehrenden Frau mit Einschnürung der Körpermitte kann man ja ärztliche Gesichtspunkte finden wollen. — Der über den Hüften einschneidende Frauenrock, offenbar auch über ganz Nordeuropa prähistorisch und frühhistorisch verbreitet, war ja hygienisch gewiß nicht einwandfrei und es ist eine große hygienische Tat des Griechentums, daß es gerade in der Frauentracht mit dem Hüftrock und der Jacke völlig brach und das von der Schulter fließende Gewand schuf, wenn auch nicht hygienische, sondern ästhetische Gesichtspunkte maßgebend waren. Auch für den Schulterstreif des ägyptischen Frauenkleides, der zugleich die Brust etwas stützte, war der hygienische, also ärztliche Gedanke kaum führend. Als eigentlich ärztliche Graphik aus nordeuropäischer Frühzeit läßt sich nur die sog. *femme au renne* auffassen, die offenbar die Überschreitung einer am Boden liegenden Gebärenden durch ein großes Tier, hier ein männliches Renntier, darstellt: einen uralten zauberischen Ritus also zur Geburtsbeschleunigung. Die Darstellung selbst (Taf. IV, a) ist mithin wahrscheinlich als Amulett zur Geburtserleichterung aus neolithischer Prähistorik Altgalliens aufzufassen.

*

Auch in der ägyptischen heiligen Bilderschrift der Hieroglyphen steckt viel biologisch interessantes graphisches Gut, schon in der haarscharfen Erfassung des Charakteristischen in den Tierbildern selbst, welche als Schriftzeichen dienen, ebenso in den zahlreichen Körperteilen von Mensch und Tier und in einzelnen Szenen, beachtenswerten Stellungen und Zutaten an menschlichen Figuren.

Aber mit der gleichen Hieroglyphen- und leicht vereinfachten hieratischen Schrift der Ägypter ist auch zum ersten Male sicheres medizinisches Lehr- und Gebrauchsgut aufgezeichnet, das wir in der Weltliteratur kennen, zur medizinischen Wissenschaft direkt hinüberleitend.

Der Ort des Aufzeichnens ist zwar ausnahmsweise auch noch die Wand, die Tempelwand, die stellenweise sogar Herstellungsanweisungen für Gebrauchsmittel des Kultus und der Toilette bietet, »Rezepte« also, für Räuchermittel usw., die ans Medizinische grenzen. In der Regel freilich sind Aufzeichnungen für ärztliche Zwecke auf Beschreibflächen angebracht, die sich völlig von der Wand gelöst haben, in Ägypten speziell das Papyrusblatt oder die Papyrusrolle, die bald die antike Kultur weithin beherrschte vom Niltale aus. Doch wird gerade dort am Nil in weitester Verbreitung auch noch anderes zum Beschreiben benutzt für den täglichen Gebrauch, die Tonscherbe der Krüge und anderer Gefäße (Taf. III, c), auf welche Quittungen und ähnliches geschrieben wurde, gelegentlich auch einmal Rezepte und ärztliche Atteste für gerichtliche und andere öffentliche Zwecke. Ein ganz besonders altes Stück um 3000 v. Chr. auf eine Scherbe als Schreibstoff geschrieben ist zufällig erhalten und heute in einem New Yorker Museum: das Rezept für eine Salbe, anscheinend kosmetischen Zweckes. Auch einige recht alte Fragmente medizinischer Texte sind unveröffentlicht in Londoner Privatbesitz. Was heute veröffentlicht vorliegt, stammt aus der Zeit um 2200, und zwar aus Kahun. Es bringt Tiermedizin (Taf. III, b), und nur wenig jünger von eben dort, Schriftwerk über Krankheiten der Frauen. Im Veterinärpapyrus treffen wir auf so gutbeobachtete Schilderungen kranker Tiere, wie wir sie ja auch aus den prächtigen Tierzeichnungen (Taf. III, a) vermuten konnten, so namentlich des von der Tsetsefliege gepeinigten Rindes.

Die Menschenmedizin stand offenbar schon in der Pyramidenzeit auf einer respektablen Höhe, namentlich in der Chirurgie, der die Schlußabschnitte des berühmten Papyrus Ebers entstammen, höher noch in dem wenig älteren rein chirurgischen Papyrus Edwin Smith, den eine Bibliothek zu New York in einer Niederschrift von rund 4000 Jahren Alter besitzt. Sie dürfte etwa 8 m Länge gemessen haben, in prächtiger Schreibform, während der Prachtpapyrus Ebers 20 m Länge hat mit 110 beschriebenen Spalten. Der rein klinisch gearbeitete Papyrus Edwin Smith bespricht 20 Fälle vom Kopf bis zum Brustkorb, gut

beobachtet und geschildert, größtenteils chirurgisch behandelt. Lagerung, Schienung und Verband sind aufs genaueste angegeben und verraten eine prognostische Sicherheit, die in Erstaunen setzt, nicht minder die regionäre Schärfe der Erfassung von Verletzungen und deren Begleiterscheinungen. Beigegeben sind Glossen, die zeigen, daß der Text selbst schon viele Jahrhunderte älter ist, also in die Zeit der ersten Könige zurückreicht. Somit ist auch die chirurgische Erfahrung sehr alt. Bis zur Illustrierung sind diese Texte trotzdem nicht vorge-
gedrungen, die mathematischen, feldmesserischen und Bautexten später nicht völlig fehlt. Und doch hätten gerade die Verband- und Bindenformen (Doppelbinden) nach unserer Ansicht eine zeichnerische Ergänzung recht wohl vertragen können, ja direkt erheischt. Dagegen leuchtet aus beiden genannten Hauptpapyri, die wir nach Ebers und Smith benennen, eine recht bemerkenswerte biologische Kenntnis in gesunden und kranken Tieren hervor, die auch in ihrer morphologischen Unterlage Beachtung verdient. Beobachtet ist der Gang des Herzens, der Blutlauf in den Pulsadern, dessen Verlangsamung und Beschleunigung unter krankmachenden Einflüssen. Auch von solchem anatomisch funktionellen Detail ist keine zeichnerische Festlegung auf Papyrusblättern erhalten, auch in anderen späteren Papyrusrollen nicht. An sich sind diese Rollen Musterleistungen des Beschreibstoffes und bewahrten ihre weite Verbreitung auch über Ägypten hinaus, bis sie durch den Pergamentkodex verdrängt wurden.

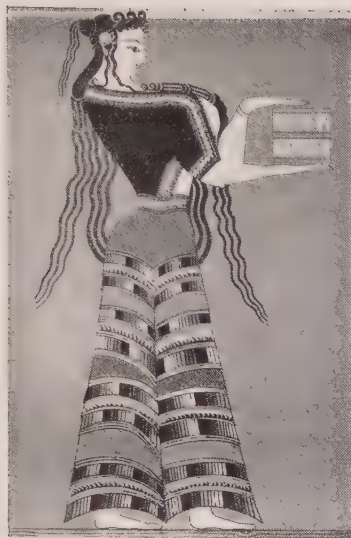
Auch in naturwissenschaftlich - biologischen Forschungsexpeditionen steht Ägypten, soweit unsere Kunde zurückreicht, zeitlich an der Spitze. Königin Hatschepsut aus der 18. Dynastie sandte eine große Flotte ins Rote Meer zur Untersuchung der Herkunft wertvoller Arznei- und Kultdrogen aus den Weihrauchländern und deren Flora und Fauna samt den Menschenbewohnern jener Gegenden. Die ganzen Ergebnisse, namentlich auch in der Kenntnis bisher unbekannter Meerestiere und der Weihrauchbäume selbst, deren 31 lebend herübergebracht wurden ins Niltal, ließ die Königin an den Wänden eines Tempels zu Deir el Bahari aufzeichnen und ausmeißeln. So wurde dieser Tempel gleichsam zum referierenden Expeditionsatlas ausgestaltet, überaus reich illustriert mit Darstellungen der entdeckten und beobachteten Tiere und Pflanzen. Man war also im monumentalen Bedürfnis der allgemeinen popularisierenden Bekanntgabe an das heimische Volk für diese verewigende Expeditionsschilderung wieder

zum Wandbild zurückgekehrt, zur feierlichen Wandaufzeichnung an öffentlicher Stelle, welche bis heute die eindruckvollste Form der Verewigung geblieben ist.

*

Auch die babylonisch-assyrische Kunst ging vom Steinbild und Felswandbild aus oder verwendete doch schon früh dies Material, benutzte die Felswand im Norden, während für den ständigen Bedarf des Südens der Ton des Stromlandes neben Flußkieseln das Hauptmaterial der Kleinplastik bildete. Gleich war das Material für die Beschriftung, auch schon früh: die noch halbweiche Tonplatte, die später gebrannt wurde oder doch werden konnte. Die nebenher örtlich üblich bleibende Steinschrift wurde eingemeißelt, die Tonschrift mit dem Holzgriffel unter Druck eingeschrieben, was die ganze Schriftentwicklung entscheidend beeinflusste, hier aber außer acht bleibt. Keilschrift und Hieroglyphenschrift haben annähernd gleiches Entstehungsalter, wenn auch voneinander unabhängig entwickelt von reiner Bilderschrift aus, die im feierlichen Ägyptertum Dauer behielt. Für den Tagesgebrauch wurden beide fortschreitend vereinfacht, verflüssigt.

Wissenschaftliche Aufzeichnungen haben wir in Babel-Assur eigentlich nur in später Gebrauchsschrift assyrischer Zeit, wenn auch weit zurückreichend in ihrer beobachtungsmäßigen und denkerischen Entstehung. Es herrscht noch, wenn auch nicht ausschließlich, die dämonische Auffassung der Krankheiten; sie spricht sich in der mit Riten verbundenen Krankheitsbesprechung aus, die noch in spät-assyrischer Zeit, gleichzeitig mit empirischer Pflanzen- und Mineralientherapie vergesellschaftet in den Arzneibüchern verzeichnet ist. Auch physikalische Heilmaßnahmen, wie Begießungen, Umschläge usw., werden neben dem Heilspruch usw. zur Krankheitsbeseitigung verordnet. Jedoch, die lehrbuchmäßige Gruppierung des geordneten Heilwissens am Euphrat geschieht durchaus nicht etwa nach den veranlassenden Heilgöttern oder Heildämonen, sondern nach empirisch-pathologischen Gesichtspunkten. Es werden also zusammen abgehandelt in besonderen redaktionellen Gruppen iast wie heute: psychische und Nervenleiden, wobei allerdings der Dämonenzugriff nach Herz und Schläfen eine besondere Rolle spielt. Es stehen beisammen Augen- und Ohrenleiden mit Verdunklungen und Taubwerden, mit Ausscheidungen von Blut und Schleim neben krankhaften Austrocknungen, ebenso Leiden der Harn- und Geschlechtsorgane, Trübungen, Sedimentierungen und Steinbildungen im Urin, Ausflüsse bei Mann und Weib,



F) AUS DEM FRAUENZI G. WANDBILD VON TIRYNS



G) VON EINEM GOLDRING AUS MYKENAE, VERGRÖSSERT

Störungen der Kohabitation und Fruchtbarkeit, Fistelbildung und Geburtsstörungen, desgleichen alle Arten von Erkrankungen des Darmtrakts, vom Mund bis zum After, Verstopfungen wie Stuhlvermehrung, Erbrechen, Gelbsucht usw., ferner Leiden der Atmungsorgane bis zur Lungenschwindsucht, Lähmungen, Verkrümmungen und Krämpfe in den Extremitäten. Aber auch eine Art von ätiologischer Zusammengruppierung von »Schleimkrankheiten« sind anzutreffen, die allerdings wohl mehr symptomatisch gedacht sind, wie sich denn die Krankheitsschilderung ausschließlich in Symptomaufzählungen erschöpft, verbunden mit ausgiebiger Prognostik und ausführlicher Behandlungsangabe, wie schon angedeutet.

Alle diese medizinische Literatur Babylons, soweit wir sie kennen, ist auf Tontafeln eingegraben, die nachher gebrannt wurden, meist beiderseitig beschrieben waren. In solcher Tafel- oder Blattform ist die ganze medizinische und andere Literatur dort bis zum Ende geblieben. Trotz der Kleinheit der Schrift, welche die Tontafeln wechselnder Größe aufs engste bedeckte, hat eine einzige solche Einzeltafel so gut wie nie ein ärztliches Werk erschöpfen können, und da sich solche Keilschriftontafeln kaum zu einem Buche mechanisch zusammenfügen ließen, sondern nur in dem gleichen Bibliotheksfach nebeneinandergestellt oder aufeinandergelegt werden konnten, mußte auf andere Weise Vorsorge für Wahrung des Zusammenhangs getroffen werden. Man verfuhr so, daß man ans Ende einer Tafel die Anfangszeile der anschließenden setzte, gleich dem Kustos am Ende eines Bogens im Frühdruck, unter Beifügung der Nummer der Tafel in der Serie eines Werkes, dessen Titel gleichfalls beigesetzt wurde. Vielfach war dieser Titel, wie bei den päpstlichen Bullen noch heute üblich, gleichlautend mit der ersten Zeile des ganzen Werkes. Bald lief der Text, und das ist das Gewöhnliche, in einer Linie über die ganze Seite der Tafel, bald war er durch eine Längslinie in zwei Kolumnen geteilt. In besonderen Fällen waren die Bücher auf ihren Einzeltafeln auch illustriert.

Zwar bei den streng medizinischen Texten sind Illustrationen bisher nicht gefunden, auch keine Pflanzenbilder auf Arzneipflanzenlisten. Doch nicht nur astronomisch-astrologische oder Kalendertexte weisen Einzeichnungen auf. Auch in den in der babylonischen Geisteskultur so wichtigen Eingeweideschautexten finden sich kleine Zeichnungen, namentlich bei der so sehr ins einzelne gehenden

Leberschau, aus der wir ein kleines Bruchstück mit Zeichnungen wiedergeben (Taf. IV, b).

Die Opfertierschau wurde zur Erforschung des Krankheitsverlaufes und seiner Ausgänge wohl nur bei Fürsten herangezogen. Für den gewöhnlichen Sterblichen begnügte man sich in der Regel mit der Öl-Wasserbefragung durch den Wahrsagepriester. Aber die Eingeweideschau der Opfertiere ist doch für die Entwicklung der biologischen und medizinischen Anschauung im Zweistromlande von recht erheblicher Bedeutung gewesen. Das für die Mantik notwendige genaue Zusehen wurde für die Priesterschaft, die berufenen Pfleger des babylonischen Geistesgutes, von recht erheblichem erziehlchem Werte in der Beobachtungsrichtung. Auch lernte man im besonderen auf diese Weise den inneren Bau des Wirbeltierkörpers kennen, den man dann auf den inneren Menschen im Analogieschluß übertrug, zumal man ja auch bei Kriegs- und Jagdverletzungen mit Eröffnungen der Körperhöhlungen nicht selten Gelegenheit hatte, sich vom Zutreffen der Parallelisierung zu überzeugen. Auch in medizinischen Schriften kann man Belege für die Beobachtungserfahrung am Krankenbett finden, die nicht gering war. Wie viel Wert man auf die anschauliche Unterrichtung der Priesterzöglinge legte, beweisen die in größerer Zahl erhaltenen babylonischen und auch hethitischen Lebermodelle in gebranntem Ton, die oft abgebildet sind und verwandte Stücke in Etrusker-Kultur aufweisen, deren engste anfängliche, offenbar genetische Zusammenhänge mit dem Orient ja jetzt immer klarer werden.

Überhaupt ist ja die Beeinflussung aller Kulturen des Mittelmeerbeckens nicht erst in den Zeiten des Hellenismus, sondern von Anfang an durch Vorderasien und Ägypten unabweisbar zu erkennen. Sie ist nicht nur in der Kunst, auch im rein Geistigen immer mehr durchschaut worden, selbst für das Griechentum, das ja seine schönsten denkerischen Geistesblüten, jedenfalls seine frühesten, eben auf kleinasiatischem Boden getrieben hat. Auch für das ärztliche und das in und mit ihm emporwachsende naturkundliche Wissen ist frühe östliche Einwirkung erkennbar geworden, auch gerade in der Urzelle griechischen Ärztetums in Knidos und auf Kos, also im ältesten Insel- und Küsten-Doriertum, ja selbst im perikleischen Athen.

Im Kulturkreis der Hellenen wird zum ersten Male in der Gesamtentwicklung der Menschheit und mit Dauergültigkeit eine wissenschaftliche Weltübersicht geschaffen in bewußter Methodik, eine wissenschaftliche Welterklärung unabhängig von jedem Supranaturalismus. In Verbindung mit der Heilwissenschaft erwächst eine Naturwissenschaft in den Händen der Ärzte und der Philosophen. Die Philosophen bauen die irdische und kosmische Physik, die Ärzte die biologische Wissenschaft und doch fließt alles sich gegenseitig bedingend ineinander zu einer philosophisch-wissenschaftlichen Einheit. Es ist eine müßige Frage, ob es ohne Griechenmedizin eine griechische Biologie gegeben hätte, da erstere überhaupt nicht weggedacht werden kann und der platonische Satz von ewiggültiger Wahrheit ist: »Ohne Naturbeobachtung keine Medizin.« Daß aber bald auch die Biologie losgelöst von der Medizin Eigenleben gewann, beweist die Biologie des Aristoteles und seiner Schule, die eine wissenschaftliche Zoologie und eine wissenschaftliche Botanik schuf, neben der Medizin gleichwertig bestehend.

In der griechischen Sprache hatten Natur- und Heilkunde ein Werkzeug der Darstellung und logischen Gliederung, das nicht überboten werden konnte. So ist denn auch die naturwissenschaftliche und medizinische Schriftstellerei bei den Griechen auf voller ewig gültiger Höhe, ebenso wie die philosophische, die den bleibenden Grund gefunden hat für jede wissenschaftliche Arbeit.

Das Buch ist noch die Rolle, wie in Ägypten, und bleibt es durch die ganze Antike. Aber die Illustration, die gegenständliche Zeichnung am Naturobjekt genommen, zieht in das Lehrbuch, in das Handbuch ein. Auch hier ist der große Stagirite Aristoteles Führer und Bestimmer. Freilich, wenn er von *σχήματα* schreibt, so ist damit zunächst nur die Form gemeint, ohne daß sie gerade graphisch wiedergegeben zu sein brauchte. Hat er ganz bestimmte illustrative, etwa anatomische Zeichnungen im Auge, so spricht er von *διαγραφαί*, z. B. wo er am Schlusse des ersten Buches der Tierkunde vom Fruchthalter der weiblichen Tierindividuen spricht, »deren Aussehen aus den Zeichnungen in den Zergliederungen zu ersehen ist«.

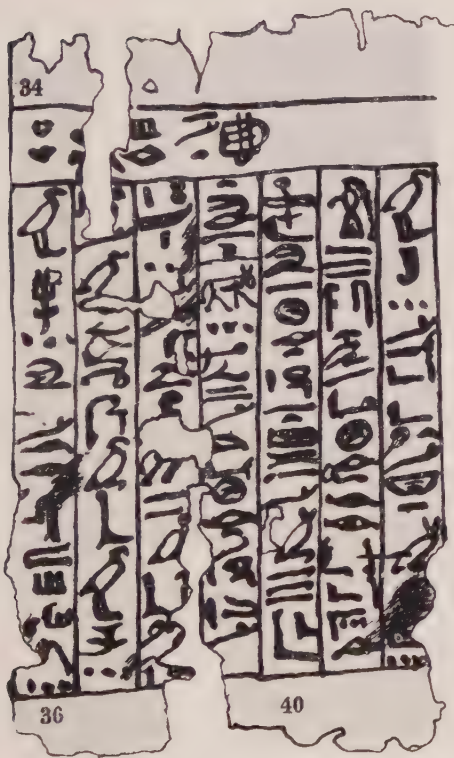
Anatomische Traktate waren also in seiner Schule als mit Zeichnungen illustriert vorausgesetzt. Bei ihm und anderen finden sich sogar gelegentlich noch die Buchstaben im Texte, die den einzelnen Teilen der Illustrationen zu deren Erklärung beigelegt waren, wie das namentlich auch bei den Apparaten der Physiker usw. im Brauch war, z. B. bei Heron und Straton.

Jetzt werden auch die Pflanzenbücher illustriert, namentlich auch die Arzneipflanzenbücher. Scharfsinniger philologischer Kunst ist der Nachweis gelungen, daß wir vortreffliche Pflanzenbilder des 5. Jahrhunderts n. Chr. mit Sicherheit auf Vorlagen aus dem Anfang des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zurückleiten können, daß wir also noch Pflanzenbilder aus dem berühmten Kräuterbuch des Krateuas (Taf. V, a) unser eigen nennen dürfen, der der pharmakologische Berater von König Mithridates VI. von Pontos gewesen ist, der dem Römerschwert zwar erlag, aber in den Apotheken des Mittelalters und der Neuzeit Unsterblichkeit erlangte. Ja, eine berühmte Pariser Nikanderhandschrift (Taf. V, b) weist Illustrationen zu einem Giftgedicht aus, die noch rund 200 Jahre weiter zurückleiten, also fast in das Jahrzehnt, in dem der größte wissenschaftliche Botaniker der Hellenen, Tyrtamos-Theophrastos von der Insel Lesbos, aus dem Leben schied. Und eine Vermutung, die ich vor bald 20 Jahren aussprach, nachdem ich schon ein volles Jahrzehnt nicht ganz ohne Erfolg auf der Suche nach medizinisch-naturwissenschaftlichen Bildwerken aus später Alexandrinerzeit gewesen war, die Vermutung, daß eines Tages noch medizinische Fachzeichnungen auf Papyrusblättern ans Licht kommen würden, ist seither doppelt bewahrheitet worden. Dr. Hunt zeigte mir 1912 im Kings College zu Oxford Papyrusfragmente aus der Zeit um 200 nach Christo mit zwei roh skizzierten Pflanzenbildern, die mir aber doch als Typus eines illustrierten Pflanzenbuchtextes veröffentlichenswert erschienen. Das ist denn auch im vierten Bande meines Archivs für die Geschichte der Naturwissenschaften S. 403—408 mit einer Doppeltafel geschehen. Weit interessanter sind zwei ausgeführte Pflanzenbilder auf Papyrus gezeichnet und gemalt, offenbar nicht nach der Natur, sondern nach literarischer Überlieferung, denen Charles Singer eingehende Untersuchung gewidmet hat. Er nennt sie »Pflanzenbilder im Johnson-Papyrus« und leitet ihren Begleittext auf eine griechische Vorlage des Herbarius Pseudo-Apulei Platonici zurück. Jedenfalls haben wir es hier tatsächlich mit Fragmenten illustrierter griechischer Kräuterbücher aus spätalexandrinischer Zeit zu tun.

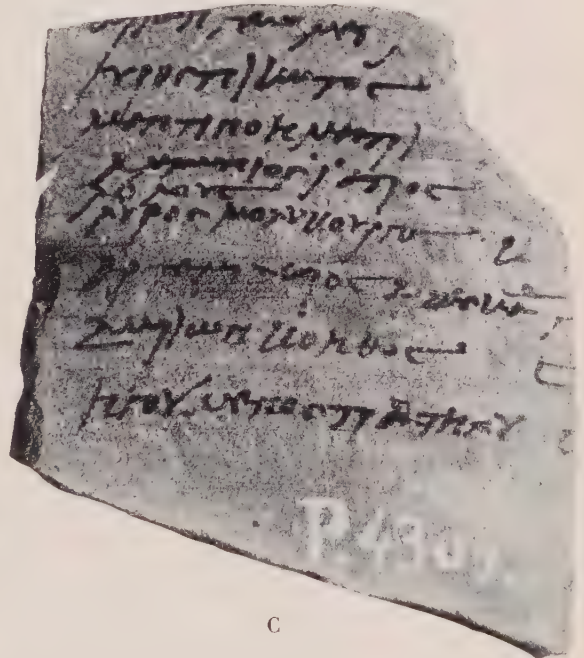
Über solche in textlich überaus reduzierter Form spottet Plinius als über Behelfe der Praxis, die nur aus Pflanzenbildern bestanden, unter die der Verfasser nur deren Arzneiwirkung und deren Anwendungsweise bei bestimmten Krankheiten notierte. Das Bild mußte mithin Pflanzenbeschreibung, Erken-



A) WILDGÄNSE, ÄGYPTISCHE WANDMALEREI



B



C

C) TONSCHERBEN (OSTRAKON) GRIECHISCH, AUS RÖMISCHER ZEIT, GEFUNDEN IN THEBEN. RECHNUNGSAUFSTELLUNG; IN DER VIERTEN ZEILE DER ARZT AMMONIOS ANGEFÜHRT

B) SIEBEN SENKRECHTE SCHRIFTZEILEN AUS DEM VETERINÄRPAPYRUS VON KAHUN, VOR 2200 V. CHR. HIERATISCHE SCHRIFT AUS DEM ÜBERGANG VON DER HIEROGLYPHENSCHRIFT

nungsmerkmale und Standortangabe ersetzen. Man kann also vielleicht schon von Auswüchsen eines Lehrbehelfs reden, jedenfalls von seiner Ausartung in das Banausentum der Praxis.

Pflanzenbilder, aus dem Abbildungsmaterial der hellenistischen Antike entnommen, beherrschen in langer Traditions- und Entartungslinie das ganze Mittelalter im Abendlande bis weit in die Renaissance hinein, während nebenher sich schon eine neue Illustrierung nach der Natur angebahnt hatte, seit dem 13. bis 14. Jahrhundert, wie wir noch sehen werden.

Aber auch noch andere medizinische Werke noch guter Zeit wurden durch Zeichnungen oder richtiger Malereien illustriert. Wie früh dies den Einrenkungsmethoden des Hippokrates zu Teil wurde, die vielleicht schon Vorbilder in Alt-Ägypten hatten, läßt sich einstweilen nicht sagen. Nachweisbar wird solches in dem Kommentar des Apollonios von Kition, eines Empirikers aus dem letzten Jahrhundert v. Chr., dessen Illustrationen in dem berühmten Niketaskodex der Laurentiana erhalten sind und die zweifellos in die vorchristliche Zeit wirklich zurückgehen, auch anderwärts, z. B. in Bologna erhalten sind. Der Niketaskodex der Laurentiana hat uns aber auch noch ein anderes illustriertes Stück aus der alexandrisch-römischen Lehre erhalten: Die Verandlehre des großen Methodikers Soranos, einen Leitfaden für den jungen Arzt, den der große Praktiker durch sein Bildwerk erst wirklich gebrauchsfertig machte, das wir jetzt in Johannes Ilbergs trefflicher Soranausgabe im *Corpus Medicorum Graecorum* bequem zur Hand haben. Der große Kliniker Soranos hat aber auch ein anderes nützliches Gebrauchsbüchlein verfaßt, einen Leitfaden der Geburtshilfe für Hebammen, der uns nur noch in der lateinischen Übersetzung eines Mustio erhalten ist, den schon der Kirchenvater Tertullian vor 218 n. Chr. — er nennt ihn Muschio — als Quelle im Biologischen erwähnt, der also schon um 200 n. Chr. in Karthago als Soranbearbeiter bekannt war. Auch dieser Hebammenkatechismus war durch ein Bild des Uterus und Kindslagenbilder illustriert, welche letztere ein fast unzerstörbares Alter in der Traditionslinie erreichten, da sie noch anderthalb Jahrtausende nach ihrem Schöpfer in der medizinischen Graphik nachwirkten (Taf. VI, a—c).

Daß schon zur Zeit des Aristoteles, also in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung anatomische Diagraphai etwas Be-

kanntes waren, haben wir gesehen. Direkte Spuren solcher fehlen uns. Aber das traditionsstarke Mittelalter hat uns Fragmente einer offenbar in Spätalexandrien — oder in Rom? — etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. entstandenen Schilderung der Zergliederungsergebnisse überliefert: *historia incisionis* »Wie der erfahrendste Arzt Galienus herauspraepariert hat Ader auf Ader, Knochen auf Knochen, Muskeln auf Muskel, Nerven auf Nerv und sie beschrieben hat« in neun Abschnitten, von denen jeder illustriert war. Von diesen Bildern sind noch fünf in langer Traditionsreihe, immer neu umgezeichnet auf uns gekommen, alle in Hockdarstellung, um das Papyrus- oder Pergamentblatt tunlichst in ganzer Fläche für den Inhalt der Körperhöhlen ausnützen zu können. Die Bilder und der Text sind nicht allzuhäufig, wenn sie auch ein halbes Dutzend übersteigen, aber es wäre vielleicht ein Trugschluß, wenn man daraus folgern wollte, daß sie nicht allzu verbreitet gewesen seien. Was bis in Klöster der mittleren Donauebene gelangt war (Taf. VII, a u. b); hatte sicher auch sonst weite Verbreitung gehabt. Es blieb aber dort still und wohl bewahrt durch die Jahrhunderte, an anderen Stellen lebhafteren ärztlichen Lehrbetriebs und hervorstechenderer Wißbegierde in medizinischen Dingen wurden solche anatomischen Bildtafeln mit erklärendem Texte fleißig benutzt, abgebraucht, ja völlig aufgebraucht, wie ein gleiches mit den ersten, noch zu besprechenden, Tafeln des Vesalius von 1538 geschehen ist, von denen nur noch zwei Exemplare erhalten sind, sogar trotzdem von ihnen Nachdrucke gemacht wurden, die gleichfalls zu den äußersten graphischen Seltenheiten gehören, ja kaum noch aufzufinden sind: so stark war deren Verbrauch in den Händen Wißbegieriger. Aus einer der Hauptarbeitsstellen und Lehrstellen der mittelalterlichen Medizin aus dem südlichen Frankreich ist uns noch eine Übersetzung der spätalexandrinischen Lehrbilder in provençalischer Sprache erhalten, deren erstes Bildblatt stärkste Abnutzungsspuren erkennen läßt. Das Nachleben dieser frühen Anatomiebilder hat aber in ihrer ursprünglichen Gestalt hinreichende Zähigkeit besessen, um bis in die Zeiten der neuen Vervielfältigungskunst, in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu dauern und die Drucklegung zu erleben, aus ganz besonderen Gründen, wie wir sehen werden, da vom 11. Jahrhundert an ein anderes Anschauungs- und Demonstrationsobjekt in Aufnahme kam wie die anatomischen Tafeln und Wandtafeln, die erst der große Vesal im anatomischen Atlas, von dem wir noch sprechen, wieder voll in ihr Recht einsetzte.

Daß dies anatomische Bildwerk in fünf Hockfiguren wirklich recht alt und tatsächlich aus dem Mittelmeerbecken, vermutlich aus Alexandrien stammt, beweist sein weit verbreitetes Nachleben auch im Osten, obgleich ihm dort religiöser Zwang, der kein Menschenbild zu zeichnen gestattete, nur ein relativ enges Überlieferungsgebiet frei ließ, das der freieren Anhänger des Islam, der Schiiten, also vor allem Persien. Von solchem persischen Bildwerk, das mit dem besprochenen abendländischen in traditioneller Verbindung steht, wenn auch der dortige Begleittext aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts andere Wege geht, habe ich bisher schon vier Serien veröffentlichen können und z. B. drei weitere in Photographien aus Konstantinopel in der Hand gehabt. Es sind sicher nicht die einzigen; sie genügen aber zur Stütze dieser doppelten Traditionslinie aus dem Hellenismus. Im Osten scheint diese anatomische Bildserie sogar ein besonders langes Nachleben sich bewahrt zu haben, auf Wegen, die wir auf anderen Gebieten zu erschauen glauben. Es ist recht wohl möglich, daß heute noch im Gebrauch tibetanischer Medizinstudierender stehende Hocktafeln im Grunde auf die gleichen hellenistischen Anatomiebilder zurückgehen, die ja dort in Alexandrien usw. bei der gleichen ärztlichen Vorjüngerschaft vor anderthalb tausend Jahren in Verwendung standen. Soweit herrscht griechischer Geist über die Erde, selbst in fast unwichtigen Besonderheiten, wenn auch nicht in Stil und Form sofort erkennbar, so doch in den sachlichen Einzelheiten unterscheidbar.

Aber diese ausgebildete Lehrgraphik hat, wenn auch nicht für den Biologen, so doch für den Mediziner und seine Lehrbelange noch weitere Blüten getrieben neben dem Pflanzenbild für die Kräutersammler und ärztlichen Praktiker, dem Kindslagenbild für die Geburtshelferin, dem Einrenkungs- und Verbandsformenbild für die Wundärzte. Die Handwirkung des Arztes der klassischen Antike betätigte sich ganz besonders im Brandstellensetzen, im Aderlassen und blutigen Schröpfen, wie es denn schon am Ende der Aphorismen des Hippokrates durch die Jahrhunderte hallt:

»Was Arzneimittel nicht zu heilen vermögen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht zu heilen vermag, vertreibt das Feuer.«

Also für die Feuerkur als oft letztes Refugium war Vorsicht und Wissen am Platze. Je größer das Wissen, um so geringer die Vorsicht heischenden Gefahren!

Also Wissen, Wissen mit an erster Stelle auch davon, wo man das glühende Eisen aufsetzen müsse, um einen sicheren Heileffekt bei bestimmten Leiden zu erzielen. Darum wurde als Einprägungs- und Memorierbehelf die Brennbilderserie geschaffen im Laufe langer Zeit, wie sich allmählich die Anschauungen durch Erfahrung festigten und einen schließlichen Lehrkanon des Bewährtesten ergaben, der ähnlich wie das auf Bild und Angabe der Wirkung reduzierte praktische Kräuterbuch, von dem Plinius spricht, sich auf Bildtafeln mit Markierung der Brennstellen an einem nackten Menschenfigürchen und deren aller kürzeste schriftliche Fixierung unter Angabe der Krankheit beschränkte:

»So wird einem Fallsüchtigen, einem Phthisiker, einem Magenkranken das Brenneisen appliziert« — *epilepticus incenditur sic, phthisicus incenditur sic, stomachicus incenditur sic* . . . Ältere erhaltene Brennstellenbilderserien haben oft noch einen berühmten Ärztenamen beigesetzt, sei es als eindrucksvollem Gewährsmann, sei es als angeblichen Namen dessen, der das Vorgehen in dargestellter Weise empfohlen hat oder doch mit seiner Autorität deckt (Taf. VII, c). Diese Namen scheinen besonders aus methodischer Überlieferung zu stammen, wie denn solche Lehrgraphik besonders in der methodischen Schule gepflegt worden zu sein scheint. Die Zahl der Brennstellenanweisungen beträgt etwa 20 und steigt bis auf 27. In den älteren Bildreihen steht der das Kauterium setzende Arzt meist noch neben dem liegenden, stehenden oder sitzenden Patienten, schließlich wird er aber weggelassen. Kulturgeschichtlich von Interesse sind des öfteren bezeichnende Zutaten, wie die Krone auf dem Haupte von Geisteskranken, die Beigabe eines Kolbens in ihrer Hand oder die Andeutung ihrer Fesselung mit Stricken. Doch sind das wohl spätere Zutaten.

Ein Stellenbild für Anbringung von Haarseilen zur Ableitungstherapie fügt sich erst spät den Brennbildern an und stammt wohl nicht aus der Antike, die das Haarseil nur in der Tierheilkunde verwendet zu haben scheint. In der Menschenmedizin erscheint diese Maßnahme bei dem Salernitaner Roger Fugardi; solche Initiative ist diesem originellen Talent — wenn nicht mehr — aus Langobardenadel wohl zuzutrauen.

Wie sehr der Aderlaß als typische ärztliche Betätigung galt, zeigt uns ein Bild aus der griechischen Genremalerei, das als Vasenbild des 5. Jahrhunderts auf einem kleinen Rundgefäß *aryballos* in der Sammlung eines französischen Kunst-



A) LA FEMME AU RENNE IN KNOCHEN GESCHNITZT, FRANKREICH



B) LEBERSCHAUTEXT AUF GEBRÄNNTER TONTAFEL MIT TEXTFIGUREN

freundes nahe der Vendomesäule steht: ein Arzt, auf dessen Hilfe noch andere zum Teil mit Verbänden versehene Patienten warten, also offenbar ein Chirurgie treibender Kollege, sitzt vor einem stehenden Kranken, dem er mit schnellem Schnitt eine strotzende Ader in der Ellenbeuge öffnen will. Zwischen beiden am Boden ein großes Becken, das das fließende Blut auffangen soll. An den Wänden hängen große Schröpfköpfe, welche zur Stauungs- und Saugtherapie und zu kleinen lokalen Blutentziehungen dienen sollen. Beide therapeutische Behelfe wurden damals nicht nur für allgemeine Blutdruckentlastung gebraucht, wie heute noch der Aderlaß, sondern kleine lokale Aderlässe, wie auch die blutige Skarifikation mit anschließendem Schröpfkopfgebrauch, waren damals ein Haupt-erleichterungs- und Heilmittel, auch für zahlreiche lokale Erkrankungen. Genau wie bei dem ableitenden Verfahren des Brandschorfesetzens kam es nach den Anschauungen der antiken Ärzte in erster Linie darauf an, eine bestimmte kleine Blutader oder auch Schlagader an einer bedrohten Stelle zu öffnen, wollte man den heilenden Effekt mit voller Sicherheit erreichen. So hat man denn im Laufe der Zeit ein ganzes System lokaler Aderlässe für ganz konkrete therapeutische Zwecke ausgebaut, mit feiner Beobachtung und Spezialisierung, ein System, das dann wieder danach drängte, einmal bequem tabellenartig zusammengefaßt zu werden und, um als Übersichts- und Memorierbehelf seinen Zweck vollkommen erfüllen zu können, mit Illustrationen versehen zu werden, die den Ort der nötigen Blutentziehung klar in Erscheinung treten ließ. Es genügten zu diesem Zweck einige wenige Figuren, vor allem eine Vorder- und Rückansicht eines Männleins oder einer Frau, um die Aderlaßstellen zu markieren: Das Aderlaßmännlein wurde als Lehrbild geschaffen, das dann im Mittelalter eine weite Verbreitung gewann, ja schließlich ein ständiges Requisit wurde, so für die Lehre des Nachwuchses der Ärzte und Chirurgen, wie als Orientierungs- und Erinnerungsmittel für die Praxis.

Wir haben solche Aderlaßmänner griechischer Beschriftung aus byzantinischer Zeit mit Strichen, welche auf die Aderlaßstelle hinführen und am äußeren Ende die Angabe des Nutzens des Aderlasses an der betreffenden Stelle: »Für die Augen, für Fieberbetäubte, für die Milz« usw. Ein Berliner Aderlaßmännlein mit persischen Beischriften ist in seinem Texte und in seinen Aderlaßstellen ausführlicher und reicher. Die Beischriften geben hier bald nur den Namen der

Vene oder Arterie, bald wirkliche Anwendungsanweisung, z. B. »die Vene unter der Zunge nützt bei schwerer Bräune, Schwellung der Zunge, Schiefhals; liegt aber die Arterie ganz nahe auf der Vene, so muß man Vorsicht walten lassen und brennt lieber«. Zahllos sind besonders die Aderlaßmännchen mit lateinischer Erklärung, in der Regel unter Bezeichnung der Aderlaßstelle, die ja meist auch durch eine Linie gekennzeichnet ist, welche zu ihr hinweist, und Angabe des therapeutischen Nutzens des dort vorgeschriebenen Aderlasses. In der Regel sind es etwas mehr als 20 Stellen, die in einer Tabelle oder in kleinen Kreischen um das Bild geordnet sind. Auch so ziemlich in allen Landessprachen sind solche illustrierten Texte noch erhalten aus dem Mittelalter und weit noch in die beginnende Neuzeit, inhaltlich wesentlich gleichlautend und zweifellos aus der griechischen Spätantike herstammend, die in solchem illustrierten Lehrgut die Führung hat. Auch für Schröpfungsbilder mit tabellarischer Erklärung ist die Herleitung aus der Spätantike wahrscheinlich, obgleich sie bei weitem nicht so häufig und zahlreich sind und trotzdem wirklich griechische Texte mit einem Schröpfungsmännlein noch nicht gefunden sind. Wohl aber kommen solche Schröpfungsmännlein auch mit persischen Beischriften vor, die wesentlich mit den abendländischen übereinstimmen. Bei letzteren ist die Rückansicht bevorzugt, die bei den Aderlaßstellen seltener zu finden ist, dagegen bei den Haarseilbildern in der Regel sich findet, wie die Stelle es verlangt. Doch finden sich Schröpffiguren auch zu mehreren beisammen, wobei Frauen bedienen, bei Männern und Weibern, und die Behandelten auch von der Seite hockend dargestellt sind, im Anschluß an Brennstellenserien — ohne Frauenbedienung — und schon dadurch ihre Herleitung aus der Spätantike nahelegend. Gelegentlich findet sich in den Händen der diensttuenden Schröpfweiber, Badeweiber, auch ein kleines Instrument, das zum Loslösen der Schröpfköpfe benutzt wird.

Alle diese literarischen Hilfsmittel der kleinen Chirurgie in Lehre und Praxis in illustrierter Gestalt für Schröpfen und Aderlaß sind bis in die Zeit des Buchdruckes herab in Verwendung geblieben und schließlich in Plakatform erschienen, wie wir noch sehen werden. Es kam aber noch ein weiterer graphischer Lehr-, Memorier- und Merkbehelf hinzu, der bis in die alexandrinische Übergangszeit hinaufreicht.

Damals, in den Spättagen des Hellenismus, hat eine babylonisch-ägyptisch-alexandrinische Mischwissenschaft Einfluß und Bedeutung gewonnen, die man als Iatromathematik, als astronomisch-astrologische Beeinflussung der Heilkunde und des Heilbetriebes bezeichnete. Zur graphischen Festlegung drängte besonders ein Untergesichtspunkt dieser astrologischen Lehre in der Heilkunst, die sogenannte Melothésie. Darunter wird die Beeinflussung oder »Beherrschung« der verschiedenen Körperteile des Menschen durch Planeten und Tierkreiszeichen verstanden, bzw. durch den Sonnen- oder Mondstand in denselbigen, was in griechischen Texten beispielsweise so festgelegt wird:

»Der Widder beherrscht den Kopf und das ganze Antlitz, der Stier Hals und Nacken, die Zwillinge Schultern und Hände« usw.

Dabei ist es uralte Lehre des Ostens, daß beim Herrschen eines Planeten- oder Tierkreiszeichens am Himmel, kein Metallinstrument an das betreffende Glied gebracht werden dürfe, also auch keine Aderlaßflite usw., was in weiterer Vereinfachung und Generalisierung dazu führt, daß Aderlaß und Schröpfen unter gewissem Sterneinflusse überhaupt zulässig sei oder zu unterbleiben habe, was ein griechischer astrologischer Autor des 4. Jahrhunderts kurz so ausdrückt:

»Zu Aderlaß und Schröpfen ist günstig Widder, Löwe und Wassermann, von mittlerer Bedeutung Krebs, Schütz und Fische, ungünstig Stier, Zwilling, Jungfrau, Wage, Skorpion und Steinbock.«

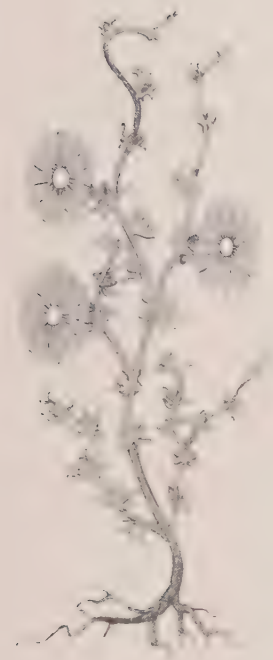
Diese ganze für so wichtig gehaltene melothetische Lehre, die im Hellenismus Geltung gewann, wurde dann auch in ihrer Fixierung für Lehre und Praxis durch griechische Lehrschemata festgelegt, die auch mit griechischem Beitzext erhalten sind, zufällig sogar aus älterer Zeit, als die Laßstellenfigürchen. Entweder stellte man ein Männlein in die Mitte eines Kreises und gruppierte die Tierkreiszeichen in ihrer gegebenen Reihenfolge darum und leitende Linien von den einzelnen Regionen zu den Tierkreiszeichen, als Ausdruck für ihr Beherrschtsein durch dieselben oder man schrieb die Namen oder zeichnete die Tierkreisbilder direkt auf die Körperregion.

In persischem Bildwerk für die Medizin ist mir dieser Tierkreismann noch nicht begegnet, er hat aber das ganze Mittelalter und den Beginn der Neuzeit in seinem Bann gehalten; kommt sogar heute noch manchen Landes in Kalendern vor. Auch Merkfiguren über Gefährlichkeit von Wunden und über Krankheiten

bestimmter Körperregionen scheinen recht alt zu sein, die man als Wundenmann und Krankheitsmann bezeichnet hat; sie bewiesen ein zähes Leben in der ärztlich-biologischen Graphik, wie wir noch sehen werden.

■

Daß die Monographien und Sammelwerke der Medizin in der Zeit der klassischen Antike illustriert gewesen wären, ist uns außer in praktisch pharmakologischen Werken eines Nikander, Krateuas und Dioskurides, wo das Pflanzenbild eine so hohe Bedeutung gewann, nicht überliefert, auch nicht von den enzyklopädistischen Werken der späteren Jahrhunderte von Oribasios bis zu Paulos, dem Aigineten, der noch in Alexandria wirkte und dort verblieb, als die byzantinische Verwaltung in die der Muslimen überging. Auch sein berühmtes Erinnerungsbuch der Gesamtmedizin nach älteren Vorlagen im 8. Jahrhundert geschrieben, entbehrt selbst in dem sechsten Buche, das die Chirurgie ausführlich darstellt, der Illustrationen, selbst der Bilder mit Namen genannter chirurgischer Instrumente und der stark eingeschränkten Einrenkungsmaßnahmen und -Apparate. Wenigstens wissen wir nichts davon, wie überhaupt die Illustration gelehrter wissenschaftlicher Werke über Heilkunde aus der Antike uns völlig unbekannt ist. Nur von alltäglichen, mehr elementaren Hilfsmitteln des Unterrichtes und der Gedächtnisübung wissen wir, daß sie illustriert waren, größtenteils für mehr untergeordnetes Heilpersonal, wie Hebammen und mehr dienende Gehilfen der Chirurgie für interne Ärzte. So muß man wenigstens für die Spätzeit annehmen, obgleich uns darüber nichts direkt überliefert ist. Offenbar leistete die methodische Richtung solchen bequemen Lern- und Merkmitteln für Unterricht und Praxis Vorschub. Derartige illustrierte Leitfäden oder Katechismen wurden dann in der Buchherstellung und Graphik wohl besonders stark vielfältigt, weil große Nachfrage danach bestand. Von manchen solchen Leitfäden sind vielleicht nur die Illustrationstafeln auf uns gekommen, wie man das auch fast von den Brennbildserien annehmen möchte, zu denen nur Beischriften vorliegen, die auch ausnahmsweise in Listen ohne Bilder sich finden, aber eben-
sogut von den Bilderserien gelöst sein könnten. Listendarstellungen oder doch Listenzusammenstellungen von Erfahrungs-, Beobachtungs- und überhaupt Wissensmaterial ist ja eine typische Literaturform des Zweistromlandes gewesen, die sich im Hellenismus auswirken mochte.



A



B

A) CICHORIE NACH KRATEUAS AUS DEM KODEX CONSTANTINOPOLITANUS IN WIEN

B) PFLANZENBILD AUS DER PARISER NIKANDERHANDSCHRIFT

Zu diesen Ausführungen veranlaßt mich die literarische Tatsache, daß manchmal ans Ende der Brennbilderserien eine Gruppe von drei Illustrationen, oder richtiger doch wohl nach dem Tatbestand einfach gesagt, von Bildern angehängt ist, welche typische Operationen der Spätzeit darstellen, und zwar einen Hämorrhoidenschnitt, einen Starstich und eine Nasenpolypenoperation. Von dieser Gruppe hat nur der Hämorrhoidenschnitt einige Nähe zur Ausführungsanweisung der Operation bewahrt, wie sie uns Aëtios offenbar nach einem guten alexandrinischen Chirurgen überliefert hat. Auch zeigt gerade dies eine Bild im übrigen noch einige Anlehnung an Gebrauchsbehelfe der Antike, wie das kelchartige Fußbecken, das uns in becherartiger Umgestaltung auch in byzantinischen Fußwaschungen Christi begegnet (Taf. VII, d). Der Starstich war ja sicher auch schon in früh alexandrinischer Zeit der griechischen Chirurgie bekannt und in Übung, aber die Operation der *albulae oculorum* in dieser Serie mit ihrer Führung der Starnadel mit der rechten Hand und Eingehen vom rechten Augenwinkel aus hat wohl nur noch wenig von der Form der Operationsausführung in Alexandrien bewahrt. Noch weniger vielleicht die Nasenpolypenentfernung, bei der auf allen drei Bildern der Operateur eine Kanüle vor die Nasenöffnung hält und zwischen Kanüle und Nase mit der Spitze eines bauchigen Messers operiert. Daß, wie gesagt, diese drei Bilder mit ihren kurzen Beischriften ursprünglich isoliert in Zirkulation gesetzt worden seien und Käufer gefunden hätten, dünkt mich sehr unwahrscheinlich. Vermutlich handelt es sich um losgelöste Illustrationen zu einem kurzen operativen Leitfaden der Chirurgie. Daß dieser Leitfaden ausschließlich gerade nur diese drei Operationen enthalten haben sollte, ist gleichfalls recht unwahrscheinlich. Es handelt sich doch wohl nur um ein versprengtes Blatt aus fragmentarischen Überlieferungen, das aber schon dreimal in der gleichen Form aufgefunden worden ist. Das letzte Wort hierüber scheint mir noch nicht sprechbar.

Diese skeptische Einstellung zu einer der Bilder- oder Illustrationsreihen aus der Antike mahnt uns zu gleicher Vorsicht gegenüber der ganzen Gruppe von Illustrationsbildern, die wir als Stichproben für die ganze gewaltige Literatur der Biologie und Medizin des klassischen Altertums, vor allem der Hellenen, betrachten, auf die im Grunde doch die ganzen großen geistigen Werte jener Zeit zurückgehen. Stammt doch einmal fast alles, was wir besprochen haben, erst aus der griechisch-

orientalischen Mischperiode und ist überdies allergrößtenteils nur in abgeleiteten und umgezeichneten Überlieferungsformen des Mittelalters greifbar. Ist doch eben darum auch seine Vollständigkeit immerhin dem Zufall stark unterworfen. Alle diese Umstände, vereint mit der Tatsache, daß wir es auch gerade für Biologie und Medizin nur mit den Resten auf einem schwer zerstörten Trümmerfeld zu tun haben aus jener Zeit, auf dem nur wenige Säulen erhalten und einer wirklichen Beurteilung zugänglich sind! — Diese Umstände müssen uns jedenfalls in allerhöchstem Maße mißtrauisch machen gegenüber etwaigen Versuchen, noch weiteres Illustrationsmaterial der späteren Jahrhunderte, also des sogenannten Mittelalters in Orient und Occident in gleichem oder doch annähernd gleichem Maße als im Grunde auch nur Abkömmlinge des Altertums der Mittelmeerkultur zu betrachten und zu werten.

*

Werfen wir aber, ehe wir zur Medizin und Biologie des Mittelalters betrachtend übergehen, einen Blick auf die altitalische Medizin und lassen wir ihn auf dem Herrenvolk der Etrusker haften, das eine so hohe künstlerische Kultur entwickelt hat und in seiner Zwölf-Städte-Republic trotz östlicher Herkunft in manchem ein fast griechisches Freistaatleben entstehen liess. Es geht in manchem mit dem frühkretischen parallel, und auch hier haben wir medizinisches Schriftwerk überhaupt nicht unter den spärlichen Resten seiner Sprache, zu deren Verständnis wir erst in den Anfängen stehen. Der zusammenhängendste geschriebene etruskische Text sind ein paar Agramer Mumienbinden mit rituellem Inhalt. Nur von ihrem tuskischen Heilgötterkult haben wir durch künstlerisch fast wertlose Überbleibsel der Kleinplastik, die volkskundlich um so lauter sprechen, schwache Kenntnis. Wir wissen, daß etruskischen Heilgöttern Donaria in geradezu stupender Masse dargebracht wurden, die aus den Ruinen von Veji, einer der alten Zwölfstädte größtenteils stammen. Daraus erfahren wir, daß biologische Studien beim Tieropfer, wie in Babel, fast ungewollt an der Tagesordnung waren. Aus tuskisch-römischer Kultur sind auch noch solche Opferschauszenen in nicht ganz geringer Zahl plastisch vorhanden. Jedoch in den tuskischen Heiltempelweihegaben erleben wir völlig Einziges. Wir treffen da in den Terrakottadonarien auf Erzeugnisse eines Volkes, das seinen Heilgöttern geöffnete Menschenrumpfe darbot, wenn ein Volksgenosse innerlich krank zu sein

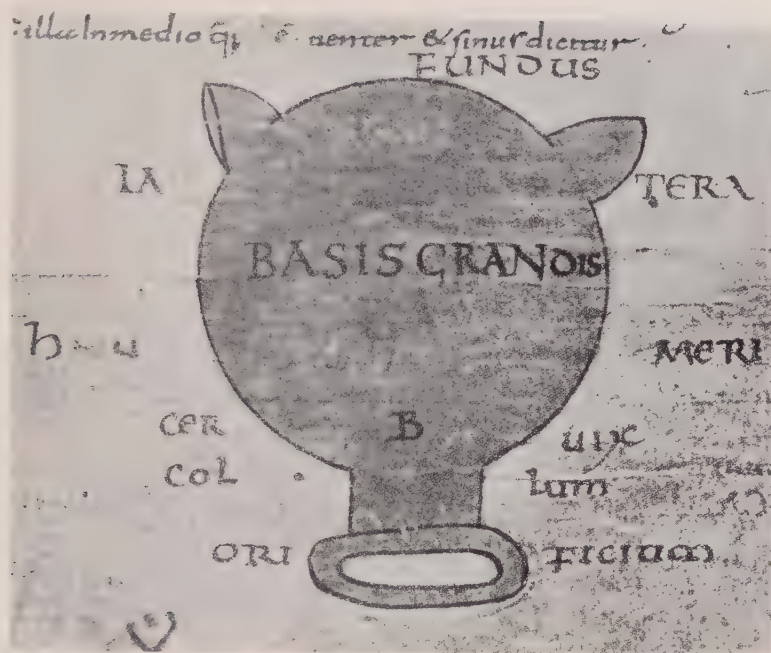
glaubte, geöffnete Rümpfe oder Torsi, selbst ganze Figuren, welche auf der vorderen Leibesmitte durch einen Schnitt geöffnet waren und weit klaffend Brust- und Baueingeweide bis zur Harnblase herunter sehen ließen, völlige Eingeweidesitus, wie das geöffnete Opferschlachtthier sie zeigt. An dessen Hand und Schau glaubte also der Tusker eine lebendige biologische Kenntnis zu besitzen von seinem eigenen Innern. Brust- und Bauchhöhle sind oft noch durch das Zwerchfell, das als Membran plastisch angedeutet ist, geschieden. Und dabei haben wir es noch mit relativ niederstehender billiger Terrakottaware, wie schon gesagt, zu tun; Weihgaben aus edlerem Material, die sicher auch sorgfältiger hergestellt waren, sind längst eingeschmolzen oder längst verbraucht. Doch auch bei solchem geringen Material ist der Realismus so weit getrieben, daß an den Rändern dieser Weihdonarien in Terrakotta im Brustteil fast stets die durchschnittenen Rippenknorpel plastisch dargestellt sind, die aus dem retrahierten Muskelfleisch herausstehen. Es gibt solcher Situsdonarien mit Brust- und Bauchrand umrahmt, nach unten in der klaffenden Schnittöffnung in der Regel spitz zugehend, eine große Zahl. Die Herzspitzen zwischen den Lungen vorstehend, gelappte Leber, Milz, Magen, Gedärme, Nieren, Blase offenbaren uns eine Volkspsychologie von ziemlich komplizierter Organisation. — Ich habe diese etruskischen Donarien im 5. Jahrg. der Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurorthygiene Nr. 16, vom 15. Oktober 1912 besprochen und mit 17 Figuren illustriert. — Leicht erkenntlich legte man allergrößten Wert darauf, daß der Gott seine forschenden und damit schon heilenden Gedanken auf das Innere des hilfesehenden Kranken richtete, dessen innere Rumpforgane man ihm darum eindringlich vorführte, wie man ihm auch Köpfe votierte, wenn man dort etwas zu klagen hatte, nicht selten auch halbe Köpfe, rechte und linke, offenbar bei einseitiger Kopfschmerz. Auch Arme und Hände, Beine und Füße, auch Genitalien werden dem Gotte bei Bedarf dargebracht, auch Brüste und Brustwarzen, selten, sehr selten innere Einzelorgane, wie Darmschlingen, häufiger Augen und Ohren und Zähne, denen ja die geschickten tuskischen Goldschmiede mit Brücken, Goldzähnen usw. prothetischen Ersatz boten. All dies Dargestellte muß uns Ersatz bieten für das bei den Etruskern fehlende medizinische Buch. Von etruskischen Heilkräutern wissen wir noch aus anderen sprachlichen Quellen.

Doch wenn sie auch in Büchern für uns stumm ist, die etruskische Heilkunde und Biologie stand gewiß auf keiner ganz niederen Stufe.

■

Wir haben uns also über die Veröffentlichungsart der biologischen und medizinischen Literatur des klassischen Altertums bis zu ihren Übergängen ins Mittelalter auf alexandrinisch-römischen Buchrollen griechischen Inhalts einigermaßen orientiert und uns dabei als Leitlinie an die Buchillustration hauptsächlich gehalten, wie sie mindestens seit den biologischen Schriften des Aristoteles († 322 v. Chr.) gut bezeugt ist. Leider ist das alles untergegangen. Sichere Spuren haben wir erst in Pariser Handschriftillustrationen des Nikander, also aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. und abgeleitete bei Dioskurides im 1. Jahrhundert n. Chr. aus Krateuas aus dem Anfang des 1. vorchristlichen Jahrhunderts. Als dessen jüngerer Zeitgenosse ist Apollonios von Kition anzusehen, dessen Kommentar zu den Einrenkungslehren des Hippokrates, wie wir gesehen haben, illustriert war. Alles Sonstige stammt aus der Schule des Soranos und weiterer Methodik, meist kurze mit Bildern versehene Lehrtexte von ihm selbst, also vor der Mitte des 2. Jahrhunderts ausgearbeitet, Verbandlehre, Hebammenlehre usw.

All dies war den syrischen, persischen und weiteren muslimischen Ärzten zugänglich und erschien auch arabisch, seit Alexandrien besetzt (643) und Syrien und Mesopotamien von den Muslimen unterworfen war. Schon als 762 Bagdad am Tigris gegründet wurde und die enge Verbindung mit der Sassanidenuniversität zu Gondeschapur (seit 350 n. Chr.) und ihrem medizinischen Wissen und Können hergestellt war, wurde ein großer Teil der biologischen naturwissenschaftlichen Medizin ins Syrische und daraus zum Teil schon ins Arabische übersetzt. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts war diese sprachliche Herübernahme vollendet, so daß der größte Kliniker des Islam, der Perser Rasi, volle Beherrschung der Griechenmedizin besaß, sie in eigener klinischer Beobachtung selbstanschauend zusammenfaßte und vielfach erweiterte, namentlich auf dem Gebiet der akuten Infektionskrankheiten, speziell der akuten Exantheme, Masern, Scharlach, Pocken, aber auch anderwärts. Daß irgendeines seiner bedeutenden medizinischen Werke illustriert gewesen wäre, wird nicht berichtet, aber zu seiner Zeit war die Arzneimittellehre des Dioskurides in arabischer Übersetzung mit Pflanzenbildern versehen, aus der antiken Krateuastradition stammend. Solche illustrierten arabischen



A) UTERUSBILD AUS BRÜSSELER MUSTIOTEXT



B) FUSSLAGE EBENDAHER (KIND IM UTERUS)

Exemplare sind bis heute handschriftlich noch erhalten. Für Rasi als Perser hätten die religiösen Schwierigkeiten der Sura nicht existiert, welche die Darstellung von Menschen auch in Anatomie und Pathologie nicht zuließen. Trotzdem hören wir bei ihm nichts von Illustrationen, ebenso wenig im ersten großen Handbuch der Gesamtmedizin von zweimal zehn Büchern, das der Perser Ali ibn al Abbas († 994) ausgearbeitet hatte, eine Gesamtdarstellung in Ordnung und Ausgeglichenheit der Teile, wie sie die Griechenmedizin überhaupt nicht zu Wege gebracht hatte. Auch die arabischen Texte des einzig in der Welt dastehenden wunderbaren Werkes, welches der feingebildete Perser aus vornehmer Familie, der ebenso vortreffliche Philosoph wie Mediziner ibn Sina († 1037) als den »Kanon der Ärzte« betitelte, haben keine Illustration. Im Osten finden wir als Illustrationen neben den schon genannten Pflanzenbildern zunächst nur Instrumentenabbildungen in einigen Lehrbüchern der Augenheilkunde, deren der Islam eine ganze Reihe in immer steigender Vollendung geschaffen hat. In seinen Instrumentenbildern das Vollständigste und Trefflichste bietet das späte »Buch des Genügenden in der Augenheilkunde« von Halifa aus Aleppo in Syrien, das 36 Augeninstrumente in Bildern vorführt. Mehrfach finden sich auch Schemata des Baues der Augen, die sich ähnlich auch in abendländischen Schriften des Mittelalters finden, die nicht direkt unter arabischem Einfluß zu stehen scheinen. Es bleibt also die Möglichkeit offen, daß diese Augendurchschnittsbilder ihre Vorlagen schon in schematischen Zeichnungen aus Alexandrien hatten.

Auch bei spanischen Schriftstellern über Augenheilkunde aus maurischer Zeit finden wir Instrumentenbilder, ohne die man sich offenbar eine solche Darstellung gar nicht mehr denken konnte, besonders seit Abulqasim seine mit Instrumentenbildern reich illustrierte Chirurgie um 1000 zu Cordoba herausgegeben hatte, die inhaltlich nicht viel mehr ist, als eine Bearbeitung des sechsten Buches des Paulus von Aigina, aber in seiner Instrumentenillustrierung zweifellos einen Fortschritt bedeutet. Im Andalus und in Marokko waren schließlich noch zwei ganz Große medizinisch schriftstellerisch tätig, Philosophen von Rang und vornehme Herren, ibn Zuhr und ibn Ruschd; der letztere ein freidenkender Mann, der in seinen Schriften weit größeren Nachhall in der abendländischen Christenheit als Vielumstrittener fand, als bei seinen Glaubensgenossen. Auch der bedeutendste jüdische Arzt des muslimischen Kulturkreises, Musa ben Maimun (Maimonides),

war als Schüler des Averroes ein freidenkender Mann und fleißiger Schriftsteller.

Ehe all die genannten Autoren des Iraq, Magreb und des Andalus ihre Federn ansetzten oder zu studieren begannen, hatte sich im Buchwesen eine große Wandlung vollzogen, für das ganze Schriftwesen von einschneidender Bedeutung. Ob man auf Papyrus oder Pergamentrollen schrieb oder auf Lederrollen, wie die Perser, oder in weiche Tontafeln, die man später härtete, oder auf Wachstafeln, die man zu Klapptafeln usw. zusammenheften konnte, war gewiß nicht ganz unwichtig gewesen, hat aber das Schrifttum nicht wesentlich beeinflußt. Daß man aber seit Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. allmählich dazu überging, Pergamentblätter wie früher nur ausnahmsweise für gelehrte Schriften, zu einem vielblättrigen Kodex zusammenzuheften und damit das heutige Buch, wenn auch meist nur in großem Format, zu schaffen, erwies sich als von einschneidender Bedeutung. Es änderte auch nichts daran, wenn man schon seit dem Ende des 8. Jahrhunderts im Kulturgebiete des Islam im Osten und später auch im Westen das Pergament durch Papier ersetzte, das die Araber aus China herzustellen gelernt hatten, zunächst durch direkte Ausnützung, angeblich gefangener, chinesischer Papierarbeiter. Das im Faltsbuche mit Rückenheftung aus Pergament oder Papier weit bequemer zugängliche Schriftgut des Buchinhaltes war nun im Kodex zur Hand, auch in der Mehrzahl bei der Arbeit des Einzelnen. Das brachte sich in nicht zu unterschätzendem Maße auch für die Neuentstehung gelehrter Literatur zur Geltung, auch für die Naturwissenschaft und Medizin des Islam. War doch gerade er darauf angewiesen, sich aus einer großen Anzahl von Einzelschriften aus Griechenherkommen sein »Arabisches« zusammenzustellen, wie es ihm und seinen muslimischen Ärzten geziemend und richtig war. Gerade diese Literaturentstehung war ja dadurch erst recht möglich gemacht, daß man bei der Arbeit eine größere Anzahl von jeder Zeit bequem aufzuschlagenden Werken um sich herumlegen und daraus einen neuen Text gestalten konnte, der durch dies ständige Kontrollieren der Quellen genauer und übersichtlicher wurde, als der des hellenistischen Autors, der in der Regel nur nach dem Gedächtnis zitierte. War doch ständiges Aufrollen der Rollenbücher umständlich und zeitraubend gewesen, oder es hatte eine größere Anzahl ständiger Hilfskräfte erfordert, die nicht allenthalben zur Verfügung standen.

Daß das Zitieren aus dem Kopfe auch seine Vorteile hatte, eine größere geistige Durchdringung des Stoffes voraussetzte und ein freies Schaffen aus dem Eigenen beförderte, ist gewiß. Ebenso aber auch, daß die neue Arbeitsweise auf die ganze Literatur der Muslimen ihre Wirkung hatte, wenn auch ein Arbeiten aus einem Gusse, wie der Kanon des ibn Sina, von Äußerlichkeiten schließlich völlig unabhängig war. Auf der anderen Seite war ein solches Riesenwerk der Kollektaneen, wie der »Speicher« des Rasi — *Continens Razis* — vorher kaum möglich. Die neue Buchform und die größere Bequemlichkeit des Lesens und Textvergleichens, die sich daraus ergab, förderte jedenfalls die Genauigkeit der Wiedergabe der Vorgänger, aber auch das Festkleben an ihnen, das traditionelle Herkommen in der Wissenschaft, wie denn schon in der Muslimenliteratur das Autoritative wuchs, das sich in den engeren Verhältnissen der »Wissenschaft« des Abendlandes im Mittelalter noch weit stärker, ja verhängnisvoll auswirkte, wo Autorität und Tradition letzten Endes fast alles wurde, so daß es zuguterletzt einer ganz besonderen Geistes- und Willenskraft bedurfte, um all dies wieder zu sprengen. Der geistige Zwang des festliegenden autoritären Wortes kam ja doppelt und dreifach über das abendländische Wissen, zunächst in der Hilflosigkeit der nordischen Neulinge in der Übergangszeit dem Gewaltigen der Vergangenheit gegenüber, das in der karolingischen Renaissance in der vollen Übernahme und abschreibenden Erfassung und Sammlung des Überkommenen freudevoll sich auswirkte und neues Formgefühl entstehen ließ, das in den Nachzeiten zum Teil wieder schwand. Dann kam noch im 11. Jahrhundert zum ersten Male eine neue Literaturwelle aus dem Osten in Medizin und Naturwissen nach Süditalien, die dort mit frischer Lust aus erhaltenem Empfänglichkeitsgefühl aus der Antike Aufnahme und Verarbeitung fand, die zu Eigenem schon nach ein bis zwei Menschenaltern in Salerno befähigte. Eine zweite, weit stärkere Literaturwelle kam aus dem maurischen Spanien, das alles muslimische Schriftgut des Ostens in seiner ganzen Fülle besaß und es seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Übersetzungsmassen besonders von Toledo aus über das nahe Westeuropa, Ostspanien, Frankreich, Deutschland und Italien ausgoß. Wieder bedurfte es eines Menschenalters, bis man seiner Herr wurde, sich darin zu Hause zu fühlen begann und an eigenes Arbeiten denken konnte und auch dachte, und in Geist und Händen Großer auch schuf. Trotzdem lastete auf dem ganzen Abendlande nun erst recht die Gewalt

der im Osten nicht ungeändert gebliebenen Antike, vereint mit der Gewalt neuer Gedanken und Formgebungen aus dem Islam: Neue Autoritätenmassen und Traditionsgewalten. Wohl rang man damit, namentlich in der Wiedergewinnung des Aristoteles, aber auch das war doch im Grunde nur ein Autoritätenumtausch, wie später in der Medizin die Wiedergewinnung der reinen Galenlehre statt der arabisierten.

Solche Wendung zur direkten Nachprüfung am griechischen Original ging, wie selbstverständlich, von Süditalien aus, wo man in den südlichsten Ausläufern ja noch griechisch sprach, also auch lesen und verstehen konnte, und dies Können im Verkehr mit den griechischen Kaufleuten im Seehandel aus der Levante ständig auffrischte, wie man auch etwas arabisch lernte aus dem Handelsverkehr mit den Muslimen. Hatte man doch auch in nächster Nachbarschaft auf Sizilien eine Informationsquelle hohen Ranges, wo die Araberherrschaft jahrhundertlang gedauert hatte und geistig noch kräftig nachwirkte unter weiser Normannen- und Stauferleitung, ja unter dem großen Kulturträger eines hochgesinnten Internationalismus und Weltbürgertums, unter Friedrich dem Zweiten, sämtliche Kreise der damaligen Mittelmeervölker umfaßte. Hier auf Sizilien wurde am frühesten wieder direkt aus dem Griechischen übersetzt, aber auch an Übersetzungen aus dem Arabischen weiter gearbeitet, und der größte Teil dieser Übersetzerarbeit stand im Dienste der Naturwissenschaft, auch der biologischen, und der Medizin. Und als die Familie Anjou in Neapel an die Herrschaft kam, führte sie die Übersetzertradition dort weiter, wo Friedrich ja eine Hochschule gegründet hatte. Auch diese Neapolitaner Übersetzerarbeit des beginnenden 14. Jahrhunderts kam wieder der Medizin zugute, da der Apulier Nicolo da Reggio, der Galenwerke geradezu in Massen aufs getreueste aus dem Griechischen in Latein wandelte, zu getreu nach unserem Empfinden, aber der Zeit gerecht. Die Originale wurden aus Byzanz beschafft. Wie stark der Levantehandel an dieser griechischen Frührenaissance beteiligt ist, beweisen griechische Übersetzungen juristischer und medizinischer Werke schon im 13., ja im 12. Jahrhundert zu Pisa. Auf dem italienischen Festlande hatte sie vielleicht nie ganz geruht, z. B. in Benevent, wo der spätere Bischof von Salerno, hoher langobardischer Abstammung, Alfano, ein anthropologisches Buch des Nemesios noch im 11. Jahrhundert übersetzte. Dem ganzen äußersten Süditalien war ja immer wieder aus Byzanz griechischer

Antrieb geworden, in der Terra d' Otranto, wie in Taranto, dem Golf von Squillace usw., schon im Gegensatz zur muslimischen Seeräuber- und sonstigen Bedrückung von Sizilien her.

Wie viel dieses griechengetränkte Wesen Süditaliens zur Renaissance Italiens beigetragen hat, soll hier nicht untersucht werden. Sie war von Anfang an anti-arabistisch, was auch für Toskana schon früh zutrifft, und antifranzösisch, vielleicht vor allem wegen Frankreichs kultureller Führerstellung, die ja aus dem Arabismus neue Kräfte gesogen hatte und noch immer sog, vor allem in der Pariser Scholastik. Aber in Süditalien, einschließlich Sizilien, war ja auch das erste medizinisch-biologische Eigenleben entstanden, nachdem die Anfänge in Südspanien, die sich an den Namen Isidor von Sevilla knüpfen und weit über Westeuropa wirksam geworden waren, zunächst im Maureneinbruch ertrunken waren.

Ein ganz besonders reges direktes Nachleben hatte ja die antike, auch die medizinische Kultur im nordwestlichen Rande von Afrika in Numidien und Mauretanien gehabt und war auch unter den Vandalen noch nicht erloschen, so wenig, wie unter den Westgoten in Spanien. Stand doch Isidor in literarischem Verkehr mit dem Westgotenkönig Sisebut, und als Caelius Aurelianus den Soranos bearbeitete, herrschten in Kleinafrika schon die Vandalen. Auch des karthagischen Christen Cassius Felix medizinische Schriftstellerei findet erst unter Vandalenherrschaft ihren Abschluß, als dort das hervorragende wissenschaftliche Wirken des Vindician, Freundes des Augustinus, und das seines Schülers Theodor Priscian noch in frischem Gedächtnis war. Starb doch Augustinus selbst erst unter Beginn der Barbarenherrschaft am 28. August 430.

Selbst das noch vor Beginn der Westgotenherrschaft in Südgallien geschriebene Werk des Marcellus von Bordeaux (410) mutet schon recht mittelalterlich an, trotzdem sein Verfasser noch hoher römischer Staatsbeamter war. Und Theoderichs des Großen Gesandter am Frankenhofe bei König Theuderich in Metz, der Grieche Anthimus, schrieb direkt auf Veranlassung dieses Frankenkönigs seinen Brief über Diättrücksichten bei der Ernährung, wobei er auf Frankenkost Rücksicht nahm, wie Marcellus auf keltische Volksmedizin. So verwischt sind in medizinischer Literaturbetätigung die Grenzen zwischen ausgehender Antike und einsetzendem Mittelalter.

Der Umfang der damaligen Literaturwerke ist gering, und als man des Bildwerkes für das Kräuterarzneibuch des sogenannten Apuleius Platonius im 4. Jahrhundert bedurfte, griff man in die fluktuierende Masse der Kräuterabbildungen seit Krateuas-Dioskurides zur Illustrierung. Es mußte noch rund ein Jahrtausend vergehen, ehe man wieder dazu kam, die Natur selbst zu fragen, wie sie ihre Kinder geformt habe. Das gilt auch für das Bildwerk aus dem anderen Naturreiche, dem der Tiere, das zur Illustrierung des Bùchleins über Arzneien aus dem Tierreiche des Sextus um 500 verwendet wurde, obgleich da bei manchem Zeichner oft Selbstgesehenes mit hineinzuspielen scheint in die Darstellung des Lebendigen, was auch bei manchen Tierzeichnungen in Handschriften Südenglands sich dem Beschauer aufdrängt.

Weit mehr unter dem Zwang des Traditionellen erscheinen die Tierzeichnungen, von welchen wir auch in der Arzneimittellehre des Dioskurides fast allein gute Specimina aus der eigentlichen Antike besitzen, in dem ältesten naturgeschichtlichen Buche des östlichen Mittelalters, dem sogenannten Physiologus, der vielleicht noch auf Alexandrien zurückgeht, aber in seiner schließlichen Gestalt weit jünger ist, in seiner Anknüpfung an biblische Tiere und Tierfabeln. Von ihm her schreibt sich auch die Vorliebe des Mittelalters für Bestiarien, für illustrierte Tiergeschichten, die vielfach am Physiologus unter dem Namen eines Theobaldus bis in die Inkunabelzeiten festkleben. Wissenschaftliches Leben bekam die Tierkunde erst wieder in den Händen des schon genannten Kulturträgers auf dem deutschen Kaiserthron und Königsthron von Sizilien, des Staufers Friedrichs II. († 1250).

Wohl war in der Antike selbst und bis in das frühe Mittelalter hinein Tierkunde in der Veterinärarznei hervorragend und selbst mit einer gewissen Selbständigkeit der Humanmedizin gegenüber gepflegt worden und ihre Literatur war noch im 4. und 6. Jahrhundert beachtenswert. Und an die Medizin seiner Rosse und Falken knüpft sich direkt Friedrichs II. tierkundliches Interesse, das in die Breite und Tiefe ging; schloß sich doch eine ganze Tierkarawane an den Zug des Kaisers durch Italien! Michael Scotus mußte für ihn die Tiergeschichte des Aristoteles ins Lateinische übertragen, und schließlich griff er selbst zur Feder, um über seine Falken zu handeln. Er soll sein Buch mit vortrefflichen, sorgfältigen und künstlerisch hervorragenden Falkenbildern nach der Natur haben

illustrieren lassen. Von den Zentralasiaten soll ja die Abrichtung der Vögel, besonders der Falken zur Jagd nach Persien und zu den Arabern gekommen sein, ebenso zu den Byzantinern, bei denen kurz nach Friedrich ein Arzt Demetrios Pepagomenos (1270) ein Buch über Zucht und Pflege der Falken verfaßte. Als Stallmeister des großen Kaisers geben sich Verfasser von Schriften über Pferde-
arznei, deren das Mittelalter mehrere hervorbrachte. Der Kaiser selbst drang in den Bau der Vogelkörper so tief ein, daß er dem großen Aristoteles in manchem widersprechen konnte, und beobachtete auch das Vogelleben in der freien Natur.

Friedrich II. durchschaute auch die Bedeutung der Schule von Salerno für die Ausbildung der Ärzte seines Reiches und verlieh ihr das Monopol des ärztlichen Unterrichts für seine Lande unter der Bedingung, daß sie dort vor allem auch über den Bau des Menschenkörpers Unterricht gewähren, wovon wir noch sprechen müssen. Den Sinn für die Schönheit der Natur und ihr Pflanzen- und Tierleben hatte Franz von Assisi († 1226) Tausenden erschlossen. Eine wirklich beobachtende Nachprüfung der Tierlehre des Aristoteles leistete der große Dominikaner Albertus Magnus, Graf von Bollstädt, der die zoologischen Werke des Griechen aus der Fülle eigener Tierbeobachtung in Deutschland auf seinen Wanderungen erweiterte und ihnen neuen wissenschaftlichen Wert wieder verlieh († 1280). Erst Konrad Gesner († 1565) brachte die Tierkunde wieder wissenschaftlich weiter. Alberts Tierwerk bietet in manchen Handschriften auch zoologische Bilder, die in Exemplaren aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts nicht ohne Wert sind. Er hat dadurch, daß sein Vorbild und das des naturwissenschaftlichen Enzyklopädisten Thomas von Cantimpré einen Konrad von Megenberg veranlaßte, ein halbpopuläres deutsches »Buch der Natur« zu verfassen, auch auf die deutsche Allgemeinbildung in naturwissenschaftlicher Richtung stark eingewirkt. Über Pflanzenkunde hat Albert gleichfalls das erste wissenschaftliche Werk seit Theophrastos, dem Aristotelesschüler, geschrieben, während im übrigen die Botanik durchs ganze Mittelalter nur als ein Bedarfsfach der Heilmittellehre getrieben wurde und als solches rein literarisch im Anschluß an die Überlieferung Bearbeitung fand.

Auch die Heilkunde selbst wandelte auf den Bahnen der Tradition. Zuerst handelte es sich für sie direkt um Aneignung des für den Bedarf des Tages

Notwendigsten. In den Klöstern nördlich der Alpen schrieb man ab, wessen man habhaft werden konnte an praktischem Leurgut der Spätantike, legte sich Rezeptsammlungen an und Antidotarien, d. h. Herstellungsvorschriften dessen, was man an magistralen Heilformeln aus der Antike vorfinden konnte, und sogenannte Passionarien, aus kurzen Kapiteln über Symptome und Verlauf gangbarer Krankheiten bestehend, zusammengelesen aus methodischem und galenischem Schriftwerk. Anfangs nahm man keine Rücksicht auf namhafte Autoren, schrieb deren Traktate und Werke aber gleichfalls gerne ab, wenn man in ihren Besitz gelangte. An eigener kombinierender Arbeit fehlte es aber nicht völlig, auch nicht in der eigentlichen Zeit der sogenannten Mönchsmedizin. Das zeigen bereits die Arbeiten des Bischofs Isidor von Sevilla, so dessen umfangreiche »Etymologien« und sein Büchlein »Über die Natur der Dinge«, die fleißig benutzt wurden und in England bei Beda dem Ehrwürdigen und in Deutschland bei Rhaban ihre Nachfolger fanden. Rein kombinierende Klerikerarbeit sind ein *Aurelius* und ein *Escolapius*, ferner eine *Concordantia Hippocratis, Galieni et Suriani*, von deren Verwendung im medizinischen Klerikerunterricht zu Chartres wir zufällig Chronikerkunde haben. Am Anfang solcher Klerikermedizin steht als kleine, aber reife Frucht der literarischen karolingischen Renaissance, fein in Sprache und Prosodie, das Kräutergedicht *Hortulus* des hochtalentierten Abtes von Reichenau Walahfrid vom Jahre 827, nicht unbeeinflusst durch die über 1000 Medizinverse des Quintus Serenus, die in seiner Klosterbibliothek zu finden waren, aber doch selbst ein Dichter von Gottes Gnaden. Am Ende der Klerikermedizin steht, eindrucksvoll nicht minder, das an den blühenden Ufern der Loire im 11. Jahrhundert entstandene Kräutergedicht eines pseudonymen Macer — von dem Ovid in den Tristien einmal spricht —, in Wahrheit von einem Kleriker Odo verfaßt, der aus Meung an der Loire stammte.

Einen anderen Weg, als den dieser gelehrten Kleriker des Nordens, ging südlich der Alpen, weit südlich, die ärztliche Lehrgemeinschaft am Golfe von Salerno, vielleicht schon zu Zeiten des Walahfrid, sicher ein Menschenalter nach ihm. Denn ihr Ruf ging zu Ende des 9. Jahrhunderts schon so weit, daß eine fränkische Königin Frederun sich ihren Leibarzt von dort holte, der als Laienarzt nach Brauch der Schule auch von Geburtshilfe, von der die Kleriker sich fern halten mußten, und von Frauenleiden etwas verstand. Überhaupt hielten sich die



ROSE AUS EINEM FRANZÖSISCHEN PLATEARIUS IN KÖNIGSBERG

Salernitaner Ärzte der Erfahrung und Naturbeobachtung näher, als dem bloßen Bücherstudium der Kleriker. Sagt es doch einer dieser französischen Ärzte selber, daß man in Salern *ex ingenio naturae* Medizinkenntnis hatte. Die Literatur von Frühsalerno scheint keinerlei eigene Stücke besessen zu haben, außer einem *Antrorarius*, einer Sammlung also von Magistralformeln, die man im Lauf der Jahrzehnte vielleicht aus der Erfahrung oder aus neuer Literatur mehrte. Wir kennen sie erst aus späterer Zeit, nach dem Bekanntwerden früharabischer Literatur, lateinisch bearbeitet von einem »Konstantin aus Afrika«, der mindestens aus Sizilien her einen respektablen Teil muslimischen Lehrgutes zugänglich machte, aus dessen Kenntnis heraus das Salernitaner Antidotarium einer Umarbeitung ins Arabistische unterzogen wurde. Überhaupt entstand auf dieser Konstantinischen Basis, vor allem des 'Ali ibn al Abbas und des Juden Isaak', nun eine eigene Salernitanische Literatur für Lehrzweck und Praxis, die noch für Jahrhunderte Wert behielt, so daß sie noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst als literarischer Bedarf in die Presse gelegt wurde, gerade auch das überarbeitete Salernitaner Antidotar, angeblich eines Nikolaus. Gleiches geschah auch außer dem Schriftwerk aus der Muslimenliteratur früh schon mit einem nicht eigentlich muslimischen Literaturwerk des Konstantin († 1087), das aus der Übersetzung einiger lateinisch nicht mehr zugänglichen kleinen Schriften des Hippokrates und seinen »Aphorismen«, — alles mit Kommentar des Galen — besteht, zusammen mit der vorher nie ins Lateinische gebrachten *Τέχνη* des Galen, mit Einführung dazu von einem arabischen Autor, dabei auch zwei Anweisungen zur Beurteilung des Harns und des Pulses aus Byzantiner Zeit. Dies alles ist zwar aus dem Arabischen rückübersetzt, aber inhaltlich doch im wesentlichen uraltes griechisches Literaturgut, versehen mit einem kurzen Wort von Konstantin selber. Die kleine Sammlung wurde als *Ars Medicinae* oder kurz als die *Ars* bezeichnet und sofort für den ersten Unterricht in der Medizin herangezogen, ja schließlich auf allen Hochschulen des Mittelalters eingeführt und ständig kommentiert. Die Sammlung lebte bis ins 16. Jahrhundert, viel gebraucht, seit sie 1476 als *Articella* zum ersten Male in Padua bei Nikolaus Petri gedruckt war. Als Frühliteratur von Hochsalerno im 12. Jahrhundert sind uns noch Lehrkommentare der Schule so ziemlich zu jeder einzelnen Schrift dieser Sammlung erhalten, die von einem der Größten von Hochsalerno herkommen, von Maurus, der auch an dem

anatomischen Unterricht und dessen Lehliteratur zu Salerno einen hervorragenden Anteil hat.

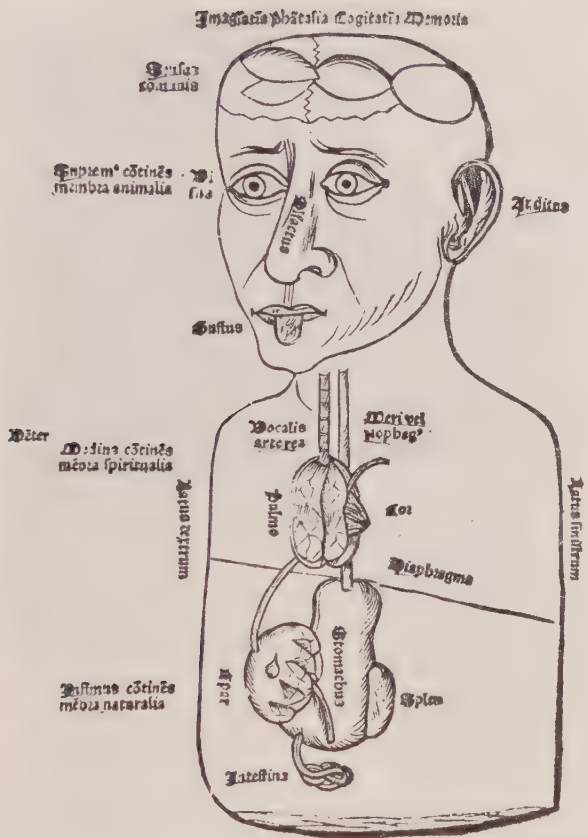
Diese Salernitaner Pflege der Anatomie bildet einen besonderen Ruhmestitel der Medizinschule in der Küstenstadt am Golfe von Pästum. Man hatte ja in der Kunstübung und in der praktischen Erfahrung eine gewisse, wenigstens gefühlsmäßige Anknüpfung an die antike Überlieferung Süditaliens. Das anatomische Textmaterial war aber dort eben so dürftig, wie allerwärts im Abendlande, für das wir ja in den »Etymologien« des Isidor ungefähr das Höchstmaß dessen besitzen, was an Allgemeinkenntnis über Bau und Funktion des Menschenkörpers vorhanden war. Man hatte sicher in Salern auch einige anatomische Vindicianfragmente und den illustrierten Alexandriner Merktext der *Historia incisionis*. Aber man wußte offenbar noch etwas, wenn auch nur vom Hörensagen, vom großen Galenos, von dem ja nicht viel mehr lebendig war wie der große Name und die Heilpraxis im sogenannten *Passionarius Galeni*, den man sich später als den des *Gariopontus*, angeblich aus Salern, gleichsam aneignete, — aber man hatte davon noch Kunde, daß Galenos Anatomie am Tierkörper demonstriert habe, namentlich an Schweinen und Affen, und man griff darauf zurück und das war für die damalige Zeit ein wirklicher Schritt nach vorwärts von weittragender Bedeutung! Man verwendete Schweine als Demonstrationsobjekt schon im 11. Jahrhundert oder früher. Ein demonstrierender anatomischer Text im Anschluß an die fortschreitende Tiersektion ist erhalten in der Form, die ihm im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts der große Lehrer und Schriftsteller Matthäus Platearius im Lehrvortrag gegeben hatte, als man die arabischen Termini *zirbus* (*tarb'*) für Netz und *sifac* für Bauchfell schon kannte und gebrauchte, die denn auch in den Demonstrationstext mit hineingerutscht sind, obgleich man noch Termini aus dem Vindician zur Verfügung hatte, und neben den arabischen verwendete, die auch der schon genannte Maurus noch kannte und in seinem Demonstrationstext benutzte. Die Anatomietexte des Maurus und der des größeren Urso aus Kalabrien sind wieder vergessen worden, aber der erste anatomische Demonstrationstext von Salerno ist noch bis in die Buchdruckerzeiten erhalten geblieben, als *Anatomia porci*, Schweine-Anatomie, versehentlich mit dem Namen des Copho später in Verbindung gebracht.

Weit mehr Namen hatten, wurden daher auch weit eher und öfter in Druck gebracht andere Schriften des Platearius, eine *Practica*, also ein Handbuch der praktischen Medizin, das um 1170 so hoch im Werte stand, daß man es zum Grundtexte einer Zusammenfassung der gesamten medizinischen Praxis Salernos machte und stellenweise anderes aus weiteren Salernitanischen Praxisschreibern als Parallele einfügte. Auch ist diese Praktika des Platearius seit 1488 in Ferrara mindestens sechsmal noch gedruckt worden. Mit ihr vereint — aber auch gesondert — erschien ein anderes Werk des Platearius im Druck, das für das ganze Mittelalter und für den Beginn der Neuzeit von einschneidender Bedeutung war, eine spezielle Pharmakologie und Pharmakognosie *De simplicibus medicina*. Ferner besitzen wir noch von Matthäus Platearius wichtige Glossen zum Scholasticarum von Salern, die gleichfalls nach 1489 öfters noch gedruckt wurden. Weit wichtiger ist jedoch die genannte Simplicienkunde dieses Verfassers, nach ihren Anfangsworten als das *Circa instans* geläufig, das in den Handschriften geradezu außerordentlich verbreitet ist und sich zahlreiche Erweiterungen gefallen lassen mußte. Es ist auch in die Volkssprache übersetzt worden, auch ins Deutsche. Besonders folgenreich ist aber seine Übersetzung ins Französische geworden; denn hier kam das hinzu, dessen das kleine Buch so dringend bedurfte, die Illustration, und zwar die Illustration teilweise aus der selbstgesehenen Natur (Taf. VIII). So etwas war damals nur in Frankreich möglich, wo z. B. die Miniaturisten und Illuminatoren der *livres d'heures* geradezu in naturalistischen Pflanzen-, Frucht- und Tierdarstellungen schwelgten. Mag sein, daß geradezu dies Randbildwerk der Gebetbücher Anlaß gab, daß irgendein hoher Herr den Wunsch äußerte, auch sein Kräuterbuch, das *Circa instans*, französisch *en cette presente besoiene* mit Bildern der *Simplicia* ausgestattet zu sehen. Jedenfalls scheint sich die Entstehung der Illustrationen zum Simplicienbuche an den französischen König Philipp IV. le Bel zu knüpfen — wie eine Berliner Handschrift sagt — und um 1310 entstanden zu sein. Buch und Bildwerk haben dann zusammen ihre Wirkung geübt in literarischer und kultureller Hinsicht.

Dies illustrierte französische Kräuterbuch ist auch mit der Anstoß gewesen für den Mainzer Verleger Schöffer, im »Gart der Gesundheit« einen deutschen Kräuterschatz zu schaffen, zu dem auch textlich dem von ihm beauftragten rheinischen Arzte, Johann von Kaub, das *Circa instans* Hilfe leistete, mehr noch im

Bildwerk, von dessen 368 Pflanzen 94 aus dem französischen Platearius stammen. Daneben sind allerdings 65 meisterlich direkt nach der Natur gezeichnet von Schöffers gutem Zeichner Gerhart Rewich, meist Frühlingspflanzen, deren Naturfrische denen der späteren Autoren Brunfels, Bock, Fuchs und des Niederländers de l' Escluse nichts nachgeben. Damit sind gleich die Meister der neuen Pflanzenillustration aus dem 16. Jahrhundert direkt nach dem Naturobjekt hier genannt, denen ich noch den Namen des Straßburger Verlegers Hans Schott und seines Zeichners für Brunfels Hans Wyditz und die Zeichner Fuchsens Heinrich Füllmaurer und Albert Meyer anfüge.

Das biologische Buch in Handschrift und Druck hatte gerade durch seine Illustrierung einen gewaltigen Fortschritt bedeutet, nur sehr indirekt in diesem Punkte durch sein Ursprungsrevier Salerno unterstützt, wenn man dort auch für den Wiederanschluß an die Natur gearbeitet und vorgearbeitet hatte, anatomisch bestimmt durch das Schlachttier als Demonstrationsobjekt, nachweislich allerdings nicht auf neues Bildwerk. Dazu gab neben dem *Circa instans* und wohl noch direkter Salerns Arbeit auf einem anderen medizinischen Gebiete Anlaß, auf dem der Chirurgie, bei dem ein wirkliches chirurgisches Talent am Operationstisch stand und in seinen Vorträgen frei von Arabereinfluß die Grundlagen zu einem originellen Kompendium der Chirurgie schuf. Dies Kompendium des Roger aus der langobardischen Adelsfamilie der Fugardi erlangte geradezu führende Bedeutung, wurde ein Jahrhundert lang allenthalben glossiert und diente als Leitfaden für Vorlesungen, auch im südlichen Frankreich, wo es seine ausgiebigste Verbreitung fand, bis größere neue Leistungen in Oberitalien und Frankreich es wieder überflüssig machten, auch literarisch. Darum ist aber der erste Anstoß doch von Salerno ausgegangen und mit origineller Frische. Dies Salernitaner chirurgische Lehrbuch ist auch im Graphischen bis zu gewissem Grade führend geworden, im lateinischen, süditalienischen Urtexte und in französischer Übersetzung. In den ältesten Handschriften der Rogerischen Chirurgie finden sich schon vor dem Ende des 12. Jahrhunderts am Rande kleine Instrumentenzeichnungen, z. B. zur Pinzette, *picicareolus*, Uvulotom usw., was dann Schule machte und auch bei anderen Chirurgen Italiens und Frankreichs sich findet ohne direkten Zusammenhang mit Abu 'l Qasim. Völlig unabhängig vom Östlichen ist ferner als Beigabe das Operationsbild, das schon im Italienischen



SITUSBILD AUS PEYLIICKS KOMPENDIUM 1499, VERKLEINERT

sich findet, wenn auch für die abgeleitete Form des Rolando, z. B. in der herrlichen Handschrift der Casanatensis zu Rom, vor 1300 gemalt in sechszehn Bildern. Weit reicher noch ist das Bildmaterial in französischen Übersetzungen der Rogerchirurgie, wo es in Federzeichnungen auf über 50 Szenen und in Malereien gar bis auf über 90 aus dem 13. Jahrhundert steigt.

Auch chirurgische Werke des 13. Jahrhunderts aus Oberitalien, die sich zu immer größeren Eigenleistungen einiger chirurgischer Meister in Bologna und Mailand entwickeln, nachdem man literarisch auch von der Araberchirurgie Kenntnis genommen, aber in eigener operativer Erfahrung weit über sie hinausgewachsen war, zeigen in manchen Handschriften reiche Illustrierung, die in einem Leidener Theoderichkodex fast auf 200 Bildszenen steigt. Alle genannten Bildreihen sind wirklich Textillustrationen, nicht etwa Initialbilder, auf die viele spätere chirurgische Handschriften wieder zurückgreifen. Politische Verhältnisse der Heimat hatten den größten italienischen Chirurgen des Mittelalters aus Mailand vertrieben. In seine neue Heimat Frankreich nahm Lanfranc auch den Primat in der Chirurgie mit hinüber, der dort mit wenig Ausnahmen, bis ins 19. Jahrhundert verblieb und große Namen aufweist, wie Henri de Mondeville, Guy de Chauliac im 14., Pierre Franco und Ambroise Paré im 16. Jahrhundert, um nur einige zu nennen, deren Werke bei den letzten beiden in den Illustrationen im Texte schon heutigem Brauch entsprechen, während bei Guido Initialminiaturen neben Instrumentenbildern im Texte sich finden. Das gilt auch teilweise von Henri aus der Normandie, während dessen anatomischer Abschnitt, wie er sich in chirurgischen Texten eingebürgert hatte, das Bildwerk mehr im Charakter von Initialen bietet. Wir sprechen noch davon.

Die Frühblüte Salernos hatte sich im 12. Jahrhundert im wesentlichen ausgelebt und zehrte nur noch von ihren Erfolgen. Das medizinisch-wissenschaftliche Leben Italiens zog sich nach Bologna, Padua, Pavia, Mailand usw. Es fand im 13. Jahrhundert vor allem zunächst in Bologna seine Stätte in der Wundarzneikunst und daran anschließend in der Anatomie. Dort in Bologna wurde der zweite große Fortschritt gemacht, über Salerno und im Grunde auch über die Antike hinaus, zur Situsdemonstration an der Menschenleiche. Regelmäßig, wenn auch anfangs ziemlich selten, fanden Lehrdemonstrationen an Leichen Justifizierter statt, wie in Alexandrien anscheinend gleichfalls gelegentlich, sogar

vivisektorisch. Regelmäßig geschahen sie in Bologna seit Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie verschwanden niemals ganz wieder aus dem Hochschulunterricht der Mediziner, wenn es auch lange gedauert hat, bis sie sich überall durchsetzten, z. B. auch in Frankreich und Deutschland.

Diese bahnbrechende Neuerung knüpft sich an den Namen des Bolognesen Mondino dei Lucci, dessen kurzer Demonstrationstext frisch von der Leiche weg, mit Bewunderung aufgenommen, wie eine Offenbarung wirkte und bis weit ins 16. Jahrhundert hinein höchstens zu kommentieren gewagt wurde. Frühzeitig kam er auch in die Presse, blieb aber ohne Illustrationen auch noch im Druck. Vor der entscheidenden Tat des Mondino in Bologna ausgebildet, hatte Henri de Mondeville, scholastischer Mediziner und Chirurg, bei anatomischen Vorträgen (1304), wie er selbst berichtet, einen Schädel und dreizehn selbst entworfene Tafeln zu Demonstrationszwecken benutzt, die uns nur als Miniaturen in einer französischen Übersetzung seiner Chirurgie heute noch vorliegen. Als deren Weiterbildung können wir die sechzehn anatomischen Abbildungen eines Italieners Guido de Vigevano (1345) ansehen, der als Leibarzt der Königin Johanna von Burgund im Norden weilte. Die öffentlichen Situsdemonstrationen im Anatomischen Theater im Stile des Mondino wurden, in ihrer Form streng geregelt, auf vier Wintertage verteilt. Der Dozent hielt seinen Vortrag auf dem Katheder, während unten vor ihm ein Bader die Sektion ausführte und der Demonstrator mit dem Stäbchen den Angaben des Vortragenden zeigend folgte, wie das aus Handschrift und Holzschnittbildern im Druck zu ersehen ist, die seit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts in Berngars Kommentar zu Mondino auch rohe Holzschnittbilder von Menschenanatomie bringen. Die langatmige Anatomie des Gabriele Zerbi ging noch 1502 als dicker Foliant ohne Abbildungen hinaus.

Unterdessen hatten aber die Buchdrucker auch auf dem anatomischen Gebiete ihres Amtes mit Erfolg gewaltet. Die Verleger wußten, wonach ihr ärztliches Publikum verlangte und von woher anatomisches Bildmaterial zu beschaffen war.

Die Brüder de Gregoriis in Venedig hatten einen glücklichen Griff getan, als sie unter dem Namen eines Deutschen, angeblich Johannes von Ketham — richtiger von Kirchheim — ein Bündel medizinischer illustrierter Gebrauchstexte, betitelt *Fasciculus Medicinae* im Juli 1491 herausgaben, sechs Tafeln allergrößten Formates, die schon mindestens ein Jahrhundert, zusammengestellt mit erläuterndem Texte,

ihren Weg gemacht hatten: Eine Harnschautafel in Kreisform mit 20 Gläsern, ein Aderlaßstellenmann, ein Tierkreiszeichenmann, eine hockende Schwangere, ein Wundenmann und ein Krankheitsmann, so ziemlich alles alte Bekannte unserer Leser, in ein Bündel zusammengefaßt. Alle diese Bilder sind streng aus der Handschriftentradition herübergenommen. Schon im Jahre 1493 veranstaltete der Verlag einen Neudruck in italienischer Sprache wenig reduzierten Formates, dem im Jahre 1495 eine zweite Auflage des lateinischen Textes mit dem neuen Bildmaterial folgen konnte. Dies neue Bildmaterial war zum Teil in der Zeichnung etwas modernisiert; die frühere Schwangere der Handschriften war durch eine moderne Zeichnung eines Künstlers sicheren Griffels ersetzt worden, die im anatomischen Detail des geöffneten Bauches auch das Eingreifen eines Anatomen verrät, der den Künstler in den Leib der Leiche einer im fünften Schwangerschaftsmonat Verstorbenen einen Blick hatte tun lassen: Das erste Zeichen selbständiger autoptischer Darstellung aus Künstlerhand, das wir kennen (Tafel X c).

Unterdessen hatte auch ein Deutscher in Nürnberg etwas Anatomisches, ein Skelett, in großem Maßstabe auf Holz zeichnen und schneiden lassen *artequae impressionis feliciter multiplicata anno 1493*. Auch in Handschriften gab es ja schon solches. Der Nürnberger Drucker des Plakatblattes hatte aber als Gewährsmann ein Mitglied der Pariser medizinischen Fakultät, Richardus Helain, und diese *Anatomia ossium corporis humani*, ein Blatt mit Legenden, ist trotz ihrer Mängel doch ein wichtiges Dokument in der Geschichte der Anatomie, mehr noch für deren Verwendung in der Praxis. Der Wundarzt konnte es zu Memorier- und Lehrzwecken in seinen Werkraum hängen oder kleben, der Arzt in sein Studierzimmer. Ein veritables Skelett als Demonstrationsobjekt beim Unterricht gab es seit Alexandrien nicht mehr, von dessen dortigem Vorhandensein Galenos ausdrücklich berichtet. In Rom stand auch ihm kein solches zur Verfügung. Das erste, von dem wir wieder aus der Geschichte der Anatomie wissen, fertigte Vesalius zu Padua 45 Jahre später für den Unterricht an und nannte es stolz *meum sceleton*.

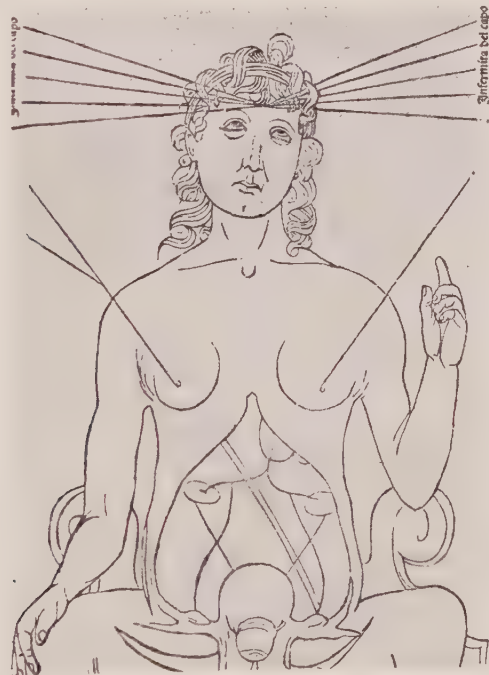
Wenige Jahre nach dem Nürnberger Skelett ließ der Venetianer Verleger Bonetus Locatellus in seiner Ausgabe des *Conciliator* von Pietro d'Abano zum ersten Male die Stelle in der 199. *Differencia*, wo von den acht Bauchmuskeln

gesprochen wird, durch ein Doppelbild zweier Männer illustrieren, die mit auf der Schulter verschränkten Armen nebeneinander stehen. Dem Linken sind die vier schrägen, dem Rechten die Paare der geraden und queren Bauchmuskeln präpariert unter der weggenommenen Haut. Die große Bedeutung der Bauchmuskeln leuchtete ein, und das Bild wurde oft nachgezeichnet und nachgeschnitten, wenn man sich nicht mit dem einfachen Schema von acht Linien behalf. So machte die anatomische Graphik durch das Eingreifen der Verleger langsam Fortschritte und dabei blieb es noch einige Zeit. Das Nürnberger Skelett wurde vom Straßburger Meister Hieronymus Brunschwig 1497 in seine Chirurgie aufgenommen, und 1499 veranlaßte wohl der Verleger Melchior Lotter das damalige Mitglied der Leipziger Artistenfakultät Bartol. Peyligk, den Sohn des Zeitzer Bürgermeisters, seinem thomistischen Kompendium der Naturphilosophie, das im September 1499 erschien, einen anatomischen Anhang von zwölf Kleinfolioseiten anzuhängen als *Compendiosa capitis phisici declaratio* und diese mit einem großen Situsbild und zehn Abbildungen von menschlichen Einzelorganen zu illustrieren. Es ist dies der erste gedruckte anatomische Traktat, bei dem der Versuch einer durchgehenden Illustrierung gemacht wurde, wenn auch so ziemlich alles Einzelne schon handschriftlich seinen Vorgänger hatte und der Text sich im wesentlichen an Mondino hält. Eingeweidesitusbilder waren in der handschriftlichen Tradition nicht selten, vielfach mit Aderlaßstellenzeichnungen kombiniert. In der Druckgraphik waren sie nur bei Wundenmann und Schwangerenbild des *Fasciculus medicinae* zu finden gewesen. Denen folgt nun der Situstorso bei Peyligk, den man gerne greulich finden mag, der aber doch eine graphische Etappe bedeutet.

Was die Bilder der Einzelorgane betrifft, so haben wir hier etwas nachzuholen. Ich bin oben mit Absicht daran vorübergegangen, daß wir in mittelalterlicher Tradition aus der Antike auch noch Bilder, sogar Bildergruppen erhalten haben, die Einzelorgane darstellen. Solche Bilder finden sich in manchen Handschriften der Anatomie des Henri de Mondeville im Text. Zwei sich gegenseitig ergänzende, sachlich identische Gruppen solcher Organbilder finden sich zu Pisa und zu Oxford aus dem 13. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die erstere mit erklärenden Beischriften aus der Zeit der Zeichnung der Bilder mit der Feder, in der Bodleian Library mit ausgesparten Legendenstreifen auf den gemalten Organen, die aber



A) SIEBEN UTERUSZELLEN IN EINEM KODEX DER AMBROSIANA IN MAILAND



C) GRAVIDA-BILD AUS DEM FASCICULUS MEDICINAE DES JOHANNES DE KETHAM, 2. AUFL. VENEDIG 1493

nicht mit Schrift gefüllt sind, auch sonst ohne jede erklärende Beischrift. Gerade diese beiden Bildgruppen getrennter Überlieferung zeigen in ihrer Konkordanz, daß sie auf eine lange Traditionslinie zurückschauen, die wohl schließlich in das späte Alexandrien hinaufleiten mag. Solch graphischer Überlieferungsschatz der Einzelorgane hat auch die Grundlage für das Peyligksche anatomische Bildwerk geliefert, das also weder autoptisch noch aus eigener Phantasie entstanden ist, wenn letztere auch dabei mitgespielt haben mag. Es steht mitten in der graphischen Traditionslinie. Sein Verdienst besteht also nur darin, daß Peyligk oder sein Verleger Lotter es aus der Handschriftentradition entnahm, in Holz schneiden ließ und so in die Allgemeinbelehrung hineinstellte 1499. Das Unternehmen glückte und forderte die Nachahmung heraus, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Schon 1501 kam ein anderer Leipziger, der Baccalarius artium aus München und Leipziger Verleger Wolfgang Stöckel mit einem illustrierten *Anthropologium* heraus, das er sich von dem Magister artium und Baccalarius medicinae Magnus Hundt in Leipzig hatte schreiben lassen. Er illustrierte es im wesentlichen mit zehn Nachschnitten des Peyligkschen Buches, die er durch einige neue ergänzte, von denen besonders die schematische Darstellung des weiblichen Generationsapparates interessant ist (Taf. Xb). Wohl gab es auch dafür Vorläufer in der Handschriftengraphik, die aber unter Hundts Einfluß umgezeichnet waren. Die angeblichen fünf bis sieben Zellen des Uterus, welche für männliche und weibliche Drillinge und hermaphroditische Bildungen Raum und Entstehungsmöglichkeit vorsahen, sind bei Hundt nur durch Zahlen angedeutet, während man sich anderwärts mit direkten konstruktiven Möglichkeiten half, von denen ich eine aus einem Mailänder Kodex daneben setzen lasse (Taf. Xa).

Soviel von dieser Leipziger anatomischen Graphik um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert. Stöckel hat 1516 Peyligks Kompendium noch einmal nachgedruckt mit einem neuen Situsbild und Abdrucken der Organbilder seines *Anthropologium*. Unter deren Eindruck stehen auch die Bilder Gregor Reischs in der *Margarita Philosophica*, die zuerst 1502 herauskam und als populäres naturwissenschaftliches Buch oft gedruckt wurde.

Erst durch den großen Flamen niederrheinischer Familienabstammung, Andreas Vesalius aus Brüssel, ward die Anatomie reformiert, vom langlastenden

Schatten des Galenos befreit und völlig auf die Füße eigener Untersuchung an der Menschenleiche gestellt, und so während seiner Dozentenzeit (1538—1543) in Padua vollendet, was in Bologna zu Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen worden war. Vesal hat auch die anatomische Graphik auf die Bahn der absoluten Naturwahrheit geführt. Noch halb rückwärts gewendet sind seine großen anatomischen Unterrichtstafeln von 1538. Seine selbstgezeichneten drei Schemata der Pfortadergefäße, des Venen- und Arteriensystems, sind noch völlig galenisch; inwiefern sie trotz dieser Beschränkung schon einen Fortschritt bedeuten, möge das Einzelbild seiner weiblichen Generationsorgane (Taf. Xd) auf seiner ersten Tafel zeigen. Die drei weiteren Tafeln sind von Stephan von Calcar gezeichnete Wiedergaben des von Vesalius zu Padua für den Unterricht präparierten Skelettes in drei Ansichten, nicht fehlerfrei, aber zum ersten Male nach der Natur gewissenhaft gezeichnet — der erste Meilenstein auf der neuen Bahn. Diese sechs Großfolio-Tafeln wurden bei B. Vitalis zu Venedig gedruckt und vom Zeichner selbst in Verlag genommen. Den Vertrieb hatte die Offizin von D. Bernard. Damit seine Schüler auch einen kleinen Lehrtext sofort an der Hand hätten, ließ Vesal in Venedig gleich darauf die *Institutiones anatomicae* seines früheren Pariser Lehrmeisters, Winther von Andernach, neu übersehen und vielfach gebessert in kleinem Duodez neu drucken, und ging dann konsequent an die Arbeit der eigenen Durchforschung des ganzen Menschenkörpers mit dem Ergebnis voller Abkehr von der Affenanatomie des Galenos. Fünf Jahre später hatte er die Sache geschafft und ließ bei dem weiland Paracelsusschüler Johann Oporinus in Basel seine sieben Bücher *De humani corporis fabrica* im Juli 1543 erscheinen, die schon auf dem Titel zeigen, wie die Zeiten sich gewandelt haben: Vesalius steht am Sektionstisch und führt das Messer, ist Dozent, Dissektor und Demonstrator in einer Person (Taf. XI). Die Güte der Abbildung hält mit der Großzügigkeit und Wirklichkeitstreue der Untersuchung Schritt. Die Kunst des Zeichners und der künstlerische Sinn des Autors wirken harmonisch zusammen, so daß auch die Illustrierung des Monumentalwerks Epoche macht.

Durch üble Erfahrung mit den Nachdruckern bei seinen ersten sechs Tafeln belehrt, hat Vesalius auch für eine kurze Einführung des Anfängers in einer *Epitome* Vorsorge getroffen, die auch noch ganz besonders sorgfältig illustriert wurde, ja hierin fast noch über das Hauptwerk hinausgriff, es auch in der Tafel-

größe noch überbot. Und um ganze Arbeit zu machen, hat Vesal diesen Auszug ins Deutsche übersetzen und diese Übersetzung im Bildwerk noch reicher gestalten lassen, damit eine halbpopuläre Einführung in die Anatomie schaffend, die den bildungshungrigen Nichtmediziner über den Bau des Menschenkörpers völlig genügend unterrichten konnte. Um überdies das gebotene reiche Bildmaterial richtig anschaulich auszunützen, fügte er eine Anweisung bei, wie man aus dem Dargebotenen durch Ausschneiden sich selbst ein lehrreiches Klappbild in Schichten herstellen könne, indem man zwei beigegefügte nackte Aktfiguren eines Mannes und einer Frau als Vorderbild, Rahmen und Titeldeckel, benutze. Ich habe alles in Originalgröße herausphotographieren, ausschneiden und nach Vorschrift zusammenkleben lassen und habe mich so von der Vortrefflichkeit des Ergebnisses zum populären anschaulichen Lehrzweck überzeugen können.

Die moderne Grundlage der Anatomie in Text und Bild war durch Vesalius geschaffen, aber für vertiefende Nach- und Weiterarbeit war noch Platz vorhanden. Die anatomische Forschung hat seit Vesalius nicht gerastet. Er selbst hat sein Werk zwölf Jahre später in gereifter Neubearbeitung noch herausgeben und in zahlreichen Fällen sich noch selbst übertreffen dürfen (in Basel erschienen im August 1555).

An großen Nachfolgern hat es ihm nicht gefehlt, auch in Italien nicht, dem alten Stammlande anatomischer Lehre und Forschung seit Salerno im 12. Jahrhundert. Ich kann es hier nicht als meine Aufgabe ansehen, dieser Entwicklung schildernd und registrierend Schritt für Schritt zu folgen.

Auch bei dem beachtenswerten Fortschritt der anatomischen Graphik, der sich im farbigen Holzschnittdruck eines Gaspare Aselli zur Veranschaulichung der Chylusgefäße 1627 und im Buntkupferdruck mit drei verschiedenen Platten eines Jacques Christophe Le Blon (1721), Jan L'Admiral († 1773) und I. F. Gautier D'Agoty († 1786) anbahnte, kann ich nicht verweilen. Ich nenne nur noch zwei künstlerische und propagandistische Anatomen, Darsteller und Illustratoren: Bernhard Siegfried Albinus († 1770, in Leiden), der in der Strenge und Genauigkeit seiner Untersuchungen von niemand übertroffen, an künstlerischer Treue und Sorgfalt in der Ermittlung der wahren Form von niemandem erreicht wird, es sei denn von Samuel Thomas von Sömmerring († 1830 zu Frankfurt am Main), der wie Albinus vollendeten Sinn für künstlerische Darstellung mit der

genauen Auffassung aller Einzelheiten verband und wie er bemüht war, die einzelnen Teile so abzubilden, wie sie lebend sich im Körper verhalten, nicht wie der Anatom sie am Toten herausarbeitet. Sömmerings Wirkung auf seine Zeit war noch größer als die des Albinus. Zu Hilfe kamen ihm sein eigenes gutes Zeichentalent und sein hohes künstlerisches Gefühl für das Schöne. Als Wissenschaftler sind Albinus und Sömmering einander würdig. Die innerliche Zusammengehörigkeit beider Männer spricht sich fein in der Tatsache aus, daß Sömmering zu der vollkommensten und naturgetreuesten Darstellung eines männlichen Skelettes, das Albinus von Wandelaar hatte zeichnen lassen, ein weibliches, in den gleichen Proportionen zeichnen zu lassen bestrebt war, dessen Fehlen Albinus selbst bedauert hatte. Sömmering ging mit besonderer Sorgfalt bei der Auswahl zu Werke und wählte schließlich das Skelett der »schönen Mainzerin«, einer besonders schön Gebauten, die einmal glücklich geboren und damit den vollgültigsten Beweis für ihren guten Bau geliefert hatte, die aber schließlich in die Anatomie kam. Besonderen Wert legte Sömmering nun noch darauf, hervorragend schöne lebende weibliche Körper zu haben, was ihm gleichfalls in Mainz glückte; in deren Umrisse ließ er das Skelett einzeichnen, um ihm die reine Haltung des Lebens zu geben.

*

Ich breche ab, wenn ich auch vielleicht noch ein Wort über Friedrich Siegmund Merckels anatomische Illustrationen hätte sagen sollen, die einen so wesentlichen Fortschritt bedeuten. Darstellungen krankhaft veränderter Organe bei Paré und Fabry von Hilden sind erste Zeichen pathologischer Anatomie im Bilde, einer Wissenschaft, die im Grunde erst mit Morgagni 1761 ihren Anfang nimmt. Die Wiedergeburt der Lehre von der biologischen Funktion erhielt erst mit William Harveys Buch über Herzbewegung und Kreislauf (Frankfurt 1628) einen gewaltigen Antrieb nach vorwärts in physikalisch-dynamischer Richtung, während in chemisch-biologischer Richtung schon ein Jahrhundert früher der Reformversuch von Grund aus mit Theophrastus von Hohenheim (1528) eingesetzt hatte, der zwei Jahrhunderte lang in Wirkung blieb und in vitalistischer Richtung erst durch Ernst Georg Stahl († 1734) wieder in vollem Maße Aufnahme fand; in der praktischen Medizin war schon Thomas Sydenham († 1689) auf seinen Wegen gewandelt.

»Hie Physik, hie Chemie« hatte jahrzehntelang der Schlachtruf in Biologie

und Medizin gelautet, bis man sich in der unentbehrlichen Vereinigung beider zusammenfand. Das Gegensätzliche hatte sich auch im Bildwerk der Lehrbücher ausgesprochen. Doch führt dies hier zu weit. Ich möchte den Leser nur noch durch Frauenkunde und Geburtshilfe ein kleines Stück Weges führen.

Fast müßte ich noch einmal an Königin Frederun und ihren Leibarzt anknüpfen. Von »Salernitanischen Frauen« ist viel die Rede gewesen. Man hat es dabei hauptsächlich mit Hebammen zu tun; ob man zu ihnen auch Gattinnen und Töchter der Salernischen Ärzte in größerer Zahl wird rechnen dürfen, ist fraglich. Die Trotula, nach welcher eine geburtshilflich-gynäkologisch-kosmetische Schrift genannt ist, war eine Hebamme, die in der Hafenstadt und an der Medizin-schule einen guten Namen hatte; als Verfasserin kommt sie ebensowenig in Betracht wie als Mitglied der Medizinschule. Wirkliches geburtshilfliches Können, wie Dammschutz und -Naht trifft man jetzt wieder in Salern, ebenso Kosmetik zum Teil mit Berufung auf muslimische von Sizilien her, auch etwas Kinderheilkunde und, nebenbei bemerkt, auch etwas Wissen von Augenleiden, noch ehe arabische Spezialtraktate zur Hand waren. Ohne sich gerade in eigenen Werken auszusprechen, macht die Geburtshilfe doch Fortschritte. So wird nebenher die Wendung auf den Kopf durch innere Handgriffe empfohlen vom Spanier Arnald († 1311), die Fußlage als naturgemäß erklärt und die Änderung jeder Quer- oder Schiefelage in eine Kopf- oder Fußlage verlangt, die Extraktion gefordert; man spricht wieder von Kaiserschnitt und von engem Becken.

Das erste Buch über Kinderkrankheiten erscheint in Italien 1473 gedruckt, von Paolo Bagellardi nach Rasi gearbeitet. 1473 veröffentlicht ein deutscher Arzt in Augsburg ein deutsches Büchlein über Kinderpflege. Erst 40 Jahre später folgt ein geburtshilfliches Büchlein eines Wormser Arztes Eucharius Rösslin »Der schwangeren Frauen und Hebammen Rosengarten«; ein Hagenauer Verleger bringt es 1513 auf den Markt, nachdem schon um 1500 eine Schwangersen-, Geburts- und Wochenbetts-Diätetik deutsch vorausgegangen war. Der »Rosengarten« lehnt sich nach einem Dutzend von Jahrhunderten auch im Bildwerk noch stark an Mustio an, nach einer Heidelberger Handschrift, heute in Rom. Ein großer Fortschritt knüpft sich an den Namen des bedeutenden Wundarztes Paré, der die Wendung auf die Füße und anschließende Extraktion nachdrücklich vertritt. Auf seinen Spuren wandelt sein großer

Schüler Guillemeau († 1609), wie denn die Geburtshilfe besonders in Frankreich bei Hebammen und Ärzten fortschrittliche Pflege findet, wo im Pariser Hôtel Dieu die »Maternité« als erste Gebärdabteilung eingerichtet wird mit tüchtigen Hebammen, auch als Lehrerinnen, bis Francois Mauriceau als ihr Leiter alle in den Schatten stellte. Als seine Nachfolger nenne ich de la Motte und Levret, in Holland van Deventer und Palfyn. In England pflegte die Familie Chamberlen eine unschädliche Geburtszange als Familiengeheimnis; William Smellie zeichnete sich als Geburtshelfer aus, in Deutschland bewies Fabry von Hilden gleiches Verständnis; am Brandenburger Hofe bewährte sich Justine Siegemundin als Hebamme und auch als Schriftstellerin des Faches (1690), wie vorher schon die Paré-Schülerin Louise Bourgeois und alle genannten Männer. Allgemein schritt man zur Begründung eigener Entbindungsanstalten nach dem Vorgange Frankreichs. Die Entwicklung der Lehrbücher der Geburtshilfe, anfangs in der Form der *Observations*, kann hier nicht verfolgt werden. Sie machte auch in der Illustration bemerkenswerte Fortschritte, während allerdings die Kindslagenbilder der Mustio-Rösslin bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts darin noch zu finden sind; so zäh war der autoritäre Traditionszwang und der bequeme Schlenndrian, allerdings neben der Ausnützung aller technischen Fortschritte, z. B. des Buntkupferdruckes in kleinen, feinen, anatomischen Abbildungen im Abriß der Geburtshilfe der Madame le Boursier du Coudray von 1777.

Ich mußte mich hier erst recht, wie in der ganzen Abhandlung, mit einer naturgemäß von Willkür nicht freien, aber doch nicht unüberlegten Auswahl, stellenweise nur mit ein paar Andeutungen begnügen. Nicht einmal in der Inkunabelzeit konnte ich an Vollständigkeit in der Erwähnung der Illustrationsrichtungen auch nur denken, geschweige im Bildwerk des 16. Jahrhunderts, auch etwa nur in Deutschland. Und doch werden die Hauptlinien der biologischen und medizinischen Fachliteratur und deren Illustrationsbestrebungen als faßlichster Teil der Bucherscheinung aus meinem Überblick vorleuchten, der sich auf das Mittelmeergebiet mit Vorderasien und Europa beschränkt. Ich hoffe, daß auch dem Leser mit dem derart Erstrebten Genüge geschehen ist.

DIE TECHNISCHEN WISSENSCHAFTEN UND DAS ANTIQUARIAT

VON

PAUL TROMMSDORFF

Wirft man die Frage nach den Beziehungen zwischen Technik und Antiquariat auf, so ist man zunächst geneigt anzunehmen, daß der Bedarf des Ingenieurs an älteren Büchern, die man nur antiquarisch beschaffen kann, gering sei. Denn das Buch ist für die technischen Wissenschaften nicht das hauptsächlichste Arbeitsinstrument, sondern ein Hilfsmittel und Werkzeug von untergeordneter Bedeutung. Dieses Werkzeug aber muß scharf sein. Der praktisch tätige Ingenieur kann im allgemeinen nur Bücher brauchen, die den neuesten Stand der Technik enthalten; veraltete Werke sind für ihn ohne Wert. Daher hat das Antiquariat mit den technischen Wissenschaften einen geringeren Zusammenhang als mit anderen Fächern. Wer die Verhältnisse nicht genauer kennt, könnte sogar meinen, es beständen überhaupt keine Beziehungen zwischen Technik und Antiquariat. Diese Meinung wäre falsch.

I

DER UMFANG UND DIE BEDEUTUNG DER TECHNISCHEN LITERATUR

UMFANG DER TECHNISCHEN LITERATUR. Die für die technischen Wissenschaften in Frage kommende Literatur umfaßt das Gesamtgebiet der Technik, insbesondere mechanische und chemische Technologie, Bautechnik

— Hoch- und Tiefbau — im weitesten Sinne, Maschinenbau, Elektrotechnik, Bergbau, Hütten- und Salinenwesen. Auch Kriegs- und Seewesen, Land- und Forstwirtschaft, Volks- und Betriebswirtschaft sind zu berücksichtigen. Dazu kommen die technischen Anwendungen der exakten Wissenschaften, wie darstellende Geometrie, Feldmeßkunst, technische Mechanik, technische Physik und technische Medizin. Endlich gehören hierher die Baukunst mit ihren Hilfswissenschaften, vor allem Optik und Akustik, die Ornamentik, das Kunstgewerbe und andere Fächer, deren Grundlage das technische Können bildet. Alle diese Gebiete haben mit der wachsenden Bedeutung und Verwissenschaftlichung der Technik ein reiches, ständig wachsendes Schrifttum hervorgebracht.

DAS ÄLTERE TECHNISCHE SCHRIFTTUM. Gewiß sind für den Praktiker die neuesten Erscheinungen die wichtigsten. Für den Wissenschaftler aber ist auch die ältere Literatur unentbehrlich. Wie in allen Wissenschaften erkennt man in der Technik immer mehr, daß die Errungenschaften unserer Zeit zu einem großen Teil auf dem beruhen, was frühere Geschlechter erdacht und geschaffen haben. Wissenschaftliche Probleme werden nur dann ihrer Lösung entgegengeführt, wenn man ihren Entwicklungsgang verfolgen kann. Daher behalten die Originalarbeiten der Forscher, Bahnbrecher und Erfinder dauernden Wert. Man denke nur an Leonardo da Vinci, in dessen Schriften neben zahlreichen Erfindungen, die erst lange nach seiner Zeit Früchte trugen, eine Fülle von Gedanken schlummert, die zu einem großen Teil immer noch ungehobene Schätze für die Technik bedeuten. (Vgl. Franz M. Feldhaus, *Leonardo der Techniker und Erfinder*. Leipzig 1913; 2. Ausg. 1922.) Für die Baukunst kommen nicht nur rein fachliche Werke über Baukonstruktionen, Bautechnik usw. in Frage, sondern auch Bücher, die sich mit den Kunstformen, ja mit der Ästhetik überhaupt befassen. Gerade hier gewinnen die auf der handwerklichen Entwicklung fußenden älteren Werke dauernd an Bedeutung gegenüber den neueren, die unter Ausnutzung der durch die Photographie gegebenen Reproduktionsmöglichkeiten jeder Modelaune Rechnung tragend, rasch ihren Wert zu verlieren pflegen.

TECHNISCH-GESCHICHTLICHE STUDIEN. Die ältere technische Literatur ist ferner die Hauptquelle für technisch-geschichtliche Studien. Jede Wissen-

schaft muß ihre Geschichte pflegen; denn die Kenntnis der Vergangenheit ist die Voraussetzung für das Verständnis der Gegenwart. Die Geschichte der Technik ist aber lange vernachlässigt worden. Erst in den letzten Jahrzehnten ist das Interesse für sie erfreulicherweise gewachsen. Es sei nur erinnert an die der Geschichte der Technik gewidmeten Zeitschriften, die »Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie. Jahrbuch des Vereines deutscher Ingenieure«, 1909 ff., das von 1909 bis 1922 erschienene »Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik«, das unter dem Titel »Archiv für Geschichte der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik« 1928 wieder auflebte, die seit 1914 erscheinenden »Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe« und die »Transactions« der 1921 in England gegründeten »Newcomen Society for the Study of the History of Engineering and Technology«. Von größter Bedeutung für geschichtlich-technische Forschungen sind die von Feldhaus angelegten Sammlungen zur Geschichte der Technik und Industrie, darunter 20000 Kunstblätter, 12000 Photographien, über 300 Medaillen und als wichtigstes eine Bibliothek von rund 10000 Bänden, die die seit 1540 erschienenen Druckwerke zur Geschichte der Technik fast lückenlos enthält. (Vgl. Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe Jg. 11. 1927 S. 5—12. — Herr Dr.-Ing. E. h. Franz M. Feldhaus in Berlin-Tempelhof hat aus seiner reichen Erfahrung wertvolle Bemerkungen zu der Frage beigegeben, welche Bedeutung der älteren technischen Literatur für die Geschichte der Technik zukommt. Ihm auch an dieser Stelle zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.)

Daß die ältere technische Literatur als Geschichtsquelle geschätzt wird, ist daraus zu ersehen, daß technische Ausstellungen in der Regel auch das Schrifttum der betreffenden Gebiete vorführen. Die Veranstalter der im Herbst 1928 in Berlin abgehaltenen zweiten Internationalen Luftfahrt-Ausstellung haben es ebenso wie die Leiter der ersten Internationalen Luftschiffahrt-Ausstellung, die im Jahre 1909 in Frankfurt am Main stattfand, als eine selbstverständliche und dankbare Aufgabe angesehen, in ihrer historischen Abteilung bildliches und literarisches Material, das für die Geschichte der Luftfahrt von Interesse ist, von allen Seiten zusammenzubringen und auszustellen. Als die Sächsische Technische Hochschule im vorigen Jahre ihr hundertjähriges Bestehen feierte, erfreute die Landesbibliothek in Dresden die Festteilnehmer und weite Kreise von

Interessenten durch eine Ausstellung der wertvollsten bei ihr vorhandenen älteren technischen Werke. Fabriken und industrielle Unternehmungen, die sonst nur nach den eben erschienenen Büchern, den neuesten Zeitschriftenheften, den letzten Patentbeschreibungen verlangen, suchen, oft unter Aufwendung beträchtlicher Mittel, nach längst vergessenen Druckschriften, wenn es gilt, bei Gelegenheit eines Jubiläums ihre eigene Geschichte oder die Geschichte ihrer Fabrikate darzustellen. »Die zu diesen Zwecken erforderliche Literatur«, schreibt mir Feldhaus, »ist durchaus nicht auf Technik beschränkt, weil ehemals manch technisch Interessantes in Journalen, Reiseberichten, Memoiren, Klassikern usw. veröffentlicht wurde. So brauchte ich zu einer Arbeit über die Geschichte der Kugellager für eine Kugellagerfabrik das seltene Werk über das Denkmal Peters des Großen« — *Marin Carhuri de Ceffalonie, Monument élevé à la gloire de Pierre-le-Grand. Paris 1777*, Vorhanden in der Preußischen Staatsbibliothek — »weil der Felsblock, auf dem das Denkmal steht, 1769 auf Kugellagern aus Finnland herangeschafft wurde. Zu einer Arbeit für eine Wärmflaschenfabrik brauchte ich Bilder und Bücher aus der galanten Zeit, weil die Wärmpfanne für Betten bei Entkleidungsszenen im Boudoir vorkommt.«

TECHNISCHE SAMMLUNGEN. Technische Bücher sind ferner die notwendige Ergänzung aller Sammlungen technischer und kunstgewerblicher Gegenstände. Technische Museen, wie das Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaften und Technik in München, das Technische Museum für Industrie und Gewerbe in Wien und die zahlreichen Kunstgewerbemuseen, sind eifrigst darauf bedacht, alle zum Verständnis und zum Studium der ausgestellten Gegenstände dienlichen Schriften zu erwerben. Auch Privatleute, mögen sie aus wissenschaftlichem oder künstlerischem Interesse oder aus bloßer Sammellust besonders hervorragende oder merkwürdige Stücke eines kunstgewerblichen oder technischen Sondergebietes sammeln, werden naturgemäß dazu geführt, Bücher, die diese Gegenstände und ihre Entwicklung beschreiben, in ihren Besitz zu bringen.

MATERIELLE INTERESSEN. Zu dem wissenschaftlichen und bibliophilen Interesse an der Geschichte der Technik kommen geschäftliche und materielle

Rücksichten. Bei Patentprozessen, Prioritätsstreitigkeiten und ähnlichen Anlässen wird technische Literatur in großem Umfange gebraucht. Auch Sachverständige, die zur Erstattung von Gutachten herangezogen werden, sehen sich häufig genötigt, ältere technische Schriften zu benutzen. Hierzu schreibt mir Feldhaus: »In dem bekannten Prioritätsstreit um den ersten Erfinder des Aluminium-Luftschiffes spielte vor einigen Jahren eine winzige Broschüre von Fontana eine große Rolle, die auf dem Titelblatt ein Stückchen Aluminiumblech eingefügt trägt.« — *Constantin Fontana, Fusairs et uranes, machines aériennes d'aluminium. Paris: Tignol s. a.* Vorhanden in der Bayerischen Staatsbibliothek, der Bibliothek des Berliner Vereins für Luftschiffahrt und der Bibliothek Feldhaus — »In dieser Broschüre wurde schon um 1885« — vielmehr im Jahre 1896; — vgl. *Otto Lorenz, Catalogue général de la librairie française T. 14. Paris 1901 S. 783* »Aluminium für den Luftschiffbau vorgeschlagen. Mithin brach der ganze Streit infolge dieses Beweises in sich zusammen. In dem Streit, ob Koffein im Kaffee schädlich sei, wurde von den Parteien die Literatur über Kaffee und Kaffee-Ersatz emsig gesucht. Gegenwärtig arbeite ich für eine der größten amerikanischen Automobilfabriken in antiquarischen Büchern, um eine ganz bestimmte Konstruktion nachzuweisen. Gelingt der gesuchte Nachweis, dann hat die betreffende Firma die gesamte Automobilindustrie der Welt lizenzpflichtig gemacht.«

In den hier erwähnten Fällen handelt es sich fast immer um Schriften, die im Buchhandel nicht mehr zu haben sind. Sie zu erlangen, gibt es im allgemeinen nur zwei Wege: man wendet sich an eine öffentliche Bibliothek, oder man nimmt die Hilfe des Antiquariats in Anspruch.

II

DIE BIBLIOTHEKEN ALS SAMMLER TECHNISCHER LITERATUR

BESITZ DER BIBLIOTHEKEN AN TECHNISCHER LITERATUR. Wie steht es mit dem Besitz unserer öffentlichen Bibliotheken an älterer technischer Literatur? Vollständig vorhanden ist sie nirgends. Die Bibliotheken allgemeinen Charakters und die Universitätsbibliotheken haben der Technik früher wenig Aufmerksamkeit zugewandt, und die meisten von ihnen kaufen noch heute trotz

der anerkannten Wichtigkeit des technischen Schrifttums technische Bücher nur in geringer Zahl. Aber auch Institute, die die Technik besonders pflegen, wie die Bibliotheken des Reichspatentamts und des Deutschen Museums, die Büchereien technischer Vereine und Verbände und großer technischer Firmen, selbst die Bibliotheken der Technischen Hochschulen, weisen auf allen Gebieten der Technik zahlreiche Lücken auf. Lücken nicht nur aus älterer Zeit! Immer wieder entstehen neue Lücken, weil die Mittel nur selten ausreichen, aus den Neuerscheinungen des deutschen und des ausländischen Buchhandels mehr zu erwerben, als zur Befriedigung des unmittelbaren Bedarfs erforderlich ist. So ergibt sich für jede Bibliothek, mögen ihre Mittel noch so sehr durch den Ankauf der neuesten Literatur beansprucht sein, die Notwendigkeit, Lücken in ihren Beständen allmählich auszufüllen, das heißt, die ihr fehlenden älteren Schriften mit Hilfe des Antiquariats zu erwerben.

DIE GEPLANTE TECHNISCHE ZENTRALBIBLIOTHEK. Bekanntlich wird seit langem der Plan erörtert, eine technische Zentralbibliothek zu schaffen, die die gesamte technische Literatur aufnehmen soll. Man hat vorgeschlagen, unsere größte technische Bibliothek, die Bibliothek des Reichspatentamts, so auszubauen, daß sie imstande ist, in jeder Hinsicht die literarischen Bedürfnisse der technisch interessierten Kreise zu erfüllen; man befürwortet seit mehreren Jahren, die Bibliothek der Berliner Technischen Hochschule als große moderne Ausleihbibliothek weitesten Kreisen von Technik und Industrie zugänglich zu machen; man will die Bibliothek des Deutschen Museums in München unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der technischen Wissenschaften zu einer naturwissenschaftlich-technischen Präsenzbibliothek größten Stiles ausgestalten. Ob und in welchem Umfange es möglich ist, diese Pläne auszuführen, steht dahin — am aussichtsreichsten ist wohl der von der preußischen Unterrichtsverwaltung geförderte Plan eines Ausbaues der Berliner Hochschulbibliothek —; eines aber ist gewiß: die Beschaffung der erforderlichen Literatur wird zu einem großen Teil dem Antiquariat zufallen.

DIE BIBLIOTHEKEN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULEN. Diejenigen Bibliotheken, die nicht nur neue und neueste, sondern auch ältere technische

Literatur in größerem Ausmaß kaufen, sind die Bibliotheken der Technischen Hochschulen. Nach der Statistik des Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken betrugen im Etatsjahre 1916/27 die Ausgaben für Bücherkauf bei den Bibliotheken der Technischen Hochschulen Aachen, Berlin, Danzig, Hannover und Karlsruhe insgesamt 210568 RM. Auf Antiquaria entfielen davon 25340 RM., das sind 10,07 vom Hundert. Die Bibliothek der Technischen Hochschule Hannover verwandte in den Jahren 1924 bis 1927 für den Ankauf von antiquarischen Büchern und Zeitschriften 30287 RM. oder 21,7 vom Hundert der Gesamtausgaben für Bücher. Von diesem Betrage entfielen 4444 RM. oder 14,5 vom Hundert auf technische Literatur. Gelegenheitskäufe machten dabei einen geringen Prozentsatz aus. Hauptsächlich handelte es sich um vergriffene Schriften, die von Professoren verlangt und von Antiquaren des In- und Auslandes, vielfach erst nach langem, vergeblichem Suchen, beschafft werden konnten.

DIE BESTÄNDE DER BIBLIOTHEKEN AN TECHNISCHEN ZEITSCHRIFTEN. Ähnlich wie auf naturwissenschaftlichem Gebiete werden auch auf dem Gebiete der Technik die Ergebnisse der Forschungsarbeit und die in der Praxis erzielten Fortschritte zum weitaus größten Teil in Fachzeitschriften veröffentlicht. Für den Ingenieur ist daher die periodische Literatur oft die Literatur schlechthin. Die Hauptzeitschriften seines Arbeitsgebiets regelmäßig durchzusehen und die durch Literaturnachweise oder auf anderem Wege zu seiner Kenntnis gelangenden einschlägigen Zeitschriftenartikel zu lesen, ist jeder Ingenieur gezwungen. Die Zahl der in Frage kommenden Zeitschriften ist aber so groß, daß keine Bibliothek in der Lage ist, alle zu halten. Pfl egt doch jede Bibliothek wegen der dauernden Belastung, die das Abonnement einer bisher nicht gehaltenen Zeitschrift für ihren Etat bedeutet, eine neue Zeitschrift, von deren Wert sie nicht von vornherein überzeugt ist, erst anzuschaffen, wenn sich die Neuerscheinung als lebensfähig erwiesen hat. Sieht sie sich aber durch wiederholte Nachfragen ihrer Benutzer genötigt, auf eine Zeitschrift zu abonnieren, die schon mehrere Jahre besteht, so hat sie meist den Wunsch, auch die bereits erschienenen Bände zu beschaffen. Der Wunsch wird zur Notwendigkeit, wenn diese Bände in anderen Bibliotheken gleichfalls fehlen, auf dem Wege des deutschen Leihverkehrs also nicht herbeigeschafft werden können. Eine feste Be-

stellung führt selten zum Ziel, selbst wenn die Zeitschrift erst wenige Jahre alt ist. Einzelne Bände oder Hefte, insbesondere Titelblatt und Inhaltsverzeichnis, sind fast immer vergriffen. Das gilt vor allem von amerikanischen Zeitschriften, von denen der Verleger meist nur so viele Exemplare herstellen läßt, wie er für seine festen Abnehmer braucht. Das vom Auskunftsbureau der Deutschen Bibliotheken herausgegebene »Gesamtverzeichnis der ausländischen Zeitschriften (GAZ) 1914—1924«, Berlin 1927—29, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie lückenhaft der Besitz der deutschen Bibliotheken an ausländischen technischen Zeitschriften ist. Dabei kommen, wie Weinreich durch einen Vergleich des GAZ mit der »*World List of scientific periodicals published in the years 1900—1921*«, Vol. 1. 2. London 1925—27, feststellen konnte, auf hundert in öffentlichen Bibliotheken vorhandene ausländische Zeitschriften nicht weniger als achtzig, die die deutschen Bibliotheken nicht besitzen (Minerva-Zeitschrift Jg. 4. 1928 S. 223). Mit den deutschen Zeitschriften steht es nicht viel besser. Vor einem Jahre gelang es Feldhaus nicht, trotzdem eine große Industriefirma viel Geld zur Verfügung stellte, die ersten deutschen Radfahrer- und Fahrradzeitschriften in irgendeiner Bibliothek oder im Handel aufzutreiben. Die Lücken in den Zeitschriftenbeständen der deutschen Bibliotheken würden jedoch weit größer sein ohne die Hilfe, die das Antiquariat durch die Besorgung des Fehlenden leistet.

VERKAUF VON DUBLETTEN. Aber nicht nur die Bibliotheken sind bei ihrer Sammeltätigkeit auf die Hilfe des Antiquariats angewiesen. Auch Antiquare wenden sich gelegentlich an öffentliche Bibliotheken, in der Hoffnung, vergeblich gesuchte Schriften hier zu erhalten. In letzter Zeit mehren sich die Fälle, daß Antiquare bei Bibliotheken anfragen, ob sie von ihnen diese oder jene technische Zeitschrift oder wenigstens einzelne Bände oder Nummern kaufen können. Die Versuche sind nicht immer erfolglos. Für alle Bibliotheken ergeben sich aus verschiedenen Anlässen entbehrliche Dubletten. Solche Dubletten suchen sie in erster Linie im Tausch gegen Dubletten anderer Bibliotheken zu verwerten; oft sind sie aber auch geneigt, einzelne Stücke zu verkaufen. Den Bibliotheken der preußischen Technischen Hochschulen wurde durch Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 27. Januar 1928 ausdrücklich die Ermächtigung zur Veräußerung von Dubletten erteilt. Die Bibliothek der Technischen Hochschule

Hannover hat von den zahlreichen technischen Zeitschriften, die sie durch die Überweisung zweier technischer Bibliotheken als Dubletten erhielt, mehrere an Antiquare abgeben können. Bisweilen sehen sich Bibliotheken aus Raum- oder Geldmangel auch genötigt, technische Bücher und Zeitschriften, die nicht in ihr Sammelgebiet fallen, zu verkaufen. In der Inflationszeit sind solche Verkäufe häufiger vorgekommen.

III

DAS ANTIQUARIAT ALS VERMITTLER TECHNISCHER LITERATUR

DIE ERWERBUNG TECHNISCHER SCHRIFTEN DURCH DAS ANTIQUARIAT. Fragt man, welche Stellung das Antiquariat der technischen Literatur gegenüber einnimmt, so ist leider festzustellen, daß es die Bedeutung der technischen Literatur für die Wissenschaft — abgesehen von den technischen Zeitschriften — noch nicht genügend würdigt. Ein nicht geringer Teil des technischen Schrifttums, das wert ist, dauernd aufbewahrt zu werden, geht verloren. Im Erbgang kommen Bibliotheken von Ingenieuren bisweilen in Hände, die sich des Wertes der darin enthaltenen Bücher gar nicht bewußt sind. Nachlässe von Architekten werden aus Mangel an Interessenten oft geradezu verschleudert. Das Antiquariat würde sich ein Verdienst um die technischen Wissenschaften erwerben, wenn es nicht nur darauf bedacht wäre, Bibliotheken von großen Gelehrten in seinen Besitz zu bringen, sondern auch die Büchersammlungen hervorragender Ingenieure sorgsam prüfte, um die wichtigsten Bestände für die wissenschaftliche Forschung zu retten. Der Antiquar sollte soweit als irgend möglich wertvolle technische Schriften, auch wenn sie zur Zeit nicht begehrt werden, sammeln und seinem Lager einverleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei auf seine Rechnung kommen wird. Es gibt viele Bücher, denen bei ihrem Erscheinen nicht die erwartete freundliche Aufnahme zuteil wurde, die verramscht oder gar makuliert, schließlich aber in ihrem Werte erkannt und von den Fachleuten gesucht wurden. Ein derartiges Buch war zum Beispiel das von 1878 bis 1879 in Lieferungen erschienene Werk »Grundriß der Keramik in bezug auf das Kunstgewerbe« von Friedrich Jännicke. Manche technischen Schriften werden erst in dem Augenblicke wertvoll, wo die Wissenschaft und die Industrie be-

ginnen, sich auf ein neues Gebiet umzuschalten. Als die Zeppelin-Luftschiffe ihre ersten Flüge ausführten, als die Brüder Wright und die französischen Pioniere des Flugwesens mit ihren Maschinen Erfolg über Erfolg ernteten, entstand eine starke Nachfrage nach Schriften, in denen die früheren Versuche, das Luftmeer zu bezwingen, geschildert und durch Abbildungen veranschaulicht wurden. Denn die Konstrukteure wollten feststellen, was es an brauchbaren Ideen zu der Zeit gab, als der Bau von Motoren noch nicht so weit fortgeschritten war, um für Luftfahrzeuge Verwendung zu finden. Ähnliches gilt für die Literatur über Dampfschiffe, über Eisenbahnen, über Tauchboote und andere neue Erfindungen. Auch die ältere Literatur zur Geschichte des Bergbaues war zeitweise sehr begehrt. Als die Pläne für Gasfernleitungen auftauchten, suchten, wie mir Feldhaus schreibt, die Interessentengruppen Bücher über griechische und römische Wasserleitungen und ähnliche Fernanlagen, um zu zeigen, daß der Fernleitungsgedanke uralte sei.

VOLLSTÄNDIGE REIHEN TECHNISCHER ZEITSCHRIFTEN. Eine große Schwierigkeit bereitet dem Antiquariat die Beschaffung vollständiger Reihen technischer Zeitschriften. Dingers Polytechnisches Journal beginnt mit dem Jahre 1820, die Zeitschrift für Bauwesen 1851, die Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure 1857, die Allgemeine Bauzeitung Wien, erschien von 1836 bis 1919, viele andere technische Zeitschriften erscheinen seit mehr als fünfzig Jahren. Vollständige Reihen dieser und zahlreicher anderer im In- und Auslande sehr gesuchter Zeitschriften dürften in keiner Privatbibliothek mehr vorhanden sein. Der Antiquar muß daher die auf den Markt kommenden Bestände ankaufen und in sein Lager nehmen, um durch Zusammenlegen zahlreicher Bruchstücke, nötigenfalls durch Neudruck der nicht aufzutreibenden Teile, ein vollständiges Exemplar zu bekommen. Das wird zunehmend schwieriger, weil infolge Neugründung von Bibliotheken — 1904 Bücherei der Technischen Hochschule zu Danzig, 1911 Hauptbücherei der Technischen Hochschule Breslau, 1922 Technische Zentralbibliothek in Frankfurt a. M., 1923 Technische Bücherei in Köln — und durch die Erweiterung bestehender Anstalten immer mehr Exemplare solcher Zeitschriften in feste Hände übergehen. Auch nach dem Auslande, nach Amerika und vor allem nach Japan, wo die ausländische, besonders

die deutsche Technik die Lehrmeisterin der entstehenden heimischen Industrie wurde, sind viele Reihen technischer Zeitschriften gewandert. Berücksichtigt man ferner, wie viel Arbeit das Aufnehmen von Zeitschriften verursacht, wie mühsam und zeitraubend die Prüfung auf Vollständigkeit ist, so kann man sich nicht wundern, daß die Preise für lückenlose Reihen solcher Zeitschriften sehr hoch sind. Wenn selbst neuere technische Zeitschriften oft schwer zu vervollständigen sind, so liegt das zum Teil daran, daß viele Ingenieure die von ihnen gehaltenen Zeitschriften nicht dauernd aufheben. Die nicht mehr gebrauchten Hefte werden manchmal bloß deswegen fortgeworfen, weil sie mit ihren den Textteil an Umfang weit übertreffenden Anzeigen außerordentlich viel Platz beanspruchen. Häufig werden Zeitschriftenhefte zerschnitten und nur diejenigen Aufsätze und Notizen aufbewahrt, die für den Besitzer Interesse haben. Über die Bedeutung von kompletten Zeitschriftenserien als der hauptsächlichsten literarischen Quelle für die Medizin hat 1905 J. Pagel in dem Lagerverzeichnis Nr. 256 der Buchhandlung Gustav Fock sehr beachtenswerte Ausführungen gemacht — wieder abgedruckt im Lagerverzeichnis 273 — die in gleicher Weise für die technischen Wissenschaften gelten. Wie sehr das Antiquariat die Wichtigkeit der periodischen Literatur erkannt hat, sieht man daraus, daß häufig Kataloge erscheinen, die nur Zeitschriften enthalten, ja, daß sich in den letzten Jahren eine Reihe von Firmen aufgetan hat, die sich ausschließlich mit dem An- und Verkauf von wissenschaftlichen Zeitschriften befassen, und zwar vorwiegend mit dem Handel von Zeitschriften aus den Gebieten der Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik. (Vgl. Rudolf Liebing, Einiges über antiquarische Zeitschriften. Internationales Adreßbuch der Antiquare, 1928, S. 17—21.)

SAMMEL- UND REIHENWERKE. Was über die Schwierigkeit der Beschaffung vollständiger Reihen technischer Zeitschriften gesagt ist, trifft auch für viele Sammel- und Reihenwerke aus dem Gebiete der Technik zu. Berichte über neue Forschungsergebnisse der Ingenieurlaboratorien der Technischen Hochschulen erscheinen häufig als Teile von Reihenwerken. Die bedeutendsten dieser Arbeiten werden naturgemäß am meisten verlangt und sind daher bald ausverkauft. Von den »Forschungsarbeiten, bis Heft 146: Mitteilungen über For-

schungsarbeiten auf dem Gebiete des Ingenieurwesens« sind die noch immer gesuchten älteren Hefte größtenteils vergriffen und kaum zu bekommen.

SCHRIFTEN FÜR EINEN BEGRENZTEN LESERKREIS. Einige Gruppen technischer Schriften sind der Gefahr, verloren zu gehen, besonders ausgesetzt. Es sind das die Schriften, die für einen begrenzten Leserkreis hergestellt sind, in erster Linie die Privatdrucke der Industrie, die Kataloge und Werbeschriften, die Werkbeschreibungen und Hauszeitschriften, die firmengeschichtlichen, biographischen und sonstigen Gelegenheitsschriften technischer Firmen. Hierher gehören ferner die gleichfalls nicht in den Handel kommenden Drucksachen staatlicher und städtischer Behörden, insbesondere die Schriften von Bauämtern und Betriebsverwaltungen, sowie die Veröffentlichungen technischer Vereine und Verbände. Zur dauernden Erhaltung aller dieser Schriften bedarf es der Mitarbeit des Antiquariats.

TECHNISCHE KLEINLITERATUR. Einer Gattung wissenschaftlicher Literatur ist noch zu gedenken, deren sich die Buchhandlung Gustav Fock seit ihrer Begründung besonders angenommen hat (vgl. Friedrich Schulze »Buchfock« 1922 S. 7, 13, 17): der sogenannten wissenschaftlichen Kleinliteratur. Dazu rechnet man außer den selbständig im Buchhandel erscheinenden Broschüren die Sonderabdrucke und Ausschnitte aus Zeitschriften und Sammelwerken sowie die auf Veranlassung oder unter der Autorität von Schulen, Universitäten und anderen Hochschulen gedruckten wissenschaftlichen Abhandlungen, vor allem die Dissertationen. Den Aufsätzen, die in technischen Zeitschriften erschienen sind, kommt eine besondere Bedeutung zu, da, wie oben dargelegt wurde, technische Zeitschriften rasch vergriffen und in den allgemeinen und Fachbibliotheken selten vollständig anzutreffen sind. Die den Bibliotheken fehlenden Stücke sind in der Regel diejenigen, die die wertvollsten Arbeiten enthalten. Daraus ergibt sich, wie wichtig es ist, daß das Antiquariat, wenn es schon die vergriffenen Zeitschriften selbst nicht beschaffen kann, wenigstens Sonderdrucke der gesuchten Aufsätze zu liefern vermag.

Von noch größerer Bedeutung sind die Dissertationen. Für die technischen Wissenschaften kommen hauptsächlich die an den Technischen Hochschulen und

Bergakademien erscheinenden Dissertationen in Betracht. Dissertationen von Technischen Hochschulen gibt es bekanntlich erst seit dem Jahre 1899, in welchem den preußischen Technischen Hochschulen das Promotionsrecht verliehen wurde, ein Vorgang, dem sich der getroffenen Vereinbarung gemäß die anderen Bundesstaaten anschlossen. Bis zum Jahre 1908 war es sehr mühsam, einen Überblick über diese Arbeiten zu erlangen. Man mußte die Programme der Technischen Hochschulen durchsehen oder die im Deutschen Reichsanzeiger halbjährlich abgedruckten Verzeichnisse zur Hand nehmen. Da war es ein großes Verdienst der Buchhandlung Gustav Fock, daß sie sich entschloß, den seit 1889 von ihr herausgegebenen »Bibliographischen Monatsbericht über neu erschienene Schul- und Universitätschriften« zu erweitern. »Durch die amtliche Unterstützung sämtlicher deutschen Technischen Hochschulen«, so heißt es in der vom 1. Oktober 1908 datierten ersten Nummer des zwanzigsten Jahrganges, die gleichzeitig die Titelländerung: »Bibliographischer Monatsbericht über neu erschienene Schul-, Universitäts- und Hochschulschriften« brachte, »werden wir von jetzt ab in der Lage sein, auch die Dr.-Ing.-Dissertationen und sonstigen Hochschulschriften lückenlos zu verzeichnen.« Unter den Doktor-Ingenieur-Dissertationen befinden sich viele umfangreiche und sehr wertvolle Arbeiten, die weder vollständig noch auszugsweise anderswo gedruckt sind und, wie die Erfahrungen der Bibliotheken der Technischen Hochschulen zeigen, für wissenschaftliche Arbeiten ständig verlangt werden. Da die »Zentralstelle für Dissertationen und Programme« der Buchhandlung Gustav Fock ein Lager aller an den Technischen Hochschulen erschienenen Dissertationen unterhält, kann sie im allgemeinen jede Dissertation, auch wenn sie vergriffen ist, sofort liefern.

ANTIQUARIATSKATALOGE. Die größte Beachtung verdienen die Kataloge durch die der Antiquar die Bestände seines Lagers anzeigt. Kataloge, die nur technische Schriften aufführen, erscheinen selten. Auch gibt es wenige Antiquariatsbuchhandlungen, die sich ausschließlich oder vorwiegend mit technischer Literatur beschäftigen. Häufig werden technische Bücher zusammen mit mathematischen und naturwissenschaftlichen angeboten. Das ist erklärlich. Bezeichnet man doch vielfach die technischen Wissenschaften, was freilich nur zum Teil zutrifft, als angewandte Naturwissenschaften (vgl. *exact sciences* und

applied sciences im Englischen). Jedenfalls ist es schwer, die Literatur der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften scharf voneinander zu trennen. Für den Antiquar steckt ein großer Teil der technischen Literatur in der Chemie. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Chemie und chemische Technologie zusammenbehandelt. Erst die vertiefte chemisch-wissenschaftliche Forschung und die zunehmende Industrialisierung haben die chemische Technologie von der reinen Chemie geschieden. Die chemische Technologie als solche ist wissenschaftlich und literarisch selbständig geworden. Eine gegenseitige innige Beziehung beider Gebiete besteht aber wie wohl bei keinem anderen Fach. Der Bücherbesitz eines Chemikers umfaßt daher meist auch chemisch-technologische Literatur. Im Antiquariatsbetriebe wird mit Recht die chemische Technologie einschließlich Hüttenkunde und Metallurgie im großen und ganzen immer mit der Chemie zusammen gestellt und mit ihr gemeinsam unter dem Gesamtbegriff Chemie angeboten. Ebenso bestehen zwischen der Physik einerseits und der chemischen Technologie und dem Maschineningenieurwesen andererseits enge Beziehungen. Technische Wärmelehre (Thermodynamik) kann man je nach der Behandlung zur Physik oder zur Maschinenlehre rechnen. In antiquarischen Katalogen findet man die Schriften über dieses Gebiet bald an der einen, bald an der anderen Stelle verzeichnet. Ähnlich steht es mit der technischen Mechanik, deren Schrifttum teils bei Mathematik und Mechanik, teils als Statik der Baukonstruktionen unter Bauingenieurwesen aufgeführt wird. Anderer Art ist die Verbindung von Technik und Baukunst. Vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus ist die Baukunst das Betätigungsfeld des schaffenden Künstlers und nicht des Ingenieurs. Aber der Ingenieur nimmt sie doch für sich in Anspruch, da die Technik die unentbehrliche Grundlage der baukünstlerischen Tätigkeit bildet. Der Antiquar verzeichnet daher architektonische Bücher je nach seiner Einstellung und seinen Zwecken bald unter Architektur als einem Zweige der Kunst, bald unter Bauwesen als einer Unterabteilung der Technik. So nützt er beiden Fächern.

Wenn der Antiquar die von ihm angebotenen Bücher in seinen Katalogen genau beschreibt und den Titeln sachkundige Bemerkungen und Erläuterungen hinzufügt, so erweist er der wissenschaftlichen Forschung wertvolle Dienste. In den letzten Jahrzehnten sind Antiquariatskataloge über Technik und die mit ihr ver-

bundenen Wissenschaften erschienen, die nicht nur wegen ihres reichen Inhalts eine Fundgrube für den Geschichtsschreiber der Technik sind, sondern auch wegen ihrer bibliographischen Anmerkungen dauernden Wert besitzen. Dazu gehören in erster Linie die Kataloge von Henry Sotheran & Co. in London (vgl. Geschichtsblätter für Technik und Industrie Jg. 6. 1919 S. 187 f.; Jg. 7. 1920 S. 92) und von C. E. Rappaport in Rom (*Catalogue 57: Ars technica*, mit zahlreichen Abbildungen).

*

Mancherlei ließe sich noch sagen über sonstige, teils engere, teils losere Beziehungen, die die technischen Wissenschaften mit dem Antiquariat verknüpfen. Sie sind aber nicht der Art, daß man sie als typisch für die Technik bezeichnen könnte. Was für das Verhältnis aller übrigen Wissenschaften zu dem Antiquariatsbuchhandel gilt, trifft mehr oder weniger auch für das Reich der Technik zu. Die Aufgabe, die das Antiquariat in Zukunft den technischen Wissenschaften gegenüber zu erfüllen hat, wird nicht geringer sein als in der Gegenwart. Wie es zur Zeit sehr schwer und manchmal unmöglich ist, ältere technische Schriften, die nicht in den schützenden Hafen einer öffentlichen Bibliothek gelangt sind, aufzuspüren, so wird auch die technische Literatur, die heute neu ist, den nach uns Lebenden nicht lückenlos zur Verfügung stehen. Zwar das gesamte im deutschen Buchhandel seit 1913 erscheinende Schrifttum findet eine sichere Stätte in der vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig geschaffenen Deutschen Bücherei. Aber von den zahllosen Gelegenheitsdrucken der Industrie kommen doch recht viele nicht in den Besitz oder auch nur zur Kenntnis der Deutschen Bücherei und werden daher in den von dieser Bibliothek angelegten Zentralkatalog der nicht im Handel erscheinenden Drucke nicht aufgenommen. Von der ausländischen technischen Literatur vollends werden die deutschen Bibliotheken immer nur einen kleinen Bruchteil erwerben können. So wird es auch künftig dem Antiquariat obliegen, die wissenschaftlich wertvollen technischen Schriften, die die öffentlichen Bibliotheken nicht gesammelt haben, zu beschaffen und für die wissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen. Um diese Aufgabe recht zu erfüllen, ist es nötig, daß der Antiquar bei der Wahrnehmung seiner geschäftlichen Interessen den idealen Sinn sich wahrt, der den deutschen Buchhändler von jeher ausgezeichnet hat. Möge das wissenschaftliche Antiquariat

PAUL TROMMSDORFF

stets seine Tätigkeit in dem Bewußtsein ausüben, daß das Buch, das durch seine Hand geht, eine der wichtigsten Voraussetzungen der Wissenschaft darstellt, und daß die Wissenschaft es ist, der das deutsche Volk seine Geltung in der Welt in erster Linie verdankt.

ANTIQUARIAT UND MUSIKWISSENSCHAFT

VON

JOHANNES WOLF

Solange ein Handel mit Handschriften und Büchern besteht, hat sich dieser auch gelegentlich mit musikalischen Objekten beschäftigt, mag es sich um Theorie oder Praxis gehandelt haben. Die Agenten, die den Fürsten die neuesten Erzeugnisse musikalischen Schaffens zuführten, werden auch an älteren musikalischen Kodizes und wertvollen Drucken nicht vorübergegangen sein. Als in der Zeit des Humanismus die Geltung eines Boethius und eines Cassiodor wieder zunahm, als griechische Musiktheoretiker wieder herangezogen und durch Übersetzungen allgemein zugänglich gemacht wurden, als dann später Männer wie Ercole Bottrigari und Conte Bardi di Vernio in ihren Besitz zu bringen suchten, was an theoretischem und praktischem Musikgut der Griechen noch erhalten war, da wird der Buchhandel auch mit diesen Objekten befaßt worden sein. So wertvolle, auch an Musikalien reiche Sammlungen wie die der Medici und Chigi werden sicherlich nicht ohne Zuhilfenahme des Buchhandels zustande gekommen sein. Wissen wir doch auch später von Aufkäufern der Päpste, die so manches wertvolle, auch musikalische Gut aus deutschen Landen nach Rom entführten.

Aber das Interesse des Buchhändlers war sicherlich nur vorübergehend musikalisch eingestellt. Erst mit der Erstarkung der musikwissenschaftlichen Forschung wuchs auch bei diesem der Sinn und das Verständnis für diesen Zweig

der Wissenschaft, ohne daß wir aber bereits von tieferer Sachkenntnis reden könnten. Die Zeiten eines Brossard, eines J. G. Walther, eines Padre Martini, eines Fürstabtes Martin Gerbert, eines Burney, eines Hawkins, eines Forkel und eines Gerber, zu schweigen von den späteren eines Kiesewetter, Fétis, Coussemaker und Ambros, waren dazu angetan, im Antiquar den Spürsinn nach musikwissenschaftlichen Werken zu wecken. Es müßte geradezu schnurrig zugegangen sein, wenn die Büchermessen neben neuen Erscheinungen der Kunst nicht auch alten Manuskripten und Büchern ihre Aufmerksamkeit zugewendet hätten.

Kannte das 18. Jahrhundert schon Auktionskataloge ganzer musikalischer Sammlungen, ich erinnere nur an die Nachlaßkataloge C. Ph. E. Bachs, so sind mir musikalische Spezialkataloge antiquarischen Gepräges vor dem 19. Jahrhundert nicht zu Gesicht gekommen. In der zweiten Hälfte dieses Säkulums treten uns aber musikalische Antiquariate in überreicher Zahl entgegen. Ich nenne nur: Eugen Mecklenburg (Berlin 1857), C. Lonsdale (London 1862), William Robinson (London 1862), List & Francke (Leipzig 1862), A. Asher & Co. (Berlin 1863), Bern. Quaritch (London 1864), O. A. Schulz (Leipzig 1867), Kirchhoff & Wigand (Leipzig 1868), Theodor Ackermann (München 1869), Jos. Baer (Frankfurt a. M. 1875), William Reeves (London 1875), Leo Liepmannssohn (Paris und Berlin), Richard Bertling (Dresden 1887) und Jacques Rosenthal (München).

Man ist erstaunt über die Preise, die damals um 1860 gefordert worden sind und wie niedrig die Originalmanuskripte unserer großen Meister im Werte standen. Eugen Mecklenburg setzt z. B. 1859 zwei Seiten »Fidelio« (Erkennungsszene zwischen Fidelio und Florestan) mit fünf Talern an, verlangt für zwei Seiten eines »Et resurrexit« von Mozart vier Taler und für einseitige Briefe von Zelter einen Taler, Lortzing einen Taler, dagegen für C. M. v. Weber schon vier Taler. Lonsdale bietet 1862 eine B-dur Sonate Mozarts für 100 Mark, einen zweiseitigen Beethovenbrief für 40 Mark, ein Spohr-Quartett (32 Seiten) für 40 Mark und von alten Drucken z. B. G. Dirutas »Transilvano« in einem vollständigen Exemplar für 84 Mark, sowie Glareans »Dodekachord« 1547 für 100 Mark an. Dagegen kosteten in demselben Jahre bei O. A. Schulz in Leipzig zwei Stimmen (4½ Seite) der Kantate »Herr Gott, dich loben wir« von Johann Sebastian Bach bereits 150 Mark; Beethovens »Opferlied«, eine Vorstudie für op. 121 b, 16 + 3 Seiten bewertete er nur mit 75 Mark.

Aber selbst diese niedrigen Preise hatten nur geringe Anreize für die Bibliotheken, die ja bei ihren Aufnahmen die Musik noch totschwiegen, der Erkenntnis musikgeschichtlicher Bedeutung noch weltenfern waren und nicht daran dachten, daß die Musik, einer der größten Kulturfaktoren, auch ihre Geschichte hätte. An dem Etat hatte die Musik keinen oder nur einen verschwindend kleinen Anteil, von Berlin vielleicht abgesehen, wo S. Dehn sich tüchtig regte. Dieses mangelnde Interesse war es denn wohl auch hauptsächlich, das lähmend auf eine musikalische Betätigung des Antiquars wirkte. Berührt es nicht merkwürdig, daß in einer Zeit, wo in Berlin Heinrich Bellermann und Philipp Spitta Lehrstühle für Musikgeschichte innehatten, wo ein Mann von der bibliographischen Rührigkeit eines Robert Eitner sich betätigte, wo anderorts der geniale Friedrich Chrysander am Werk war, bei Leo Liepmannssohn eine der frühesten deutschen Orgeltabaturen, die des Ileborgh von Stendal von 1448, für einen Preis von etwa 40 Mark ausgebaut wurde, ohne in Deutschland einen Käufer zu finden und nach England abwandern mußte? War es dann so wunderbar, wenn im ausländischen Antiquariat noch paradisischere Zustände herrschten und man noch Ende der neunziger Jahre in Italien für ein Butterbrot herrliche Werke erstehen konnte? Ich erinnere mich noch gern der maßlosen Freude meines alten Freundes Prof. Gandolfi in Florenz, als es ihm gelungen war, für 20 Lire ein Unikum, die unter Leo X. gedruckten »Frottole de Misser Tromboncino et de Misser Marcheto Carra«, zu erstehen.

Mit dem Wachsen musikwissenschaftlicher Erkenntnis und der daraus resultierenden starken Nachfrage nach musikwissenschaftlichen Werken setzt auch der intensivere Handel mit diesen Objekten und das tiefere Verständnis der Antiquare ein. Die gesteigerte Nachfrage löst ein starkes Anziehen der Preise aus. Die Werke erhalten ihren Wert je nach ihrer Seltenheit und nach ihrer musikgeschichtlichen Bedeutung. Ihr Marktwert bekommt in den Auktionen immer neue Fixierungen, die aber keineswegs durchaus maßgebend sind. Ein guter Antiquar muß sorgsam die Forschung verfolgen, denn neue Forschungsergebnisse pflegen mit neuen Bewertungen Hand in Hand zu gehen und auch dem Handel neue Perspektiven zu eröffnen. Die Entwicklung des Musikdrucks als Blockdruck in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen, als mehrfacher Drucke bei Petrucci, als Druck mit beweglichen Typen bei Haultin und bei

Breitkopf, als Kupferstich, als Steindruck usw., die Erkenntnis bedeutender Offizinen, der Wert, der Erstdrucke für die Gestaltung der Werke nach dem Willen des Schöpfers beigelegt wird, sobald seine Mitarbeit bezeugt ist, alles sind Momente, die den Antiquar gleich bewegen, nach den angegebenen Richtungen hin seinen Spürsinn zu betätigen und seine Sammeltätigkeit hinzulenken, aber auch leider — die Preise anziehen zu lassen.

Gewiß, je umfassender die Fachbildung des Antiquars wird, um so seltener werden wir Gelegenheitskäufe machen können. Dafür haben wir aber ein Antiquariat, das sich für die Wissenschaft einsetzt, das wachsam Ausschau hält, nicht mehr Tabulaturen als nutzlose Rechnungen makuliert, das nicht gewissenlos Handschriften auseinanderschneidet, das liturgische Handschriften nicht als Bindematerial verwendet oder aus liturgischen Kodizes die Miniaturen herauschneidet, sondern für den Inhalt Sinn und Verständnis hat. Man braucht nur zu unseren großen Antiquaren wie Leo Olschki, Hiersemann, Martin Breslauer, Joseph Baer, Jacques Rosenthal, Oppermann usw. zu kommen, um zu erkennen, daß bei ihnen sich der Kaufmann mit dem Bibliophilen und Fachmann paart, daß Liebe zum Buche und tiefe Sachkenntnis zusammengehen. Und das ist das einzig Wahre. Je tiefer der Antiquar in unsere Disziplin eindringt, um so mehr wird er uns nützen können. Und diesem unleugbaren Vorteil gegenüber wird der fraglose Nachteil des teureren Einkaufs nur leicht wiegen. Das Musikantiquariat hat mit seinen systematischen Katalogen der Wissenschaft schon hervorragende Vorteile gebracht. Ich will nur an die schönen Spezialkataloge von Leo Liepmannsohn in Berlin erinnern und auch den als wissenschaftliche Leistung besonders hoch einzuschätzenden Liederkatalog Martin Breslaunders herausheben. Möge diese schöne Zusammenarbeit von Handel und Wissenschaft sich immer enger gestalten.

Auch das Focksche Antiquariat hat sich bereits mehrfach der Musikwissenschaft angenommen. Hierfür sind wir ihm von Herzen dankbar und hoffen, daß ihm auch auf diesem Wege neue, schöne Erfolge erblühen mögen, zum Besten der Firma und zum Heil der Musikwissenschaft.

ANTIQUARIAT UND ANTIKE

VON

THADDAEUS ZIELINSKI

I

An dem Jubiläum der Firma Gustav Fock glaube ich mit gutem Gewissen teilnehmen zu können: hat doch meine Bekanntschaft mit ihr gerade vor 50 Jahren, ja sogar, wenn man die Zeit hinzurechnet, wo der Name noch nicht eine Firma, sondern eine Persönlichkeit bedeutete, etwas früher begonnen. Diese Persönlichkeit glaube ich noch heute vor mir zu sehen: eine schlanke, sogar hagere Jünglingsgestalt mit blassem Antlitz und scharf geschnittenen Zügen, von strammem, herrischem Wesen, die echte Verkörperung kaufmännischer Präzision. Als solchen habe ich Fock in der Sortimentbuchhandlung Lorentz in Leipzig kennengelernt, wo er damals Expedient war. Ich selber war kurz vorher als vielbeneideter Inhaber eines russischen sog. Professorenstipendiums, das volle 120 Mark monatlich betrug, zum Studium der klassischen Philologie nach Leipzig gekommen; nach einer sehr harten Lehrzeit in St. Petersburg, wo ich meinen Lebensunterhalt durch Privatstunden verdienen mußte, bot sich mir endlich eine Möglichkeit, meinen Knabentraum einer eigenen philologischen Handbibliothek allmählich zu verwirklichen. Zu Lorentz zogen mich die beiden für einen Studenten ungemein wichtigen Eigenschaften, die ihm, wie es hieß, vor allen anderen zukamen: Rabatt und Kredit. Da wurde denn gekauft, was sich nur kaufen ließ: in erster Linie natürlich Autorenausgaben und Handbücher. An G. Fock fand ich einen

sachkundigen und freundlichen Berater; da war es denn nur natürlich, daß ich ihm auch weiterhin treu blieb, als er — eben vor fünfzig Jahren — ein eigenes Geschäft gründete.

Die italienisch-griechischen Wanderjahre bedeuteten naturgemäß eine Unterbrechung im Anschaffen von Büchern; um so reger wurden die Beziehungen, als ich mich in St. Petersburg habilitierte und dann allmählich zum Extraordinarius und zum Ordinarius aufstieg. Damals erhielten die Professoren in Rußland sog. Wohnungsgelder, die für einen Ordinarius 300 Rubel jährlich betrugen; natürlich reichte die Summe nicht entfernt aus, um in der Hauptstadt auch nur für die bescheidenste Wohnung den Zins zu bestreiten; außerdem wurde sie tertialweise ausgezahlt und kam schon deswegen für das Monatsbudget nicht in Betracht. Da lag es nahe, sie eben zum Bücherkauf zu verwenden; aber die Coulanz der Firma Gustav Fock war zu verführerisch, und so wurde der Ansatz stellenweise ganz gehörig überschritten, ohne daß es je zu Mißhelligkeiten gekommen wäre.

Dennoch ließ ich mich einmal verleiten, dem weisen russischen Sprichwort »Such dir kein Gutes vom Guten weg!« unfolgsam zu werden. Die Petersburger Universitätsbibliothek bezog von alters her ihren Bücherbedarf von einer anderen, auch sehr soliden und coulanten Leipziger Firma; das machten sich mehrere Kollegen zunutze, indem sie ihre eigenen Bücher sich gleichfalls ebendaher mit dem Monatspacken der Universitätsbibliothek kommen ließen. Das hatte für sie einen doppelten Vorteil: einmal wurden die Versandspesen bedeutend geringer, und dann ließ sich auf diese Weis die Zensur für ausländische Drucksachen umgehen. Zu diesem letzteren Punkt muß ich übrigens bemerken, um zu keinen Mißverständnissen Veranlassung zu geben, daß mir persönlich gegenüber diese Zensur nie lästig gewesen ist: überhaupt waren es in dieser Beziehung goldne Zeiten, wenn man sie ebendort mit der grauenvollen Gegenwart vergleicht — ich brauche nur an den Fall Žebelew zu erinnern. Aber einen Aufenthalt gab es doch, und dann — man konnte nie wissen. Kurz, ich entschloß mich dem Beispiel der anderen zu folgen. Das dauerte ein paar Jahre. Durch die Focksche Liberalität verwöhnt, ließ ich auch hier die Rechnung allmählich gehörig anschwellen; es gab zuletzt ein Debet von ein paar Hundert Mark. Da zog ich einst in die Alpen in die Sommerfrische; und da ich gleichzeitig arbeiten wollte, bestellte ich mir ebendahin von jener Firma eine größere Anzahl Bücher. Statt

ihrer bekam ich aber die höfliche Aufforderung, vorerst die alte Rechnung zu begleichen. Natürlich war die Firma durchaus in ihrem Recht, wie es denn eine unverantwortliche Liederlichkeit von mir war, die Zahlung ohne jede Not so lange zu verschieben. Hätte ich die Aufforderung in St. Petersburg bekommen, so wäre mit einem Scheck an die dortige Diskontobank die ganze Sache erledigt. Aber die Reisekasse konnte die Ausgabe nicht tragen; und andererseits waren mir auf der Sommerfrische die bestellten Bücher nötiger als anderswo.

So schrieb ich denn an jene Firma zurück, sie möge von der Lieferung Abstand nehmen und mit der Bezahlung bis zu meiner Rückkehr nach St. Petersburg warten; gleichzeitig aber richtete ich einen im Inneren reumütigen Brief an die Firma Gustav Fock, in dem ich den Wunsch äußerte, die alten Beziehungen wieder aufzunehmen und um vorläufige Zusendung der nötigen Bücher bat. Die ist in bereitwilligster Weise darauf eingegangen, und so ging es nach alter Weise fort — bis der leidige Krieg kam.

So hatte ich im Lauf der beinahe vierzig Jahre eine für einen Privatmann recht bedeutende Bibliothek gesammelt — es waren an die sechstausend Bände — die zu reichlich drei Vierteln von der Firma Gustav Fock bezogen war. Es war eine Freude, sie anzusehen: hübsch gebunden, in Regalen systematisch geordnet, alle Wände meines sehr geräumigen Kabinetts von der Diele bis zur hohen Lage hinauf bedeckend, daß man die Tapeten kaum irgendwo sehen konnte . . . es war ja meine einzige Liebhaberei. Jetzt rede ich von ihr wie von einer Toten: nach Warschau konnte sie mir vorerst nicht folgen, und während sie in den Kellerräumen der St. Petersburger Akademie auf ihre Auferstehung wartete, kam die schreckliche Überschwemmung vom November 1924. Drei Tage unter Wasser — man kann sich das Weitere denken. Es war hart für einen Gelehrten, sich gerade auf seine alten Tage auf fremde Bücher angewiesen zu sehen; und welch ein Hemmschuh das für seine weiteren Studien war, das können sich diejenigen Fachgenossen, die trotz der Not der Kriegs- und Nachkriegszeit wenigstens ihre Bibliotheken erhalten oder wiedererhalten haben, schwerlich vorstellen.

Doch will ich nicht weiter die Jubiläumsstimmung durch traurige Erinnerungen persönlicher Art trüben. Welch eine Bedeutung ein wohl assortiertes und tatkräftig geleitetes Antiquariat gerade für einen Philologen haben kann, glaube ich auf Grund fünfzigjähriger Erfahrung zur Genüge zu wissen; deswegen habe ich

den obigen biographischen Bemerkungen Raum gegeben — und davon soll im folgenden die Rede sein.

II

Daß das Studium der Antike mit dem Buchhandel — mag nun dieser in der Form des Verlages, des Sortiments oder des Antiquariats erscheinen — aufs innigste verwachsen ist, weiß jeder Student. Diese Differenzierung kann erst die Folge neuzeitlicher Entwicklung gewesen sein; wann und wie sie eingetreten ist, überlasse ich Kundigeren auszuführen.

Das innige Verhältnis selber hat bereits die Antike eingeläutet. Wenn Horaz von einem vielgelesenen Buche sagt: »an diesem Buche verdient die Firma Sossius & Cie, G. m. b. H. ein gutes Stück Geld« —

Hic meret aera liber Sossii —

so liegt darin eine vielleicht wehmütige Anspielung darauf, daß am Autor selber dieser Goldregen durchaus vorbeiströmte — zugleich ein Trost für dessen moderne Kollegen, die dem hungernden Schriftsteller den vollgemästeten Verleger entgegenzuhalten pflegen. Und wenn ein Jahrhundert später der witzige Martial einem guten Freund, der sich von ihm ein Bändchen seiner Epigramme verehren lassen wollte, anzüglich antwortet: Ich besitze keine Exemplare mehr, dafür aber hat mein Verleger Tryphon welche —

Non habeo, sed habet bibliopola Tryphon —

so sagt er damit wieder etwas ganz Modernes, was ich z. B. ihm nicht selten in veränderter Form, oder auch wörtlich nachgesprochen und nachgeschrieben habe. Und aber ein Jahrhundert später begann schon der Niedergang, der sich mit der Militarisierung des Riesenreiches noch verschärfte: die Sosier und Tryphons verschwanden von der Bildfläche. Dann kam der Schiffbruch: dank dem Retter Kassiodor durfte die Buchschreibekunst als *ars clericalis* in den Klöstern ein Asyl finden, sonst stünde es schlimm um unsere Kultur. Glänzend war ihre Lage auch dort nicht, besonders seit das spätere Mittelalter die Literatur nach dem Dilemma »utilitas oder curiositas?« zu beurteilen und zu behandeln lehrte. Aus der Zeit stammen unsere sog. Palimpseste — eigentümlich aussehende Pergament- oder Papyrusblätter, auf denen der alte profane Text (*curiositas!*) — zum Glück

nicht ganz reinlich — abgewaschen ist, um etwa einem liturgischen (utilitas!) Platz zu machen. Es war höchste Zeit, daß die Renaissance kam.

Sie kam auch, wenngleich in zwölfter Stunde; was noch zu retten war, wurde gerettet. Sie brachte auch den Buchhandel zurück: der Name des Florentiners Vespasiano da Bisticci, eines Zeitgenossen Lorenzos des Prächtigen, steht an der Spitze des modernen Buchhandels. Daß sie zeitlich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst zusammenfiel, war von providentieller Bedeutung; doch mußte sich diese ihre Stellung in der Renaissance erst erobern. Die vorbildliche Bibliothek des soeben genannten Lorenzo enthielt nur handschriftliche Bücher, »da es« — wie die bezeichnende Motivierung lautet — »einem so hohen Herrn übel anstehn würde, in seiner Bibliothek gedruckte Bücher zu haben«. Ein Blick auf die schönen Manuskripte auch der heutigen Laurentiana — und ein vergleichender auf die gleichzeitigen Inkunabeln — macht diesen Stolz begreiflich; dazu kommt jedoch ein anderes Moment. Die Renaissance war, trotz allen Einschränkungen, die modernste Forschung nötig finden mag, die Zeit der Entwicklung und Betonung der Persönlichkeit; kein Wunder, daß ihr die Entpersönlichung eines so lieben Gefährten, wie es das Buch war, prinzipiell unsympathisch erscheinen mußte. Diesen stets übersehenen Umstand muß man sich gegenwärtig halten, wenn man dem leidenschaftlichen Ansturm, den namentlich das persönlichkeitsfrohe Italien gegen jene *invenzione tedesca* eröffnete, gerecht werden will. Und jetzt fällt uns diese Gerechtigkeit leichter als noch vor einem Menschenalter, da wir selber Zeugen eines ähnlichen, weiteren Wandels sind. Die Schreibmaschine ist nun auch ins Privathaus eingezogen und droht das letzte Refugium der persönlichen Schrift, den Privatbrief, zu entpersönlichen — zum wahren Segen für diejenigen, namentlich älteren Herren, deren immer unleserlicher werdende Schrift zuletzt ihren Mitmenschen und auch ihnen selbst zur wahren Kasteiung geworden war. Aber was sagt die Liebe dazu? Sie bittet rührend, doch lieber beim Alten zu bleiben: sie will gern die Mühsal des Entzifferns auf sich nehmen, wenn nur dem Brief sein vertraut gewordener persönlicher Charakter gewahrt wird.

III

Die Schreibmaschine wird dennoch siegen, wie auch die Buchdruckerkunst gesiegt hat; mit dem Siege der letzteren begann jenes intime Verhältnis der

Philologie zum Buchhandel, das auch in der Gegenwart fortbesteht und alle Zeichen einer langen Zukunft an sich trägt.

Es beginnt mit der Hochrenaissance; da konnte sich Italien seiner Aldinae in Venedig und Juntinae in Florenz, Deutschland, das damals seine glanzvolle humanistische Epoche erlebte, seiner Frobenianae in Basel rühmen. Immerhin konnten diese Ausgaben, soviel auch einige unter ihnen in der Geschichte der Philologie bedeuteten, auf keinerlei Systematik Anspruch erheben. Die brachte erst die folgende Periode, die der Spätrenaissance. Sie war gleichzeitig die Periode der religiösen Reaktion; die Humaniora traten naturgemäß in den Hintergrund, das mittelalterliche kulturfeindliche Dilemma »utilitas oder curiositas?«, vor dem uns moderne Banausen nur eine rückhaltlose Hingabe an die Antike hinreichend bewahren kann, machte sich wieder in beängstigender Weise geltend. Da war es Frankreich, das mit seinen Stephanianae oder Vulgatae der kulturbedürftigen Menschheit einen unschätzbaren Dienst leistete. Zwar leicht hatte es der Inhaber der Firma nicht: immer zwischen Paris und Genf pendelnd, dort als Huguenotte, hier als Libertiner mißliebig — ich meine natürlich den letzten Inhaber, Henri Estienne — mußte er zuletzt sein Leben elend im Lyoner Armen-spital beschließen, den Nachkommen das beherzigenswerte Bild eines verhungerten Verlegers darbietend. Denn es war eben seine Verlegertätigkeit, die er in einzig dastehender Weise mit seiner Gelehrtentätigkeit verband, die ihn an den Bettlerstab brachte. Er strebte danach, was vor allem nottat seine Autorensammlung möglichst vollständig zu machen; da galt es, sich bei jedem einzelnen nicht allzulange aufhalten. Die erste beste Handschrift, ob gut ob schlecht, wurde abgedruckt; daher kommt es, daß diese Vulgatae einen sehr geringen wissenschaftlichen Wert darstellen, und manch ein trefflicher Philologe keine Gewissensbisse empfindet, wenn er sich sagen muß, daß er sie nur aus den kritischen Apparaten zu seinem Autor, oder auch aus den Randzahlen *secundum editionem Stephanianam* kennt — denn auch unsere Zitierweise geht, um das beiläufig zu bemerken, vielfach auf diese Vulgatae zurück.

Es folgte das Jahrhundert des Klassizismus, wie wir es mit Rücksicht auf Frankreich nennen, dem es die Blütezeit der Poesie brachte. Der Poesie, jawohl, aber nicht gerade der philologischen Wissenschaft. Die hatte vielmehr in den befreiten Niederlanden ihren Sitz, denen die junge Freiheit als ihre köstlichste

Frucht die neugegründete Universität Leiden brachte. Und wieder hatte das Aufblühen der Philologie das Aufblühen auch des Buchhandels zur Folge: ich brauche nur den Namen Elzevir zu nennen. Hier stoßen wir auf eine Erscheinung, der zuerst der Stempel der Dauer aufgedrückt ist. Ich meine nicht nur den reizenden Druck, der die Leidner Elzevire zu einem bevorzugten Sammelobjekt der Bibliophilen gemacht hat: es trat noch etwas anderes hinzu. Die holländische Philologie hatte, im Einklang mit ihrem ganzen Charakter, einen besonderen Typus von kommentierten Ausgaben zwar nicht zuerst aufgebracht, aber zuerst konsequent durchgeführt: es ist der Typus »cum notis variorum suisque«, kurzweg der Typus »Vartorum« genannt. Der Herausgeber exzerpiert fleißig die Arbeiten seiner Vorgänger, die er mit ihren Namen anführt, hauptsächlich auf sog. Parallelstellen hin, fügt die Früchte seiner eigenen Gelehrsamkeit hinzu und der Kommentar ist fertig. Daß auf diese Weise der Autor unter einem Wust abstruser und trockener Gelehrsamkeit erdrückt werden mußte, ist klar, wie denn die holländische Philologie tatsächlich zu Ende des Jahrhunderts einem Pedantismus anheimgefallen ist, aus dem sie erst zu Beginn des folgenden das Genie des Hemsterhusius befreite; daher denn auch der genannte Typus als exegetische Methode gerichtet ist. Aber nicht minder klar ist es, daß in den hier gemeinten Ausgaben eine Fülle auserlesener Gelehrsamkeit niedergelegt sein mußte, die ihnen das Interesse des Wissenschaftlers auf Jahrhunderte hinaus sicherte.

Es folgte das achtzehnte Jahrhundert, das wir in seiner ersten Hälfte die Zeit der Aufklärung nennen; für die klassische Philologie, und somit auch für den philologischen Buchhandel, war es die Zeit eines noch nie dagewesenen Tiefstandes. Es war 1736, als der Leipziger Ernesti seine Broschüre *de intereuntium humaniorum litterarum causis* schrieb. Man sehe sich den Titel genauer an: gefragt wird nach den Gründen, die Tatsache des Untergangs der Humaniora steht bei diesem ihrem Vertreter vollkommen fest. Wenn damals jemand vor einem Publikum aus der derzeitigen Intelligenz, d. h. vor Aufklärern und Pietisten, das großartige Wiederaufblühen dieser todgeweihten Humaniora nach einem Menschenalter prophezeit hätte, er würde ebenso taube Ohren gefunden haben, wie . . . wie ich, wenn ich für eine nicht zu ferne Zukunft eine neue Renaissance, der Zahl nach die vierte, prophezeie.

Nun, das Wunder dieser von Ernesti nicht geahnten Renaissance, der dritten, erfüllte sich doch. Diesmal hatte Deutschland den Vortritt. Die verbannten Autoren kehrten im Triumphe in die verlassene Schule zurück, aber das war es nicht allein. Sie wurden überhaupt wieder begehrt; und dem neuen Geiste der Zeit entsprechend regte sich auch der philologische Buchhandel von neuem. Die Nachfrage war groß; da war es denn kein Wunder, daß die Quantität die Qualität überwog. Die Leipziger Messe wurde überschwemmt von Zweibrückener Ausgaben *Bipontinae*, von Hallenser Waisenhäusern *Typis Orphanotrophii*, aber auch von einheimischem Fabrikat, den kleinen *Tauchnitzianae*. Wissenschaftlich betrachtet gilt das alles als Schund, ist übrigens auch meist, da auch das Papier entsprechend war, zum Rattenfraß geworden. In die Gegenwart reichen nur noch die kleinen *Tauchnitzianae* herein. Zwar die strenge Wissenschaft ist auch ihnen nicht grün, und ich erinnere mich noch wohl des Zornes meines alten Lehrers Ribbeck, wenn einer von uns Sozietätsmitgliedern sich erlaubte, aus Bequemlichkeit natürlich, einen Text nach dem kleinen Tauchnitz zu zitieren: *quoties vos monui, ut his taeterrimis editionibus abstineretis!* Aber das ist es eben: die Bequemlichkeit. Man will ja wohl gelegentlich eine so köstliche Perle wie die palatinische Anthologie, auf eine Sommerreise in den Rucksack packen; wie fängt man das an? Die *Didotiana* ist zu voluminös und auch zu teuer, die *Teubneriana* ein Torso und dazu vom kritischen Apparat zu sehr überwuchert. Da bieten sich die drei handlichen Tauchnitzbändchen von selber dar; der Text ist wohl schlecht, aber doch nicht in dem Maße, um den Genuß dieser Poesie zu verleiden. Mir selber hat vor über fünfzig Jahren, als ich noch auf der Schulbank saß, ein solches miserables Tauchnitzbändchen, es waren die *poetae gnomici*, zuerst den Zauberarten der griechischen Elegie erschlossen. Ich habe das Büchlein nachher nach Leipzig mitgenommen und es dort aus Pietät fein in Halbfranz mit Rotschnitt binden lassen, was gegen das schäbige Innere sehr abstach. Jetzt hat es das Schicksal der übrigen Bändchen und Bände geteilt.

Mit der Zeit kam es anders und besser. Soweit es sich um wissenschaftliche Textausgaben handelte, die ja die Grundlage jedes philologischen Studiums und somit jeder philologischen Bibliothek bilden, so strahlt die *Teubneriana*, wie zur Großväter- und Väterzeit, so auch jetzt, *velut inter ignes luna minores*: sie wird ebenso das Wahrzeichen des deutschen Neuhumanismus bleiben, wie es etwa die

Elzevire für die holländische Philologie des 17. Jahrhunderts waren. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie in allen ihren Teilen gleicherweise auf der Höhe der Wissenschaft stünde. Manches ist veraltet, ohne doch durch Neues und Besseres ersetzt worden zu sein; hin und wieder ist auch bei der ersten Wahl ein Mißgriff getan worden. So mußten notwendigerweise auch *ignes minores* aufleuchten; doch war das nicht der einzige Grund. Auf's einzelne kann hier nicht eingegangen werden. Es war nur natürlich, daß in dem Maße, wie die von Deutschland ausgegangene Bewegung dieser dritten Renaissance — als die erste betrachten wir die karolingische, von der hier nicht zu reden war — auch andere Staaten ergriff, auch in ihnen ähnliche Sammlungen entstanden — zuletzt sogar eine catalanische, die sich, was ihr wissenschaftliches Antlitz betrifft, durchaus nicht übel anläßt. Es ist unzulässig, alle diese Unternehmen lediglich als Konkurrenzunternehmen zu betrachten und als solche zu perhorreszieren. Erstens haben sie stellenweise ein höheres Ziel erreicht: ich brauche nur an die Oxonienses für Euripides, Plato, Cicero zu erinnern; zweitens haben sie auch ihre Eigenarten, z. B. eine elegante Übersetzung en regard; und drittens und hauptsächlich ruft ihr Erscheinen in dem betreffenden Lande ein gesteigertes Interesse an der Antike hervor, das uns allen, die wir ihre Freunde sind, nur recht sein kann. Lassen wir daher auch in diesem Punkte die gute Eris nicht in eine böse ausarten.

Mit den Texten allein war es natürlich nicht getan: Kommentare, Handbücher, Lexika, Enzyklopädien, Monographien aller Art, Zeit- und Sammelschriften, Corpora schossen an — nicht zu vergessen des philologischen Kleinkrams, der die Verzweiflung der Bibliothekare bildet, der Dissertationen, Programme u. ä. Doch ist es vollkommen unmöglich, in einer kurzen Übersicht, wie der gegenwärtigen, den Anteil des deutschen und ausländischen Buchhandels an dieser extensiv wie intensiv so reichen Entwicklung unserer Wissenschaft auch nur andeutungsweise zu skizzieren. Nur soviel sei gesagt, daß das Thema eine ausführliche Behandlung durchaus verdient, und daß es die reine Undankbarkeit ist, wenn eine Darstellung der Geschichte der klassischen Philologie es mit Stillschweigen übergeht.

Hierbei wäre dem Buchhandel ein doppeltes Verdienst zuzuschreiben. Einmal das eines liberalen Entgegenkommens in Fällen, wo es sich um Veröffentlichungen handelte, die keinen buchhändlerischen Erfolg versprochen. Davon kann auch

ich ein Lied singen; und weil ich es kann, will ich es bei dieser Gelegenheit tun. Meine Leipziger Dissertation über »die letzten Jahre des zweiten Punischen Krieges« war geschrieben und im Manuskript — es war damals auch ohne Schreibmaschine leserlich — von der Fakultät akzeptiert; soweit war alles in Ordnung, wie nun aber weiter? Sie war etwa elf Druckbogen stark, womit gesagt ist, daß die Druckkosten für einen Kandidatenbeutel unerschwinglich waren; andererseits waren weder Thema noch Verfassersname für einen Verleger irgendwie verführerisch. Nun, auf die Verwendung meines Lehrers Ludwig Lange, unter dessen Auspizien die Arbeit entstanden war, übernahm Teubner das Risiko doch, allerdings mit dem Vorbehalt eines Kostenersatzes meinerseits, falls der Absatz in drei Jahren die Druckspesen nicht gedeckt haben würde. So hielt ich mich denn für verpflichtet, nach Ablauf der drei Jahre, schon als wohlbestallter Petersburger Privatdozent mit Lehrauftrag, bei der Firma ergebenst anzufragen, ob und wieviel ich eventuell zuzusetzen hätte. Ich erhielt die Antwort, die Kosten wären zwar noch nicht gedeckt, — ob sie es heute wohl sind? — immerhin wolle die Firma in Anbetracht der günstigen Aufnahme, die meinem Buch seitens der wissenschaftlichen Kritik zuteil geworden ist, von weiteren Ansprüchen Abstand nehmen.

Doch hat die Erzählung des an sich unerheblichen Vorfalles, zu der mich die Dankbarkeit veranlaßt hat, mehr Platz in Anspruch genommen, als ich ihr eigentlich zugedacht hatte; und das ist erst der eine Punkt. Der zweite, der das Verhältnis des Buchhandels zu unserer Wissenschaft betrifft und den die Geschichte der letzteren sehr zu würdigen hat, ist die direkte Initiative, die geistig hochstehende Verleger oftmals entwickelt haben, und die zur Schaffung monumentaler Werke und Sammlungen geführt hat. Darüber wäre viel zu sagen — und wird auch gesagt werden, wenn Gott dereinst die Zeche macht.

IV

Das Gesagte galt dem Buchhandel, insofern er sich als Verlagsbuchhandel präsentiert; wenn wir von dieser seiner Erscheinungsform zu derjenigen übergehen, die die heutige Jubilarin am nächsten angeht, ich meine das Antiquariat, so wird auch die Dankspflicht der klassischen Philologie eine um so größere und exklusivere. Ich darf mir zwar auf anderen Wissensgebieten kein Urteil anmaßen,

doch habe ich nicht den Eindruck, als ob im Betrieb z. B. der Naturwissenschaften das Antiquariat eine hervorragende Rolle spielte. Die sind doch hauptsächlich auf die Gegenwart eingestellt; der Dankbarkeit den Vorgängern gegenüber entledigt man sich zumeist, indem man achtungsvoll ihre Namen anführt, aber kaum dadurch, daß man ihre »veralteten« Werke liest. Bei uns in der Philologie ist es anders.

Viele Umstände haben dazu beigetragen, die Verbindung des Antiquariats gerade mit unserer Wissenschaft zu einer besonders festen zu machen. Wir wollen sie in zwei Hauptrubriken ordnen mit den Untertiteln »Der Philologe als Käufer«, und »Der Philologe als Verkäufer«. Über den letzteren ist der Schleier der Wehmut gebreitet; wir wollen ihn daher gleich abtun, um nicht den Jubiläumsartikel kompositionswidrig in Moll schließen zu müssen.

Der Wehmut, allerdings; es wird ja kein Philologe seine Bücher veräußern wollen, wenn er nicht gerade muß. Und warum wird er es müssen? Nun, wenn er etwa verarmt ist — ein trauriger Fall, den ich vor kurzem im roten St. Petersburg nur zu oft erlebt habe. Oder wenn er umsattelt — das ist schon weniger tragisch, wenngleich man nie wissen kann. Doch das sind Ausnahmefälle; die Regel dagegen lautet folgendermaßen: die Bibliothek des Philologen wird verkauft, weil er selber das Zeitliche gesegnet hat, und sie für seine Erben eine Last geworden wäre.

In der Jugend freilich wird frisch drauflos gesammelt, man freut sich über jeden Zuwachs, der diese oder jene schmerzlich empfundene Lücke ausfüllt, und denkt nicht an das weitere. Mit den Jahren aber flößt gerade die wachsende Liebe, die man zu den langjährigen Arbeitsgenossen empfindet, die steigende Besorgnis ein: und was wird aus euch werden, wenn ich nicht mehr da bin? Da ist nun derjenige glücklich zu nennen, dem in seinem Sohne zugleich ein Fachgenosse heranwächst — ein Fall, der in Holland häufig, anderswo sporadisch auftritt. In St. Petersburg war es üblich, eine solche nachgelassene Bibliothek unter der Hand zum halben antiquarischen Preis zu verkaufen; da konnte es denn nicht fehlen, daß die Rosinen aus dem Teig herausgenommen und das, was dann übrig blieb, womöglich zum Papierwert losgeschlagen wurde. Auf mich machte ein solches Verfahren immer den Eindruck eines Sklavenmarktes aus »Onkel Toms Hütte«: was in so traulichem Verein zusammengelebt hatte, wurde nun getrennt, jedes ging seinen

eigenen Weg ins Ungewisse. Einen besonders herzbrechenden Anblick gewährte die verwaiste Riesenbibliothek meines älteren Kollegen J. Pomjalowski. Er hatte sie mit rührender Liebe gesammelt; jedes größere Werk trug eine weitläufige Provenienzzangabe, etwa so: *hic liber* — folgte das Datum — von Herrn Soundso für soundsoviel *emptus et inter Joh. Pomialowskii libros cooptatus est*. Ich kam zur Rosinenlese zu spät: das beste war schon herausgenommen, der Rest deckte die Diele des weiten Kabinetts und wurde von den Nachzüglern mitleidlos mit Füßen getreten. Da nahm ich mir vor: meinen Büchern soll das nicht begegnen. Daß ihnen etwas noch viel Traurigeres begegnen sollte, konnte ich damals noch nicht ahnen.

Da bietet sich nun in der Person des Antiquars ein freundlicher Retter. Zwar vor einer künftigen Zerstreuung kann auch er den erworbenen Bücherbestand nicht bewahren, im Gegenteil; aber wenigstens die Reise aus dem Trauerhause machen die alten Freunde zusammen, und für die mitfühlenden Angehörigen ist schon das sehr viel. Und nun erscheint der nächste Antiquariatskatalog mit dem Titel zusatz: »... u. a. die Bibliothek des † Prof. Soundso enthaltend«. Auf mich machte ein solcher Titelsatz immer einen deprimierenden Eindruck: es waren ja immer bekannte Namen, die oft auch bekannten Personen gehörten, da ergab sich das *hodie mihi, cras tibi* von selbst. Aber es war doch *rebus sic stantibus* weitaus das beste. Nur freilich, eins soll sich der künftige Erblasser gegenwärtig halten: es heißt — da wir einmal bei lateinischen Zitaten sind — *quidquid latet, apparebit*. Man soll sich seine Bücher hin und wieder auch daraufhin ansehen, wie sie sich dereinst beim Antiquar und dessen Kunden ausnehmen werden. Es ist sehr gut, wenn dieser letztere im erworbenen Buch gelehrte Randbemerkungen findet, etwa eine plausible Konjektur, die er dann als gewissenhafter Mann gelegentlich mit Namensnennung herausgeben kann. Es kann aber auch anders kommen, und davon will ich, zur Warnung der Fach- und Leidensgenossen und zugleich zur Aufheiterung des trüben Kapitels, ein paar Proben aus eigener Erfahrung zum besten geben.

Zur Zeit meiner Jugend gab es in St. Petersburg einen Historiker in der Akademie namens Kunik, einen großen Sonderling. Ursprünglich soll er Kunicke oder gar Kuhnicke geheißen haben; da er in der Sommerzeit in den Lesesaal der akademischen Bibliothek im weißen Kittel zu kommen pflegte, von zwei gleichfalls

weißen Hunden begleitet, gaben diese letzteren die Veranlassung, seinen Namen vielmehr von »kynikos« abzuleiten; doch das ist unwesentlich. Als er starb, machten sich seine Erben, die seine Einnahmen mit seiner Lebensweise verglichen, auf einen hübschen Batzen gefaßt; da nun die betreffenden Schließfächer nichts dem ähnliches aufwiesen, gab es lange Gesichter. Als Trost blieb die schätzenswerte Bibliothek nach; als nun einer zufällig in einem Quartband blätterte, entdeckte er darin plötzlich zur allgemeinen freudigen Überraschung so etwas wie einen leibhaftigen Fünfhunderter. Nun wurde eifrig weitergeforcht; noch nie hatte die Kuniksche Bibliothek so fleißige Benutzer gesehen. Der Erfolg blieb nicht aus: hier kam ein Staatsanleihschein, dort ein Stadtpfandbrief, dort wieder eine schwere Banknote zum Vorschein . . . der wunderliche Erblasser mochte diesen Ort für besonders diebessicher gehalten haben. Die äsopische Fabel vom Winzer und seinen Söhnen war so in eigentümlicher Weise modernisiert.

Für die zweite Geschichte muß ich um längere Aufmerksamkeit bitten: sie betrifft einen, der eben nicht Akademiker geworden ist und dies dem Schuldigen zeitlebens sehr übel genommen hat. Ich meine »den schon damals unausstehlichen Lucian Müller«, wie ihn Wilamowitz kürzlich nach Bonner Erinnerungen charakterisiert hat. In St. Petersburg wurde er es in noch höherem Grade; daß er nicht müde wurde, den allgemein beliebten alten Nauck immer wieder als »*homo Nauci*« zu verlästern, und zwar aus purem Brotneid, entfremdete ihm auch diejenigen, die sich um sein Latein sonst nicht zu kümmern pflegten. Ich persönlich kam mit ihm ganz gut aus: wir dozierten zusammen am philologischen Institut, und da ich ebendort wohnte, kam er hin und wieder zu mir herüber. Einmal geschah es am Karfreitag, um die Frühstückszeit; und da an dem Tage Schmalhans bei uns Küchenmeister war, entzückte er förmlich meine Schwiegermutter durch den gutmütigen Humor, mit dem er, der notorische Gourmand, sich eine ihm vorgesetzte Portion Hering mit Kartoffeln schmecken ließ — er mochte dabei, da er sich gern mit Horaz verglich, an dessen Knoblauchepode denken.

Item, ich kam ganz gut mit ihm aus. Da erschien mein »Cicero im Wandel der Jahrhunderte«, zunächst als das schwächliche Büchlein der ersten Auflage; ich bekam meine Freixemplare zugeschickt, zwölf zierlich geheftete Bändchen. Nur zwölf; da hieß es, enge Auslese halten. Lucian Müller? Ach, der liest ja doch nichts über den Bereich der römischen Poesie hinaus; wird auch wohl auf seiner

Sommerfrische das Erscheinen des Büchleins nicht erfahren — also nicht. In diesem letzteren Punkte hatte ich mich jedoch verrechnet, denn als wir uns zu Semesterbeginn im Konferenzzimmer des Instituts trafen, wurde ich folgendermaßen apostrophiert: »Herr Kollega, von meiner *editio minor* des Horaz ist jetzt die vierte Auflage erschienen, ich werde mir aber erlauben, sie Ihnen diesmal nicht zu dedizieren, denn Sie haben mir Ihren Cicero auch nicht dediziert«. Das war deutlich; ich mußte daher den Notanker, den ich mir auf alle Fälle zurückgelassen hatte, hervorholen und mit entsprechender Dedikation dem verschnupften Kollegen zuschicken. Daraufhin bekam ich auch den kleinen Horaz, und alles war wieder gut.

Darüber vergingen Jahre; Lucian Müller ging hin, seinen unausgeglichenen Streit mit dem inzwischen ebenfalls verstorbenen *homo Nauci* vor einem höheren Tribunal auszufechten. Seine Witwe verkaufte seine Bibliothek an das Antiquariat Kymmell in Riga — »Verkymmelte« sie, wie der ganz schlechte, aber unvermeidliche Kalauer lautete. Bald darauf gab Kymmell einen neuen Katalog seines Antiquariats heraus, diesmal mit dem Titelzusatz: »u. a. die Bibliothek des † Wirkl. Staatsrats Prof. Dr. Lucian Müller enthaltend«. Wie ich darin blätterte, fällt mein Auge auf — mich: »Z-ski Th., Cic. im W. d. Jh.« nebst den weiteren bibliographischen Angaben. Das wäre ja mein ehemaliger Notanker, dachte ich mir. Jawohl; und dann kam in Klammern das Elogium: Schönes Exemplar; unaufgeschnitten.

Ja, so ein Antiquariatskatalog kann gelegentlich sehr indiskret werden: *quidquid latet, apparebit*. Man sehe sich daher beizeiten vor!

V

Doch gehen wir nun zum anderen, erfreulicheren Falle über, wo der Philologe nicht als leidendes und leidiges Objekt des Antiquariatsbetriebes erscheint, sondern als tätiges und tatkräftiges Subjekt — ich meine, als Käufer. Worin besteht für ihn die besondere Wichtigkeit gerade des Antiquariates im Vergleiche etwa mit dem Sortiment?

Das hängt mit dem Charakter der für ihn in Betracht kommenden Literatur zusammen; und wenn ich dabei mit derjenigen beginne, die ich oben etwas unehrerbietig den philologischen Kleinkram genannt habe, so tue

ich es auch deswegen, weil es gerade das Focksche Antiquariat war, das zuerst eine Zentralstelle für . . . , nun, eben für diesen Kleinkram eröffnete und damit einem dringenden Bedürfnis der Gelehrtenwelt in dankenswerter Weise entgegenkam.

Einem Bedürfnis, und noch dazu einem dringenden? Darüber sind allerdings die Meinungen gespalten, besonders was die Dissertationen und Programme betrifft — mit den Separatabzügen versöhnt man sich eher. Und da meine eigene Dissertation, mit Gunst, nicht zu diesem Kleinkram gehört — sie war, wie gesagt, elf Bogen stark —, so darf ich als Unparteiischer über dieses für die deutsche Philologie besonders charakteristische Phänomen frei von der Leber weg reden. Soviel ist natürlich ohne weiteres zuzugeben: Wenn ein cand. phil. eine Dissertation *De T. Livii libri XXXIII fontibus* schreibt und druckt, so liegt ihm weniger daran, dem alten Livius auf den Zahn zu fühlen, als vielmehr seinen Doktor zu machen. Und wenn ein Gymnasium sein Jahresprogramm mit einer von den Schülern und ihren Eltern nie zu lesenden Abhandlung über den Optativ bei Phlegon verziert, so war es ihm und deren Verfasser auch nicht gerade um Phlegon und seinen Optativ zu tun, sondern das Gymnasium wollte bloß an diesem Beispiel die Wissenschaftlichkeit seines Lehrbetriebes dokumentieren. Da haben es nun die Rigoristen leicht — zumal in unserer Zeit, wo wir nach Naucks Ausdruck im Papier ersticken — die strenge Forderung zu stellen: was nicht dem unmittelbaren Forschertrieb entsprungen ist, soll überhaupt nicht gedruckt werden! Die *altera pars* ist doch auch in ihrem Recht; für die Doktordissertationen speziell hat das noch neulich Wilamowitz in seinen Erinnerungen (S. 193) an einem drastischen und — garstigen Beispiel nachgewiesen.

Doch wir reden hier nicht vom Standpunkt des Autors, sondern von dem des Benutzers. Da könnte man nun auch meinen: schreibt einer eine Geschichte des griechischen Optativs, was ein ernstes Thema ist, so hat er es wahrlich leichter, sich die paar Stellen aus dem Phlegon selbst auszuschreiben, als sich die vermutlich sehr banausische Arbeit jenes Vorgängers kommen zu lassen. Da kommt nun aber das in Betracht, was wir Philologen unsere Akribie nennen. Es könnte ja doch sein, daß dieser Vorgänger etwas gefunden hätte, was mir entgangen wäre; es könnte ferner sein, daß er eine Beobachtung von mir bereits vorweggenommen hätte, in welchem Falle ich sie als die seine, nicht als die meine anzuführen hätte.

Kurz, das philologische Gewissen schlägt mir und gönnt mir nicht eher Ruhe, als bis ich jene Arbeit eingesehen habe. Ist nun diese Gewissenhaftigkeit nicht ein ehrenwerter Zug? Dann ist aber auch das Focksche Unternehmen, das ihr entgegenkommt, ein dankenswertes gewesen. — Und dabei habe ich doch den für den wissenschaftlichen Ertrag ungünstigsten Fall ausersehen. Der braucht nun durchaus nicht verallgemeinert zu werden: mag es nur zu zehn, mag es gar nur zu fünf Prozent sein, so stecken doch auch in jenem Kleinkram viele wissenschaftlich wertvolle Arbeiten, die nur auf dem Wege des Antiquariats in die Bibliothek des Philologen Einlaß finden können.

Das gilt natürlich erst recht für die Bücher, die in den Verlagskatalogen als »vergriffene« bezeichnet werden. Da könnte nun ein Laie meinen: ist ein Buch vergriffen, so muß es ein gutes, oder mindestens ein gesuchtes gewesen sein; und in diesem Falle hätte der Verlag in seinem eigenen Interesse für eine neue Auflage sorgen müssen. Daß das nicht immer zutrifft, wird ihn ein Blick etwa in den Katalog der *Teubneriana* lehren, die doch wahrlich einem rührigen Verlag angehört: wie viele Autoren tragen dort diesen leidigen Vermerk! — Warum? — Aus mehr als einem Grund; der treffigste ist der, daß nach gutem alten Herkommen eine neue Auflage das Buch auf die Höhe der Wissenschaft zu bringen hat — ich rede hier gegen mich selber, das weiß ich, aber wahr bleibt wahr — und für eine solche Aufgabe nicht immer ein Arbeiter zur Hand ist. Denn das muß anerkannt werden: wenn einer nicht gerade in der weiland Dindorfschen Textilindustrie beschlagen ist, was ein immerhin seltenes Phänomen ist, so geschieht die philologische Herausgeberarbeit, ihre Mühseligkeit in Betracht gezogen, im ganzen nur um Gotteslohn — und die Philologen sind auch nur Menschen.

Ist also, wie gesagt, ein Buch vergriffen, so muß abermals der Antiquar helfen; da steht nun in seinem Katalog hinter dem betreffenden Lemma der Vermerk »vergr.« und am Rande der antiquarische Preis, der zum ehemaligen Ladenpreis oft in einem sehr eigentümlichen Verhältnis steht. Das zu studieren ist oft sehr lehrreich, wie denn ein Antiquariatskatalog für einen Philologen zu einer sehr spannenden Lektüre werden kann, was der Laie oft gar nicht begreift. Es spricht sich darin das Verdikt der philologischen Leserwelt aus. Man erwäge nur, welchen horrenden Preis der vergriffene Jahnsche Persius im antiquarischen Buchhandel erzielt hat! Ich selber habe seiner Zeit mit großer Genugtuung kleinere

Arbeiten von mir — die »Märchenkomödie«, die *Quaestiones comicae* — im Katalog dieses selbigen Fockschen Antiquariats zum gleichfalls »horrenden« Preis von 20, ja von 25 RM. angesetzt gefunden — und muß gestehen, daß mich dieses objektive, fast börsenmäßige Zeugnis für manche hämische Kritik entschädigt hat . . . Doch da habe ich mich verraten: diese Arbeiten gehören ja in die Rubrik »Kleinkram«.

Nächst dem kommen die Erscheinungen vergangener Jahrhunderte in Betracht, für die wir den Terminus vergriffen nicht zu gebrauchen pflegen, weil auch die Verlage, denen sie entstammen, meist nicht mehr existieren. Daß wir ohne sie noch immer nicht auskommen können, liegt daran, daß sie durch keine Neuerscheinungen ersetzt sind, meist auch nicht ersetzt werden können. Von den Ausgaben *Variorum* war schon die Rede: der veränderte philologische Betrieb in der Autorenexegese macht es klar, warum heutzutage keine derart mehr erscheinen — und doch sind sie wegen der in ihnen aufgespeicherten trockenen Gelehrsamkeit manchmal ganz nützlich. Immerhin braucht sich kein Philologe Gewissensbisse zu machen, wenn er neben etwa Nordens *Aeneis VI* keine Vorgänger einsieht; dasselbe gilt auch von den großen Hachetteschen Ausgaben, die ausdrücklich nach dem Typus *Variorum* eingerichtet zu sein bekennen. Aber daß jemals ein *Florus Dukeri* aufgefrischt werden könne, glaube ich nicht; und doch wird sich freuen, wer ihn hat. Zwar zur Erklärung des Florus trägt er nicht viel bei, an dem übrigens auch kaum etwas zu erklären ist; aber für die massenhaften Parallelstellen wird ihm der Benutzer Dank wissen. Überhaupt soll man nicht glauben, als habe die Philologie der letzten Generationen die der älteren Zeiten gänzlich überdeckt: davon sind wir noch sehr weit. Und dieser Umstand bringt eine Schätzung hinzu, die von der rein wissenschaftlichen unabhängig sein kann. Kühns Galen z. B. ist als wissenschaftliche Leistung nicht besser und nicht schlechter, als sein Hippokrates; und doch war letzterer, als ich mich dafür interessierte, antiquarisch um ein Butterbrot zu haben, ersterer nicht unter 100 RM. — Warum? — Weil neben jenem andere und bessere Ausgaben existierten, dieser als verhältnismäßige Gesamtausgabe einzig dastand. Wenn erst die Berliner Akademie in ihrem *Corpus Medicorum* eine wirkliche Gesamtausgabe der *Galeniana* geliefert haben wird, wird kein Mensch für den Kühn jenen Riesenpreis zahlen wollen; aber erleben werde ich es nicht.

Zum Teil ist das Unersetzliche der älteren Literatur dadurch bedingt, daß jene Zeiten leichtsinniger waren und sich an Aufgaben heranwagten, die heutzutage nur durch jahrelange Kollektivarbeit bewältigt werden könnten. So sind denn ihre Leistungen wohl an sich sehr mangelhaft, aber, weil durch keine besseren bislang ersetzt, unentbehrlich — und daher im Antiquariatshandel geschätzt. Man sehe sich z. B. die bändereichen Darstellungen der alten Geographie an: wie lange wird es dauern, ehe wir eine ähnliche systematische, aber den modernen Ansprüchen genügende, d. h. auf sorgfältigen epigraphischen und topographischen Studien begründete Beschreibung des ganzen *Orbis antiquus* erhalten? Und bis das geschieht, wird auch der alte, noch aus dem 18. Jahrhundert stammende und nur beim Antiquar erhältliche Mannert seinen noch so bedingten Wert behalten. Eher könnte man von einer nicht allzufernen Zukunft einen neuen Suidas erwarten; vorläufig jedoch ist der Philologe für diesen unentbehrlichen — *si dis placet* — Klassiker auf den alten Bernhardy und somit auf den Antiquar angewiesen. Und so auch in ungezählten anderen Fällen.

Von einem Standpunkt war noch nicht die Rede: ich meine den des eigentlichen Büchersammlers, des Bibliophilen. Dieses Genus ist in mehreren Spezies vorhanden, angefangen mit derjenigen, die sich mit der des philologischen Forschers ziemlich nahe berührt und daher hier nicht besonders gekennzeichnet zu werden braucht, und geschlossen mit derjenigen, die sich mit dem Inhalt der erworbenen Rarität nicht weiter abgibt und froh ist, sie einzufangen und auf ihrem Regal gehörigenorts einzustellen. Diese letztere dürfte die echtste sein. Wer zu ihr gehört, hat es natürlich auch mit dem Antiquar zu tun, aber, soweit ich die Sache beurteilen kann, weniger von der Fockschen Art — ich meine, weniger mit solchen, die systematisch geordnete Kataloge herausgeben. Mein Gott, sich in einem durchsichtig angelegten Katalog ein seltenes Buch auszusuchen und es sich zum angegebenen soliden Preis kommen zu lassen — das ist keine Kunst, das kann jeder, der es dazu hat. Lieber sind ihm solche, in deren Katalogen es wie Kraut und Rüben durcheinander geht — noch lieber solche, die überhaupt keine herausgeben, sondern den Sammler direkt in ihrem Laden, wenn sie einen haben, empfangen. So bei uns in Warschau auf der Swietokrzyska: da kommt dem Amateur der Ladeninhaber freundlich entgegen, so ein altmodischer, weißbärtiger Jude — eine sehr sympatische und um unseren heimischen Buchhandel wohlverdiente

Erscheinung, um dies nebenbei zu bemerken — und fordert ihn auf, seinen Büchervorrat in Augenschein zu nehmen. Nun ist der echte Bibliophile in seinem Element, in dem er Stunden, ja Tage zubringen kann, ohne den geringsten Überdruß zu empfinden. In St. Petersburg kann er *mutatis mutandis* das gleiche bei den Antiquaren auf der Litejnaja haben, oder wie die Straße jetzt auf bolschewistisch heißen mag, in Moskau auf der Sucharewka, in Paris vor den Bücherständen am Seineufer oder in den Colonnaden des Odeons, und weiß der Himmel wo noch. Doch ist der Triumph, ein Unikum ergattert zu haben, erst der eine; der andere, größere, tritt dann ein, wenn es um ein Spottgeld geschehen ist. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Verkäufer den eigentlichen Wert des verschleuderten Buches nicht gekannt hat; aber das ist allgemeine Sammlermoral.

Der Leser wird gemerkt haben, daß ich hier nicht aus eigener Erfahrung, sondern mehr vom Hörensagen rede; was mich persönlich anbelangt, so war mein philologisches Arbeitsfeld zu ausgedehnt, um noch der Bibliophilie Raum zu geben. So hat sie denn meiner Bibliothek ihren Stempel nicht aufgeprägt: ein paar Elzevire, ein paar Rariora aus dem 16. Jahrhundert — mehr Hinzugehöriges haben die Elementargewalten an ihr nicht zu vernichten gefunden.

VI

Doch hat die trübe Erinnerung mich wieder einen elegischen Ton anstimmen lassen, und das darf hier nicht geschehen: sind wir doch hier, um der Firma Gustav Fock zu ihrem fünfzigjährigen Bestehen zu gratulieren, und war es meine spezielle Aufgabe, der Verdienste zu gedenken, die sie sich während dieser Zeit um unsere Wissenschaft, die Philologie, und um ihre Vertreter durch ihre kundige und zugleich humane Geschäftsführung erworben hat. Das habe ich nun nach bestem Können darzulegen gesucht. Andere werden dies und jenes zu berichtigen, wohl auch manches hinzuzufügen haben; aber darin werden, meine ich, alle mit mir einverstanden sein, die nur je mit der Jubilarin zu tun gehabt haben — in der Hauptsache: daß sie sich unseren Dank in vollem Maße verdient hat.

Mögen nach aber fünfzig Jahren unsere Enkel dasselbe von sich und von ihr sagen können!



UNEDIERTES PORTRÄT MICHELANGELOS, PARIS, PRIVATBESITZ

RARIA UND CURIOSA DER MICHELANGELO-LITERATUR

VON

ERNST STEINMANN

Kein Künstler der italienischen Renaissance hat die Aufmerksamkeit schon seiner Zeitgenossen so dauernd und nachhaltig auf sich gezogen wie Michelangelo. Von keinem einzigen kann man sagen, daß er wie Michelangelo schon bei Lebzeiten eine eigene Literatur gezeitigt hat.

Zuerst erschienen im Jahre 1549, also noch fünfzehn Jahre vor dem Tode des Meisters bei Lorenzo Torrentino die *Due lezioni di M. Benedetto Varchi* (Taf. IIa). In der ersten dieser Vorlesungen, die bereits im Jahre 1547 von dem berühmten Historiker in der Florentiner Akademie gehalten wurden, wird eines der bekanntesten Sonette Michelangelos erläutert: *non a l'ottimo Artista alcun concetto*; in der zweiten Vorlesung wird die uns heute ziemlich müßig scheinende Frage besprochen, welche Kunst von beiden vornehmer sei, die Plastik oder die Malerei.

Niemand anders als Luca Martini, wie Michelangelo selbst eines der vornehmsten Mitglieder der Akademie in Florenz, übernahm es, das Büchlein mit empfehlenden Worten an den alt gewordenen Meister nach Rom zu senden. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Michelangelo sonst *parcus laudator* wie kein anderer schrieb dankend: »Das Sonett stammt in der Tat von mir, aber der Kommentar dazu ist direkt vom Himmel gefallen.«

Man kann heute ohne weiteres behaupten, daß Benedetto Varchis Büchlein nicht nur weil es so früh erschien, sondern auch deshalb zu den wichtigsten

Quellenschriften über Michelangelo gehört, weil es zum erstenmal über des Meisters Freundschaftsverhältnis zu Tommaso Cavalieri Licht zu verbreiten sucht. Ludwig von Scheffer hat in einer geistvollen Studie überzeugend ausgeführt, daß Benedetto Varchi damals versucht hat, den Zeitgenossen die Auffassung dieses Freundschaftsverhältnisses so zu vermitteln, wie Michelangelo selbst wünschte, daß es beurteilt werden möchte.

Trotz seiner ungewöhnlichen Bedeutung ist das merkwürdige Büchlein als Einzelschrift niemals wieder aufgelegt worden, wenn es auch sonst in den gesammelten Werken Varchis und in den Gedichtsammlungen Michelangelos mehrfach wieder abgedruckt worden ist. Im Jahre 1743 wurden die *Lezzioni* sogar ins Spanische übertragen. Niemals aber sind sie sonst noch vollständig in eine andere Sprache übersetzt worden.

Natürlich gehört dieser frühe Michelangelo-Druck mit den kräftigen Typen des damals schon hoch geschätzten Torrentino-Verlages zu den großen Seltenheiten der Michelangelo-Literatur. Immerhin aber tauchte das Buch zu erschwinglichen Preisen vor zehn Jahren noch zuweilen in Bücherkatalogen auf. Heute, wo man eigentlich ältere Literatur über Michelangelo überhaupt nicht mehr kaufen kann, ist es dagegen völlig unauffindbar geworden.

Das gleiche gilt und galt schon seit Jahrhunderten von dem Leben Michelangelos von Condivi (Taf. IIb), das heute immer wieder neu aufgelegt wird und seit 50 Jahren immer wieder in fremde Sprachen, sogar ins Russische und Ungarische übertragen worden ist.

Als Anton Francesco Gori im Jahre 1746 die zweite Ausgabe dieses seltensten Buches der gesamten Michelangelo-Literatur veranstaltete, bekannte er in seiner Einleitung, daß er in ganz Florenz überhaupt nur ein einziges Exemplar der Urausgabe aufzutreiben vermocht habe. Diese erschien im Jahre 1553 in Rom bei dem bekannten Verleger Antonio Blado, der auch die Werke des Macchiavelli gedruckt hat und über dessen verdienstvolle Offizin wir heute schon zwei Monographien besitzen, die aber beide schwer aufzutreiben sind, da sie, wie so viele andere Rariora in Italien, nur als Privatdruck erschienen sind.

Was dieser ersten Ausgabe Condivis ihren besonderen Charakter verleiht, ist der eigentümliche Umstand, daß sie mit dem gleichen Titelblatt und sonst, von Einzelheiten abgesehen, ganz unverändert gleichzeitig in zwei verschiedenen

**DVE LEZIONI DI
M. BENEDETTO VARCHI,
NELLA PRIMA DELLE QUALI SI**

dichiarar vn Sonetto di M. MICHEL AGNOLO

Buonarroti. Nella seconda si disputa qua-

le sia piu nobile arte la Scultura, o la

Pittura, con vna lettera d'esso

Michelagnolo, & piu altri

Eccellentiss. Pittori, et

Scultori, sopra la

Quistione so-

pradetta.

AS

IN FIRENZA.

APPRESSO LORENZO TORRENTINO

Impressor Ducale. MDXLIX.

A

VITA

DI MICHEL AGNOLO

BVONARROTI

RACCOLTA PER

ASCANIO CONDIVI

DA LA RIPA

TRANSONE.



*In Roma appresso Antonio Blado Stampatore
Camerale nel M. D. LIII.*

all. XVI. di Luglio.

B

Fassungen erschienen ist. Diese Tatsache ist selbst den Michelangelo-Forschern bis heute unbekannt geblieben; sie war überhaupt nur wenigen Bibliophilen bekannt geworden, die Gelegenheit gefunden hatten, die beiden Ausgaben miteinander zu vergleichen. Auch Gori, der seinen Druck nach der zweiten erweiterten Fassung veranstaltet hat, hat nichts davon gewußt, daß es noch eine andere Ausgabe gäbe.

Schon auf Seite 41 findet sich in der zweiten Fassung des Buches ein Satz eingeschoben, der besagt, daß Bembo, Sannazaro, die Marchesa di Pescara und andere die vornehmsten modernen Dichter seien, daß es ihnen in ihrer Kunst aber nicht gelungen sei, über Petrarca hinauszukommen. Auf Seite 42 ist dann aber ein zweiter, viel wichtigerer und längerer Passus eingeschoben, der sich ausschließlich mit dem persönlichen Verhältnis von Papst Julius III. zu Michelangelo beschäftigt (Taf. IIIa und b). Bekanntlich hat Condivi diesem Papst aus dem Geschlechte der Del Monte sein Werkchen gewidmet, und es ist ihm dann nachträglich eingefallen, daß es sich gehörte, der besonderen Wohltaten, mit denen Julius III. den großen Buonarroti überschüttet hatte, ein besonderes Wort zu gönnen. So erklärt sich denn die Ausführlichkeit in diesem Nachtrag über die große Rücksichtnahme und die grenzenlose Verehrung, mit der Julius III. den größten Künstler seines Zeitalters behandelt hat.

Ein dritter Passus, der sich mit Albrecht Dürers bekannten anatomischen Versuchen beschäftigt, wurde dann vielleicht nur zur Raumfüllung eingeschoben. Eine solche Arbeit hatte auch Michelangelo geplant, aber leider niemals zur Ausführung gebracht. Condivi berichtet, daß Michelangelo die Ausführungen Dürers als unzureichend beurteilte, weil er nur von den Maßen und nicht von der Bewegung der Figuren gehandelt habe, und daß er selbst beabsichtigte, die Arbeit des deutschen Künstlers zu ergänzen. Seine Schrift sollte den Titel führen: *Il trattato di tutte le maniere de' moti umani e apparenze e dell'ossa con una ingegnosa teorica per lungo uso ritrovata, ai professori di scultura e pittura utilissima.*

Nur das Victoria and Albert Museum und das British Museum in London besitzen beide Fassungen der Condivi-Ausgabe von 1553. Daß sie mir in dem Abstand von vierzehn Jahren beide hintereinander in die Hände fielen, muß ich als einen der seltsamsten und glücklichsten Zufälle betrachten, die mir als Sammler von Michelangelo-Schriften in nun bald 30 Jahren vorgekommen sind.

Die zweite vollständigere Fassung *Condivis*, nach welcher sämtliche Neudrucke veranstaltet worden sind, erwarb ich zuerst im Jahre 1912 in der Libreria Loescher in Rom für einen Preis, der damals nicht unbedeutend war, heute aber als außerordentlich gering erscheinen muß. Die erste Fassung brachte mir vor zwei Jahren mein verstorbener Freund John Marshall als Geschenk ins Haus, ohne daß er ahnte, daß es sich gerade um diejenige Fassung handelte, die ich niemals mehr zu finden hoffen konnte.

Diese beiden *Condivi*-Ausgaben dürften heute kaum noch auf dem Büchermarkt wieder erscheinen, ebensowenig wie es mir jemals gelungen ist, ein Exemplar von Tarsias Leichenrede auf Michelangelo aufzutreiben, von der sich je ein Exemplar in der Vaticana, in der Bibliotheca Nazionale in Florenz und in der Staatsbibliothek zu München befinden. Dieses Buch hat auch deswegen einen besonderen Wert, weil es eine Reihe von Sonetten und Gedichten in italienischer und lateinischer Sprache veröffentlicht, die damals auf den Tod Michelangelos von Berufenen und Unberufenen gedichtet worden sind und die nur noch ein einziges Mal in einem unbedeutenden, heute ebenfalls selten gewordenen Buch, über Michelangelo wieder abgedruckt worden sind.

Überhaupt zeitigte das Hinscheiden Michelangelos im Februar 1564 eine besondere, in ihrem Reichtum wohl einzig dastehende Literatur. Vor allem gaben die Giunti, die berühmtesten Verleger von Florenz, noch im Jahre 1564 eine Beschreibung jenes großartigen Leichenbegängnisses heraus, an dessen Zurüstung sich alle Künstler von Florenz ohne Unterschied beteiligt haben. Auch dieses Büchlein stellt den Sammler und Forscher vor ein besonderes Problem, da es mit zwei verschiedenen Titelblättern erschienen ist, die ich beide das Glück habe in guten Exemplaren zu besitzen (Taf. IVa und b). Das eine gibt als den Tag des Leichenbegängnisses in S. Lorenzo den 28. Juni an, das andere den Tag, an dem das Ereignis wirklich stattfand, den 14. Juli. Zweifelsohne lag die Sache so, daß die Ehrung Michelangelos ursprünglich für den 28. Juni geplant war, daß man aber mit den Vorbereitungen, die immer mehr an Ausdehnung gewannen, die ganz Florenz und auch den Herzog Cosimo aufs nachhaltigste beschäftigten, nicht rechtzeitig fertig geworden war. So mußte die Feier vom 28. Juni auf den 14. Juli verschoben werden.

Nicht nur Giovan Maria Tarsia, sondern auch Lionardo Salviati hat im Jahre 1564 in der Stamperia Ducale in Florenz eine Leichenrede auf Michelangelo gedruckt, die inhaltlich für Michelangelos Leben und Wesen über die Maßen unergiebig ist, dem Bibliophilen dagegen durch den schönen Druck und das prächtige Signet der herzoglichen Druckerei besonders begehrenswert erscheint (Taf. Va). Auch die *Orazione* des Lorenzo Salviati gehört natürlich zu den großen Seltenheiten der Michelangelo-Literatur, sie ist aber in verkürzter Form in den Gesammelten Werken des Salviati im Jahre 1575 noch einmal abgedruckt worden.

Die Leichenrede selbst aber hielt Benedetto Varchi, der Florentiner Historiker, dem großen Freunde in S. Lorenzo. Im Auftrage des jüngeren Buonarroti, Michelangelos Großneffen, hat Antonio Ciampelli die Totenfeier in dem noch heute wohl erhaltenen Freskenzyklus der Casa Buonarroti verewigt, wo Varchi in der charakteristischen Florentiner Tracht mit dem Barrett auf dem Kopf in eindringlichen Redegesten auf der Kanzel erscheint, während sich im Hintergrunde der Kirche der mächtige Katafalk erhebt.

Selbstverständlich ist auch diese Verherrlichung des toten Michelangelo im Druck erschienen (Taf. Vb), und man kann jedenfalls sagen, daß sie im Inhalt wesentlich ergiebiger ist als die Leichenreden des Tarsia und des Salviati. Wieder waren es die Giunti, die den Druck übernahmen. Einer anderen Größe der Florentiner Gelehrtenwelt, dem Prior der Innocenti Vincenzo Borghini, wurde das Buch gewidmet. Bei der Bedeutung des Autors, der doch immerhin in Florenz als der erste Historiker seiner Zeit die größte Achtung genoß, muß es verwunderlich erscheinen, daß dieses Buch niemals eine zweite Auflage erlebt hat, während doch selbst die Beschreibung des Leichenbegängnisses Michelangelos zur Jahrhundertfeier im Jahre 1875 in einem Nachdruck neu erschienen ist, ein Nachdruck übrigens, der heute beinahe eben so selten geworden ist wie das Original. Auch eine Übersetzung der Leichenrede Varchis in extenso ist niemals unternommen worden, nicht einmal in deutscher Sprache.

Von allen Gelegenheitspublikationen zum Tode Michelangelos ist diese *Orazione funerale* von Varchi noch bis vor kurzem der einzige Druck gewesen, der noch häufiger im Buchhandel auftauchte. Ich selbst besitze nicht weniger als drei Exemplare, während es mir nach langem Suchen nur mit Mühe gelang, in einem allerdings tadellosen Exemplar die *Orazione* des Salviati aufzutreiben.

Vier Jahre nach dem Tode Buonarrotis, im Jahre 1568, gab Vasari die zweite Auflage seiner Künstlerlebensbeschreibungen bei den Giunti heraus, in denen er auch das Leben Michelangelos erneut behandelt, nachdem er es einer völligen Umarbeitung unterworfen hatte. Hierzu hatte ihn vor allem das Leben Michelangelos von Ascanio Condivi bestimmt, das seine helle Eifersucht erregt hatte, weil sich Condivi selbst als den alleinigen Herold vom Ruhme Michelangelos hingestellt hatte. So mußte es Vasari in seiner Neuausgabe daran liegen, der Welt zu beweisen, daß die Arbeit Condivis nur untergeordneten Ranges war, während er selbst allein den Anspruch erheben zu können glaubte, als vertrautester Freund des großen Florentiners das Leben Michelangelos so darstellen zu können, wie es wirklich gelebt worden war. Wie nahe er persönlich dem Einsiedler am Macel' de' Corvi gestanden hatte, glaubte er dadurch vor aller Welt erhärten zu können, daß er eine Reihe von Briefen veröffentlichte, die Michelangelo an ihn gerichtet hatte. Außerdem aber, um gerade dieser Vita, die das besondere Verhältnis vor der Welt erhärten sollte, das ihn mit dem Meister verbunden hatte, bei seinen Landsleuten ein besonderes Ansehen zu verleihen, kam er auf den Gedanken, von dieser Schrift eine Sonderausgabe zu veranstalten, die er als vielerfahrener Hof- und Weltmann dem Sohn des Ottaviano de Medici, dem Magnifico Alessandro, in einer ziemlich schwülstigen Widmung zuzueignen wußte.

Schon Comolli erklärte in seiner *Bibliografia storico-critica dell architettura civile ed arte subalterne* (Roma 1788/92), daß dieser Sonderdruck des Lebens Michelangelos von Vasari zu den großen bibliophilen Seltenheiten gehörte, und daß ihm nur ein einziges Exemplar zu Gesicht gekommen sei, das er selbst besaß. Minderwertige Exemplare des Buches sind mir aber doch mehrfach im Buchhandel vorgekommen; mir selber gelang es vor einigen Jahren, ein tadelloses Exemplar mit breitem Rand, dem Porträt Michelangelos und dem Signet der Giunti, der berühmten Lilie von Florenz, zu erwerben (Taf. VIa). Es ist übrigens die einzige Sonderausgabe, die Vasari aus der großen Zahl seiner Lebensbeschreibungen, überhaupt veranstaltet hat und schon deshalb ein Kuriosum, das den Biographen Michelangelos so gut wie unbekannt geblieben ist.

Derselbe Mann, dem wir es zum großen Teil verdanken, daß die Casa Buonarroti in Florenz heute einen einzigartigen Schatz von Michelangelo-Dokumenten besitzt, derselbe Mann, der dieses Stammhaus in der Via Ghibellina sozusagen

ESEQUIE DEL DIVIN

MICHEL AGNOLO

BVONARROTI

*Celebrate in Firenze dall' Accademia de
Pittori, Scultori, & Ar-
chitettori.*

Nella Chiesa di S. Lorenzo il dì 14 Luglio

MDLXXIII.



IN FIRENZE

Appresso i Giunti 1564.
Con Privilegio.

B

ESEQUIE DEL DIVINO

MICHEL AGNOLO

BVONARROTI

*Celebrate in Firenze dall' Accademia de
Pittori, Scultori, & Ar-
chitettori.*

Nella Chiesa di S. Lorenzo il dì 18. Giugno

MDLXXIII.



IN FIRENZE

Appresso i Giunti 1564.
Con Privilegio.

A

begründete, mit Fresken ausmalen ließ und hier alle Erinnerungen an seinen Großvater sammelte, dieser pietätvolle Michelangelo Buonarroti junior besorgte auch im Jahre 1623 jene Ausgabe der Gedichte seines Ahnherrn, die Karl Witte genau 200 Jahre nachher als einen der schamlosesten Literaturunterschleife aller Zeiten gebrandmarkt hat (Taf. VIIb).

Manchem allerdings ist dieses Urteil reichlich hart erschienen, vor allem, weil der Herausgeber Buonarroti selbst in seinem Vorwort an den Leser durchblicken läßt, daß seine Fassung der Gedichte nicht immer mit den Versen übereinstimme, wie sie z. B. schon Varchi und andere vorher veröffentlicht hätten. Er habe — wie er sich ausdrückt — aus dem Kodex Vaticanus und aus dem eigenen Hausarchiv *le piu opportune e le piu risolute lezioni* ausgewählt. Dabei hat er allerdings verschwiegen, daß er in maiorem gloriam seines großen Ahnherrn selbst die Feder in die Hand genommen hat, nicht nur um die unvollendeten Gedichte zu vollenden, sondern auch um alles das zu verändern und nach seiner Meinung zu verbessern, was ihm einer neuen Redaktion bedürftig erschien.

Nun hat sich aber zum Glück oder zum Unglück des Herausgebers im Archiv Buonarroti noch das dreibändige Manuskript erhalten, nach dem Michelangelo der Jüngere seine Ausgabe veranstaltet hat. Hier enthüllt der Pronipote in ungedruckt gebliebenen Soliloquien noch viel deutlicher — mehr sich selbst wie anderen — die Skrupel und Bedenken, die ihn veranlaßten, die Dichtungen Michelangelos so wiederzugeben, wie sie verfaßt worden waren. »Die Unwissenheit der Menschen sucht immer nach Gelegenheiten, Verdächtigungen auszustreuen« schreibt er einmal, und das Resultat war, daß z. B. Tommaso Cavalieri aus den Sonetten Michelangelos einfach verschwand und daß die Freundschaftsgedichte ohne weiteres in Liebesgedichte an Frauen verwandelt wurden. Haben doch auch der Erzbischof von Florenz, der Beisitzer des Santo Uffizio und der Generalinquisitor ihr Imprimatur für dies Buch geben müssen, und wohl auch, um solchen scharfen Augen keinen Anstoß zu geben, wurde der wahre Michelangelo einem Phantom geopfert und seine Gedichte großen Teils verwässert und verfälscht der Nachwelt übermittelt.

Mehr wie 100 Jahre vergingen, da erschien im Jahre 1726 von dem vortrefflichen Domenico Maria Manni eingeführt die zweite Auflage der *Rime* Michelangelos, an die sich dann in schneller Folge weitere Auflagen angeschlossen haben. Allen

diesen Auflagen aber liegt der gefälschte Text des jüngeren Buonarroti zugrunde, bis endlich im Jahre 1863 die klassische Ausgabe von Cesare Guasti in Florenz erschien, der dann im Jahre 1897 die Ausgabe von Karl Frey folgte, die in Textkritik und Akribie der Quellen nicht mehr übertroffen werden konnte. Wenn man also bedenkt, daß mehr als zwei Jahrhunderte lang die intimsten und eigensten Gedanken Michelangelos, die er in diesen Dichtungen ebenso rückhaltlos offenbart hat, wie es Shakespeare in seinen Sonetten getan, einfach unterdrückt worden sind, wenn man bedenkt, daß der Pronipote Sonette und Madrigale den Zeitgenossen unterbreitet hat, die nichts mehr von der Leidenschaft des Gefühles, von der Kraft und Tiefe der Gedanken aufzuweisen hatten, mit denen der große Michelangelo sein Werk geprägt hatte, so muß man allerdings zugeben, daß die Empörung Karl Wittes, dem noch nicht einmal die Quellen zu Gebote standen, die wir heute besitzen, nicht unberechtigt war.

Schon bei Michelangelos Lebzeiten wob die Legende ihre Schleier um seine außerordentliche Erscheinung. Francisco de Hollanda legte in Dichtung und Wahrheit seine Römischen Erlebnisse in den vielumstrittenen Unterredungen von San Silvestro nieder, und Donato Gianotti verfaßte jene merkwürdigen Dialoge, die den Titel tragen: *De' giorni che Dante consumo nel cercare l'Inferno e il Purgatorio*. In beiden Schriften von Männern, die Michelangelo mehr oder weniger nahe gestanden haben, wird der große Meister als Mittelpunkt geistigen Gedankenaustausches redend eingeführt. Beide Manuskripte wurden aber erst in neuerer Zeit gedruckt und dann allerdings ganz oder im Auszug vielfach neugedruckt und übersetzt.

So umstritten auch der Quellenwert dieser beiden Schriften ist, so wenig möchten wir sie missen. Zeigt uns Hollanda seinen Helden in vertrauten Gesprächen mit Vittoria Colonna, so schildert uns Gianotti, wie Michelangelo auf dem Forum Romanum wandernd mit seinen literarischen Freunden in eifriger Diskussion Dante-Probleme erörtert. Und wie wertvoll und charakteristisch sind die Aufschlüsse, die wir hier über die Denkweise und Lebensgewohnheiten Buonarrots erhalten, der am Schluß der Unterhaltung nicht dazu zu bewegen ist, seine Einsamkeit preiszugeben und mit den Freunden die Mahlzeit zu teilen. Wohl aber gelingt es seinen Freunden, ihn zu bestimmen, um dieser Stunde die letzte Weihe zu geben, jenes herrliche Sonett auf Dante vorzutragen, das er selbst

vor wenigen Tagen verfaßt hatte und das mit den berühmten Worten schließt:

Wär ich wie Er! Dann hätt ich Geist so viel,

Ich würde gern das höchste Glück der Erde

Preisgeben für sein bitteres Exil!

Habent sua fata libelli! Obwohl Charles Elliot Norton in seiner kurzen und vortrefflichen Michelangelo-Bibliographie versichert, die Dialoge des Donato Gianotti seien nur in 100 Exemplaren gedruckt und heute völlig unauffindbar geworden, so habe ich doch noch vor kurzem ein zweites tadelloses Exemplar meiner Sammlung einverleiben können. Aber ob in sämtlichen Bibliotheken Deutschlands ein einziges Exemplar dieser Dialoge aufzutreiben wäre? — Ebenso glücklich war ich, kurz nacheinander zwei Exemplare einer Sammlung von Michelangelo-Dokumenten zu erwerben, die Daelli im Jahre 1865 in autographischer Nachbildung herausgab. Diese Dokumente befanden sich damals im Besitz des Achille Migliavacca in Mailand und werden heute zum Teil im British Museum bewahrt und sind zum Teil in meinem Besitz. Léon Dorez bemerkt in einer ausgezeichneten Studie über Michelangelo, daß er in den Bibliotheken in Paris, Florenz und Mailand vergeblich nach Daellis Schrift gefahndet hat.

Suchte Dorez vergebens nach Daelli, so ist es mir andererseits niemals gelungen, ein Buch zu finden, das, wie es scheint, anonym erschien und den Titel trägt: *Le danger de la satire ou la vie de Nicolo Franco, poète satirique Italien.* Aus diesem Buche, das im Jahre 1778 in Paris erschien, veröffentlichte Achille Monti im Jahre 1866 in der Zeitschrift *Buonarroti* einen Dialog zwischen Niccolo Franco und Michelangelo Buonarroti. Und ebendort veröffentlichte Monti im gleichen Jahre einen höchst merkwürdigen Bericht über die Vision eines wunderbaren Gestirns, die Michelangelo in einer Nacht in seinem Gärtchen am Macell' de' Corvi gehabt haben soll.

Diese Zeitschrift *Buonarroti* ist heute ebenso selten geworden wie alle die Nozze-Publikationen, die nach alter schöner italienischer Sitte von gelehrten Freunden den Neuvermählten zum Hochzeitstage überreicht werden und die wegen ihrer Seltenheit die Verzweiflung aller Forscher und Bibliophilen sind. Ich glaube aber in meiner Sammlung weit mehr als hundert solcher Gelegenheitschriften zu besitzen, die irgendein Dokument oder eine Studie über Michelangelo veröffentlichen, oder auch nur ein Gedicht zu seinem Lobe der Nachwelt über-

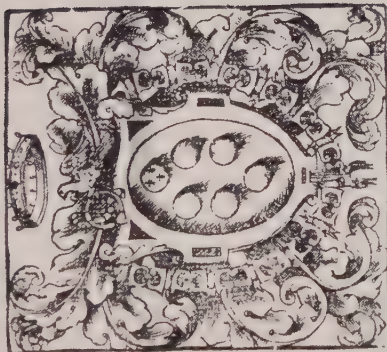
mitteln wollen. Trotzdem ist es bei der grenzenlosen Bewunderung, die Michelangelos Person und Kunst in unserem Zeitalter des Buches genießt, in höchstem Grade verwunderlich, daß sich die Bibliophilie noch so wenig mit ihm befaßt hat, daß buchtechnisch wertvolle Einzeldrucke, die sich mit ihm befassen, außer einem Bodoni-Druck seiner Gedichte, kaum veröffentlicht wurden. Wie dankbar würde die Aufgabe sein, Varchis *Orazione funerale* z. B. in guten Typen neu zu drucken, oder die unauffindbaren Dialoge des Donato Gianotti und die *Due Lezioni* des Benedetto Varchi mit kritischen Anmerkungen erneut herauszugeben. Solche Bücher mit dem italienischen Urtext und deutscher Übersetzung müßten den Bibliophilen aller Länder Freude machen.

Es sollte aber bei solchen kostbaren Drucken der Wert des Inhaltes stets dem Wert der Aufmachung entsprechen. Dies läßt sich wohl von Luca Beltramis, *La Maschera di Michelangelo nel Castello Sforzesco* — in 250 Exemplaren gedruckt — und von Giuseppe de Lorenzos *L'aurora, il giorno, il crepuscolo, la notte* — in 120 Exemplaren gedruckt — sagen; beides sind aber keine Luxusdrucke im eigentlichen Sinne. Ein solcher ist aber der oben genannte Druck der Bodoni-Montagnola Presse von 22 Sonetten, drei Epigrammen und 76 Madrigalen Michelangelos, die ohne irgendwelchen inneren Zusammenhang willkürlich ausgewählt und ohne jegliche Textkritik in den herrlichen Bodonitypen, allerdings mit erlesenem Geschmack, neugedruckt wurden. Von dem ersten Gastdruck der Turm-Presse, der im Jahre 1928 erschien und ein Sonnett Michelangelos zu übersetzen und bildnerisch zu interpretieren versucht hat, ist es am besten, nichts zu sagen. Ein Buch von Emile Bernard, *Le grand et tres divin Michelange*, das 1924 in Tonnere erschien, hat eigentlich auch nur den einen Vorzug, daß es in beschränkter Auflage von 150 Exemplaren gedruckt wurde. Eine soeben *A l'Enseigne du raisin* in 130 Exemplaren in Dijon erschienene Luxusausgabe in Klein-Folio von einer Auswahl der berühmtesten Sonette Michelangelos im italienischen Urtext mit französischer Übersetzung von Paul Hazard wird durch das köstliche Papier, den guten Druck und die gelungene Anordnung des Textes jedem Bibliophilen Freude machen.

Aber nur ein einziger moderner bibliophiler Druck ist Michelangelos in jedem Sinne würdig; aber ich fürchte, er ist überhaupt nur in wenigen Exemplaren aus Amerika nach Europa gelangt. Es ist die englische Übersetzung der *Vita Condivis* von

ORAZIONE
DI
LIONARDO SALVIATI
NELLA MORTE DI

MICHEL AGNOLO
BYONARROTI.



IN FIRENZE
Con Privilegio, nella Stamperia
Ducale. 1564.

A

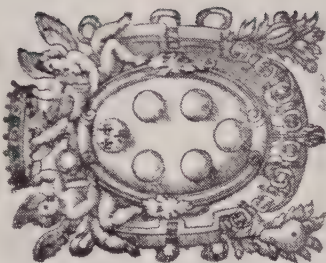
ORAZIONE
FVNERALE
DIM. BENEDETTO
VARCHI

Fatta, e recitata da Lui pubblicamente nell'essequie di
MICHEL AGNOLO BYONARROTI
in Firenze nella Chiesa di San
LORENZO.

Indritta al molto Mag. & Reuerendo Monsignore
M. VINCENZIO BORGHINI
Priore degli Innocenti.



CON PRIVILEGIO.



IN FIRENZE,
APPRESSO I GIUNTI
MDLXIIII.

B

RIME D I MICHELAGNOLO

BVONARROTI.

Raccolte da Michelagnolo
suo Nipote.



IN FIRENZE APPRESSO I GIUNTI
CON LICENZA DE' SUPERIORI.
M. DC. XXII.

B

VITA DEL GRAN MICHELAGNOLO BVONARROTI.

*Scritta da M. Giorgio Vasari, Pittore
& Architetto aretino.*

Con le sue Magnifiche Effequie
stategli fatte in Fiorenza.
DALL' ACADEMIA DEL DISEGNO.

Con Licenza, & Privilegio.



Nella Stamperia de' Giunti 1568.

A

Herbert P. Horne, dem früh verstorbenen Kunstforscher und Kunstfreunde, der seine Sammlungen der Stadt Florenz vermacht hat. Horne hat nicht nur die Übersetzung ausgeführt, sondern auch selbst die Typen und Ornamente für sein Buch gezeichnet, das von der Merrymount Press in Boston im Jahre 1904 gedruckt worden ist. Das köstliche Exemplar, das ich besitze, fand ich in der Bibliothek meines Freundes, Sir Herbert Thompson in London, und ich erinnere mich noch deutlich der stillen Abendstunde, als er den heißbegehrten Schatz vom Bücherregal herabnahm, um ihn mir zu schenken.

*

Das Inventar, das gleich nach Michelangelos Tode in seinem Häuschen unweit des Trajansforums aufgenommen wurde, ist in mehr als einer Hinsicht ein ganz eigenartiges Dokument. Es verzeichnet einerseits den künstlerischen Nachlaß des Meisters, die unvollendeten Marmorarbeiten und die Kartons und Entwürfe, die ihn bis zuletzt beschäftigt hatten, daneben führt es aber auch seinen gesamten Hausrat auf und gibt uns eine klare Vorstellung von der kaum vorzustellenden Einfachheit der Lebenshaltung des großen Künstlers mitten im glänzenden Rom der Renaissance.

In seinem Schlafzimmer stand ein Bett mit drei Matratzen, zwei Wolldecken und einem Schaffell, und darüber war eine Art von Baldachin aus weißer Leinwand angebracht. Außerdem wird noch ein großer Schrank erwähnt, der Wäsche und Kleidungsstücke barg, und dann stand hier die wohlverschlossene und versiegelte Truhe, in der Michelangelo in allerhand Gefäßen, kleinen Säcken und Tüchern die nicht unbedeutenden Summen aufbewahrte, die er sich in seinem langen, arbeitsreichen Leben sammelte.

Ein zweites Bett stand im Zimmer nebenan, hier sah man auch eine Kredenz mit Gläsern, einen alten Kasten mit einem Spiegel und einer Gelegenheit, sich zu waschen. Hier war auch ein offener Kamin mit zwei Feuerständern, der Kamin, an dem Michelangelo die langen einsamen Tage und Nächte vor seinem Hinscheiden verbracht hatte.

Kein Teppich, kein Schreibtisch, kein Lehnstuhl, nicht ein einziges Stück Silbergerät werden in diesem Inventar aufgeführt, das doch die leeren Fässer nennt, die im Keller lagen, und auch das Pferdchen im Stall nicht vergißt, auf dem der Greis den weiten Weg nach St. Peter zurücklegte oder nach einer der

römischen Kirchen ritt, wo er regelmäßig die Messe zu hören pflegte. Aber auch kein einziges Buch wird in diesem Schriftstück erwähnt, und doch wissen wir, daß Michelangelo in seiner Jugend seinen Geist allseitig zu bilden versucht hatte, und daß er im Alter an den literarischen Interessen und der religiösen Bewegung seines Zeitalters lebhaften Anteil nahm. Hatte er doch schon im Jahre 1494 in Bologna seinem Gastfreund Aldrovandi aus Boccaccio und Dante vorgelesen, galt er doch bei seinen Zeitgenossen als einer der größten Dantekenner, dessen *Divina Commedia* er nach *Condivis* Zeugnis fast vollständig auswendig wußte.

Also zweifelsohne wird Michelangelo auch Bücher gesammelt haben, wenn sie auch in seinem Nachlaßinventar nicht aufgeführt werden. Und wenigstens auf ein Buch können wir heute noch den Finger legen, das er bestimmt besessen hat. Dieser Schatz wird unter den Schätzen des British Museum bewahrt, und die Stunde ist mir noch heute gegenwärtig, in der ich dieses Buch in der Hand hielt. Es ist eine der ersten Ausgaben der *Rime* der Illustrissima et Eccellentissima Marchesana di Pescara, gedruckt in Venedig im Jahre 1552. Diese Dichtungen seiner edlen Freundin, *piene di casto amore e di pietade*, die er bereits im Jahre 1547 durch den Tod verloren hatte, wird Michelangelo immer wieder in die Hand genommen haben. Und jenes Sonnett:

*Ma quanto fece allor pungente strale
Piu larga piaga, tanto oggi mi vanto
Di nova gioia . . .*

muß ihm besonders wert gewesen sein, denn hier trug er mit fester Hand seinen Namen ein: *Michelagnolo Schultore!* Unter den wenigen Reliquien intim persönlichen Charakters, die wir heute noch von Michelangelo besitzen, gibt es keine ähnlich ergreifende wie dieser Namenszug in diesem Pergamentband mit den Dichtungen der Vittoria Colonna.

Derselben gütigen Hand meiner unvergeßlichen Freundin, Frau Frida Mond, die ein tiefbeseeltes Marmorbild Michelangelos aus seinen späten Lebensjahren auf meinen Kamin gezaubert hat, verdanke ich auch ein Exemplar der unschätzbaren Danteaussgabe mit dem Commentar des Christoforo Landino, die im Jahre 1484 in Venedig erschien.

Diese köstliche Inkunabel mit dem Signet des Ottaviano Scoto da Monza ist in ihrem Zustande tadelloser Erhaltung schon an und für sich ein beneidenswerter

Besitz. Was aber würde erst ein solcher Besitz bedeuten, wenn es sich nachweisen ließe, daß dieses, gerade dieses Exemplar dasjenige gewesen ist, das Michelangelo benutzt und besessen hat?

Natürlich ist es hier nicht der Ort, ein Problem lösen zu wollen, an dem sich schon mehrfach erlauchte Geister versucht haben, ohne zu einem endgültigen Resultat gelangt zu sein. Am wenigsten aber dürfte der Besitzer eines solchen Schatzes befugt sein, andere glauben machen zu wollen, er habe in seiner Bibliothek das Dantee Exemplar, das einst Michelangelo, der große Dantekenner, sein Eigentum genannt hat.

Immerhin steht die Tatsache fest, daß sich in diesem Buche mehr als eine handschriftliche Eintragung befindet, die sehr wohl von Michelangelo gemacht sein kann, dessen männliche und klare Schriftzüge uns ja aus seinem reichen literarischen Nachlaß so wohlbekannt sind. Vor allem aber gibt ein Eintrag zu denken, den man im vierten Gesang des Purgatorio ziemlich am Anfang liest, wo die Worte *Vassi in San Leo* unterstrichen sind und daneben in der hellen Sepiatinte, die Michelangelo zu benutzen pflegte, an den Rand die Worte geschrieben sind:

ego Michael Angs a decto loco notavi.

Zwei Einwendungen wird hier der Skeptiker sofort erheben. Erstens wird er sagen, daß wir zwar heute, wenn wir von Michelangelo sprechen, nur an den einen großen Michelangelo denken, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllt hat, daß sich aber natürlich auch andere Leute in Italien Michelangelo und Raffael rufen ließen als nur die beiden großen Künstler der Renaissance. Hierauf wäre zu antworten, daß niemand als der einzige Michelangelo schon bei seinen Lebzeiten diesen Namen so ohne jeden Familiennamen zu benutzen pflegte, daß alle, die nach ihm Michelangelo hießen, ihren Familiennamen dem Rufnamen als selbstverständlich beizufügen pflegten (Taf. VII).

Als zweiten Einwand könnte man die Tatsache vorbringen, daß Michelangelo kein Latein verstand, und daß er sogar die Bittschrift an Leo X., die Gebeine Dantes aus Ravenna nach Florenz zu überführen, als einziger italienisch und nicht wie alle anderen feierlich mit seinem lateinischen Namen unterschrieben hat. Aber gerade das halb italienische halb lateinische Dictum: *a decto loco notavi* erhärtet nur die These, daß Michelangelo niemals ordentlich Latein gelernt hatte,

aber doch soviel verstand, wie er aus dem Brevier gelernt haben mußte, das der fromme Mann alle Tage mit in die Messe nahm. Und endlich darf man nicht vergessen, daß eine ganze Anzahl der vielen Kontrakte, die Michelangelo mit Päpsten und großen Herren, mit Stadt- und Baubehörden und Steinmetzen abgeschlossen hat, in lateinischer Sprache abgefaßt waren, die damals noch bei wichtigen und feierlichen Anlässen die allgemein übliche war.

Diese Einwände ließen sich also widerlegen, und man wird schließlich die Schriftzüge selbst befragen müssen, die nicht nur den allgemeinen Schriftcharakter des Cinquecento tragen, sondern sich auch zwanglos dem besonderen Ductus Michelangelos einreihen. Vor allem erscheint das Wort *decto*, das sich häufig in seinen Autographen findet, hier genau so eigentümlich geschrieben, wie es stets bei ihm geschrieben ist.

Jedenfalls verdiente das einzigartige Problem viel eingehender untersucht zu werden, als es bis jetzt geschehen ist; denn es wäre wirklich keine kleine Sache, feststellen zu können, daß wir noch heute das Danteexemplar besitzen, aus dem sich der unsterbliche Michelangelo seine einzigartige Kenntnis der Göttlichen Komödie angeeignet hat.

Wer die Tiefen eines großen Geistes zu ergründen unternimmt und seinen Wirkungen durch die Jahrhunderte nachgehen will, der schöpft aus einem Bronnen, der ewig unerschöpflich bleiben wird. So gab ich 1913 ein Buch heraus, in dem ich alle Bildnisse und Porträtdarstellungen Michelangelos in ihren Urtypen und Ableitungen einigermaßen vollständig gesammelt zu haben glaubte. Aber vor zwei Jahren schon sandte mir Dr. Georg Gronau aus Florenz die Photographie eines Michelangelo-Porträts, das sich in Paris in Privatbesitz befindet, und siehe da, es war der bis dahin unbekannte Urtypus des Della Stufa-Porträts Michelangelos, das schon seit langem in Amerika bewahrt wird. Hier ist Michelangelo mit seinem Filzhut dargestellt, und das Della Stufa-Porträt ist nur ein Ausschnitt des Pariser Bildes, das auch deshalb merkwürdig ist, weil es wie der auf keinem anderen der bekannten Bildnisse beide Hände Michelangelos wiedergibt (Taf. I).

Und noch eine andere Überraschung war mir vorbehalten, als ich vor mehr als einem Jahre Papst Pius XI. die Michelangelo-Bibliographie überreichte, in der

sto. Ne che el tempo era passato. Imperhoche ciascuno de due hemisperii e di
ra gradi. Adunque era passato del giorno cinque gradi piu chel quarto perche e
ra cinque. **QUANDO VENIMO** oue. Aquei luogo nel quale. **QUELLANI**
RO QUL. Mostrandoci il passo. **E VOSTRO** dimando. E elluogho del salire a
Mostrano questi negligenti lauia a Virgilio & a Danthe. Il che significa che spe
amo: che la uita uoluptuosa d'altri ci fa continenti: perche cidispiace in quegli te

NOn e marauiglia: se la uita: c
erta. Imperhoche questa ui
li dicemmo di sopra: le quali inf
sono piene d'anni & di sudore
hanno posto el sudore innanzi a
prima mostra la strefteza dela u
el uillano al tempo. **CHÉ LV**
perche si matura. **IMPR VNA: r**
aperta. maggior callaia. **CON V**
te spine quanto stanno in su pic
la strefa uia. Calles in latino sig
facti dal callo depiedi degl'animi:
in san leo. Questa terra e nela fo
uole ire: truoua difficile erta. **Ni**
posta i un uallone: doue cō gran
e montagna nel contado di reggi
ME. Benche cacumen in latino i
no cacume e una molto ripida m

Maggiore apta molte uolte impruna
con una forcatella di sue spine
lhuom dela uilla quando luua ibruua
Chenō era lo calle onde saline
Lo duca mio: & io appresso soli
come da noi la schiera si partine.
Vassi in san leo & discendesi in noli
montasi in bismantua & in cacume
conessepie ma gli cōuen chuom uoli.
Dico cō lale snele & com le piume
del gran disio drieto a quel condotto
che speranza mi daua & facea lume

cono in cacume: cioe nela sommita de' monte di san Leo. In tutti luoghi bend
meno ui si ua con piedi. Ma la salita di questo monte e quasi a guisa di muro: isc
ghi dacti disopra per l'alteza dele cose terrene: come sono ricchezze: potentia: d
uoluptuosa: come enoli. Ale quali epiedici: cioe l'appetito humano puo arruia
non hanno lusinghe de' sensi: bisogna uolare con lale del gran disio. Imperhod
significano lamore sensitiuo: & non piglia lale: cioe lamore dele cose incorpori

*esso sul Sacellang. a d. An
loco notui*

RARIORA UND CURIOSA DER MICHELANGELO-LITERATUR

ich gemeinsam mit Dr. R. Wittkower alle Quellen gesammelt zu haben glaubte, die zur Lebensgeschichte des Florentiner Meisters ja so reichlich fließen. Als echter Gelehrter, dem jedes Buch, das unsere Kenntniss bereichert, ein Erlebnis, ist, ließ sich der Papa Bibliotecario über Entstehungsgeschichte und Anlage des Buches genau Bericht erstatten und sagte endlich mit gütigem Lächeln, er glaube meine Kenntnisse über Michelangelo auch seinerseits noch durch einen Strombetto Toscano bereichern zu können, den ich als Forestiere kaum kennen könne, und der doch so fein und treffend mit wenig Worten das große Wunder der Natur zusammenfasse, das in Michelangelos einzigartiger Erscheinung Gestalt gewonnen habe.

Natürlich hatte ich von einem solchen Verslein keine Ahnung und nun prägte mir SeineHeiligkeit, indem er ihn mehrmals wiederholte, den *Strombetto Toscano* zu immerwährendem Gedächtnis ein, wie er ihn in seiner Jugend oft gehört hatte. Und weil dieser Vers meines Wissens niemals gedruckt worden ist und er doch verdiente, nicht nur im Volksmunde, sondern auch in der Michelangelo-Literatur weiterzuleben, so sei er zum Schluß als Ineditum den »Rariora und Curiosas« angereiht:

Pittor, scultor, architetto, poeta

Pare uno stuolo

Ed è uno solo.

Zu deutsch etwa:

Maler, Bildhauer, Architekt, Dichter —

Es scheint eine Schar,

Obs doch nur einer war.

DIE DEUTSCHEN WISSENSCHAFTLICHEN BIBLIOTHEKEN UND DAS ANTIQUARIAT

VON

HANS PAALZOW

Das Antiquariat ist für die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken unentbehrlich. Es gibt keine unter ihnen, die ohne Schaden für ihre Entwicklung längere Zeit auf antiquarische Käufe verzichten kann. Betrachtet man umgekehrt die gegenseitigen Beziehungen zwischen Bibliotheken und Antiquariat vom Standpunkt des Antiquars, so wird man sagen dürfen, daß zu manchen Zeiten die Bibliotheken nicht besonders gute Kunden der Antiquare gewesen sind, und daß auch heute der Antiquar wohl durchschnittlich mehr an Privatpersonen verkauft wie an Bibliotheken. Aber trotzdem gibt es zahlreiche Bücher und besonders Handschriften, für die nur die Bibliotheken als Käufer in Betracht kommen, so daß man behaupten kann, daß auch für das Antiquariat die Bibliotheken als Käufer unentbehrlich sind. Und die Statistik beweist außerdem, daß die antiquarischen Ankäufe der größeren Bibliotheken recht beträchtlich sind und zu Buch schlagen.

I

Das deutsche Antiquariat ist heute eine imposante Organisation. Der kürzlich verstorbene Dr. Karl W. Hiersemann, der eine Zierde des deutschen Buchhandels war, ist so recht ein Beweis dafür, daß auch in unserer Zeit ein Antiquar durch Fleiß und Energie, durch Sachkunde und kühnen Unternehmungsgeist aus kleinen Anfängen heraus sich zu einer achtungsgebietenden Stellung empor-

arbeiten kann. Mit berechtigtem Stolz konnte er seine Freunde in dem Hause herumführen, das er sich in der Königstraße in Leipzig gebaut hatte, und das von oben bis unten Lager- und Geschäftsräume enthält. Nach allen Weltteilen reichen die Verbindungen dieses großen Betriebes, der längst nicht mehr auf das Antiquariat beschränkt ist, sondern einen bedeutenden Verlag sich angegliedert hat und in großem Maße auch neue Bücher aus fernen Ländern nach Deutschland importiert.

Als vor 50 Jahren die Firma Gustav Fock gegründet wurde, war dieser Zeitpunkt zugleich der Anfang für eine großartige Entwicklung des deutschen wissenschaftlichen Antiquariats. Die rasche Zunahme der Studentenzahl, die Gründung zahlreicher Seminare und Institute an den Universitäten, die fast alle mit Fachbibliotheken ausgestattet wurden, die Gründung neuer Hochschulen waren der Nährboden, auf dem das deutsche wissenschaftliche Antiquariat fröhlich gedieh.

Wie anders sah es noch vor zwei Menschenaltern aus! Der Stand der Antiquare war wenig angesehen, ja verachtet. Vielen von ihnen tat man kein Unrecht, wenn man sie als Büchertrödler bezeichnete. Sie waren nicht, wie die Sortimentler und Verleger, konzessioniert, und brauchten keine staatliche Prüfung abzulegen. Der Handel mit neuen Büchern war ihnen verboten. Wie wenig Ansehen sie genossen, geht aus einem Brief von Hoffmann von Fallersleben aus dem Jahre 1854 hervor. Damals war der Bibliothekar der Gräflin Stolberg'schen Bibliothek in Wernigerode, Zeisberg, unter Hinterlassung einer bedeutenden germanistischen Privatbibliothek gestorben, die nun in Wernigerode versteigert werden sollte. Hoffmann teilte dem Nachfolger Zeisbergs, Ernst Wilhelm Förstemann, mit, er gedächte zu der Versteigerung hinzukommen, und schrieb dann wörtlich:

»Interessant muß die Sache werden. Wahrscheinlich finden sich Agenten und Bücherjuden aus der ganzen Welt ein. Manchem Liebhaber wird die Lust vergehen; denn er könnte leicht vierzehn Tage im Wirtshaus liegen, ehe das, was er sucht, drankommt.«

Hoffmann war ein liberaler Mann und sicher kein Judenfeind. Daß er aber den verächtlichen Ausdruck »Bücherjude« gebrauchte, wie man sonst wohl von Pferdejuden und Wolljuden sprach, ist ein deutlicher Beweis dafür, wie geringen Ansehens der Stand der Antiquare, im ganzen genommen, sich damals erfreute.

Ich selbst kann mich noch eines östlichen Antiquars erinnern, der zuweilen auf der Staatsbibliothek in Berlin sich sehen ließ. Er hieß Leib Igel und wohnte, wenn ich nicht irre, in Krakau. Seine äußere Erscheinung werde ich nie vergessen; er trug einen langen, schwarzen Kaftan und an den Schläfen gedrehte Locken. Mit wehmütigem Gesicht holte er eine Anzahl von seltenen polnischen und hebräischen Büchern hervor, die er zum Verkauf bei sich trug. Doch war er andererseits schon soweit vorgeschritten, daß er von Zeit zu Zeit antiquarische Lagerkataloge von wenigen Seiten drucken ließ.

Der heutige Stand der Antiquare hat sich nicht aus den alten Büchertrödlern entwickelt, sondern ist meist dadurch entstanden, daß nach der Einführung der Gewerbefreiheit eine Sortimentsbuchhandlung das antiquarische Geschäft hinzunahm, oder ein Buchhändler von vornherein ein Antiquariat eröffnete. Das antiquarische Geschäft stellt an die Bücherkenntnis und Geschäftstüchtigkeit seiner Vertreter hohe Anforderungen. Es verlangt auch ein nicht unbeträchtliches Betriebskapital, da der Einkauf gegen bar erfolgt und es bei vielen Büchern lange dauert, bis sie in andere Hände übergehen.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist in den großen deutschen Städten ein Straßenhandel mit Büchern aufgekommen, der meist in der Weise betrieben wird, daß ein kapitalkräftiger Buchhändler — der »Grossist« — aus Nachlässen und sonst Büchermengen aufkauft, die er in kleineren Partien an die Straßenhändler zum Verkauf weitergibt. Für die deutschen Bibliotheken kommt dieser Straßenhandel nur ausnahmsweise in Betracht.

II

Man kann die Bibliothekare in zwei Kategorien einteilen: In solche, die Sinn und Neigung für antiquarische Käufe haben, und solche, die sich nicht viel um sie kümmern.

Von jungen Leuten, die in den Bibliotheksdienst treten wollen, hört man immer wieder, daß sie schon in frühester Jugend ein besonderes Interesse für die Bücher gehabt hätten. Leider stellt sich bei diesem und jenem später heraus, daß das Interesse für Bücher und literarische Dinge nicht gar so besonders stark entwickelt war. Viele Bibliothekare bleiben in dem Interessenkreis ihrer engen Fachwissenschaft befangen. Ein rechter Bibliothekar muß aber wie ein rechter Buchhändler für alle Zweige der Wissenschaft Verständnis besitzen oder sich mit

der Zeit erwerben. Er muß bis zu einem gewissen Grade Enzyklopädist sein. Es ist verwunderlich und bedauerlich, daß dies an maßgebenden Stellen oft verkannt wird und die Bewertung der Tätigkeit eines Bibliothekars häufig nicht nach seinen dienstlichen Leistungen, sondern nach den wissenschaftlichen Arbeiten erfolgt, die er nebenher auf einem speziellen Fachgebiet macht. Wenigstens die leitenden Persönlichkeiten einer Bibliothek, die die Antiquariatsankäufe besorgen, müssen mit allen wissenschaftlichen Disziplinen engere Fühlung haben.

Wer für eine größere Bibliothek antiquarische Ankäufe vornehmen soll, muß aber noch mehr besitzen wie einen Überblick auf die gesamte wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrhunderte, er muß auch eine ausgedehnte Kenntnis der Schriftsteller und ihrer Werke sich angeeignet haben. Meine Beobachtungen gehen leider dahin, daß die Zahl der Bibliothekare, die solchen Anforderungen genügen, nicht im Zunehmen begriffen ist. Mit anderen Worten: Mir scheint, daß die Bibliothekare mit ausgebreiteten Bücherkenntnissen seltener werden.

Aber auch der beste Bücherkenner wird nicht mit Erfolg antiquarische Käufe tätigen können, wenn er nicht die Verhältnisse des antiquarischen Marktes genauer kennt. Er muß wissen, auf welchen Gebieten der einzelne Antiquar besonders leistungsfähig ist. Er muß die Antiquariatspreise verfolgen, um zu wissen, ob ein verlangter Preis normal oder aber übertrieben hoch ist. Er muß wissen, daß die Bewegung der Antiquariatspreise, die in den letzten Jahrzehnten stürmisch in die Höhe gegangen sind, nach wirtschaftlichen Gesetzen erfolgt und nicht auf eine Böswilligkeit der Antiquare zurückzuführen ist.

Als ich mich einmal bei einem Antiquar über seine hohen Preise beklagte, sagte er gelassen: »Die Sachen kosten eben soviel!« Er wollte damit sagen, daß seine Preise nur der Marktlage entsprächen.

In dieser Beziehung versagen merkwürdigerweise die Bibliothekare so oft. Sie kennen die Verhältnisse des Antiquariats nicht genügend und stehen, wenn die Notwendigkeit antiquarischer Beschaffung an sie herantritt, ziemlich ratlos und hilflos den Dingen gegenüber.

Besonders schlimm wird es, wenn es sich darum handelt, für eine Versteigerung die Preise zu limitieren. Es hat natürlich gar keinen Zweck, sich an einer Versteigerung zu beteiligen, wenn man nur Preise bieten will, die weit unter den

zur Zeit üblichen liegen. Es ist mir aber vorgekommen, daß mir ein Kollege sagte: »Das Interesse unserer Bibliothek an dem Buch ist nicht höher zu bewerten.« Als ob dieses Interesse, finanziell betrachtet, eine feststehende und unveränderliche Größe wäre.

Andere Bibliothekare hielten es für ihre Pflicht, den Antiquaren von ihren Preisen etwas abzuhandeln. Ich denke dabei an einen vortrefflichen Bibliotheksdirektor, der auch diese Gewohnheit hatte. Eines Tages berichtete ihm sein Assistent, daß der Antiquar X sich mit dem geforderten Abschlag einverstanden erklärt hätte. »Also haben wir ihm zu wenig abgezogen!« war die Antwort. Der Direktor bedachte aber nicht, daß der Antiquar in Kenntnis seiner Gewohnheit wahrscheinlich von vornherein auf den Preis, den er haben wollte, etwas aufgeschlagen hatte.

Unter den Eigenschaften, die ein Bibliothekar, der Antiquaria kauft, haben muß, habe ich eine bisher nicht erwähnt, die von großer Wichtigkeit ist: Er muß die Bestände seiner eigenen Bibliothek gut kennen, wenn er sie planmäßig ergänzen will. Nichts ist daher für einen solchen Bibliothekar nützlicher, als wenn er eine längere Reihe von Jahren bereits an seiner Bibliothek tätig und mit ihren Beständen auf allen Gebieten genauer vertraut geworden ist. Ein solcher Bibliothekar wird bei den Ankäufen viel überflüssige Arbeit ersparen. Er wird empfindliche Lücken in den Beständen kennen und sofort zugreifen, wenn sich die Gelegenheit bietet, ein lange vermißtes Werk zu erwerben. Bibliothekare, die viel von einer Bibliothek zur anderen versetzt werden, werden in der Regel auf keiner Bibliothek eine so intime Kenntnis des Bücherbestandes besitzen können.

Der verstorbene Ministerialdirektor Althoff pflegte zu sagen, wie die Katzen beim Hause bleiben, so müßte auch der Bibliothekar möglichst sein ganzes Leben an einer und derselben Bibliothek arbeiten, um mit ihr immer mehr zu verwachsen und ihre Bestände und Bedürfnisse aufs genaueste kennenzulernen.

III

Ich sagte oben, daß die Antiquariatsankäufe für eine größere wissenschaftliche Bibliothek unentbehrlich seien, und möchte das jetzt noch näher erläutern.

In welchen Fällen und aus welchen Gründen kaufen die Bibliotheken Antiquaria?

Alle unsere größeren wissenschaftlichen Bibliotheken sind aus verschiedenen Grundstöcken zusammengewachsen. Es ist keine unter ihnen, die sich auch nur seit mehr als hundert Jahren aus sich selbst heraus organisch weiterentwickelt hätte. Privatbibliotheken oder auch kleinere öffentliche Bibliotheken sind ihnen einverleibt worden. Dadurch ist ohne weiteres eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Bestände gegeben, und es ist die Aufgabe der Bibliotheksverwaltung, die Lücken auszufüllen und das Ganze abzurunden. Wird eine reiche Spezialsammlung in die Bibliothek aufgenommen, so erhebt sich die Frage, ob es der Bibliothek möglich ist, diese Sondersammlung in der bisherigen Weise fortzuführen und auszubauen.

Es kommt auch häufig vor, daß der Aufgabenkreis der Bibliothek sich vergrößert, oder daß der Bibliothek von der Behörde der Auftrag erteilt wird, irgendein Spezialgebiet vorzugsweise zu pflegen. So sollen von den preußischen Universitätsbibliotheken Göttingen die englische und amerikanische Literatur, Bonn die Literatur der romanischen Länder, Breslau die slawischen Literaturen, Kiel die Literatur der nordischen Länder, Greifswald die niederdeutsche Literatur besonders pflegen. Das läßt sich in wirksamer Weise nur erreichen, wenn auch die frühere Literatur nach Möglichkeit beschafft wird, mit anderen Worten durch Antiquariatsankäufe.

Es gibt oder gab wenigstens früher bei vielen Bibliotheken auch Antiquariatsankäufe der Not und der Armseligkeit. So wurde an der Preußischen Staatsbibliothek noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die neuere deutsche belletristische Literatur, so weit sie nicht in Pflichtexemplaren einging, für so unwichtig gehalten, daß man es nicht für nötig hielt, sie sogleich anzuschaffen; man begnügte sich damit, alljährlich ein großes modernes Antiquariat um Angebote zu ersuchen. Heute legt man Wert darauf, von bedeutenderen Werken die ersten Ausgaben zu besitzen und weiß, daß viele Werke der schönen Literatur der Bibliothek überhaupt entgehen, wenn sie nicht sogleich gekauft werden.

Während diese frühere Praxis der Preußischen Staatsbibliothek damit entschuldigt werden konnte, daß neue Werke der Belletristik im allgemeinen von der Verleihung ausgeschlossen waren, kann man nicht dasselbe sagen von der Art, wie manche Universitätsbibliotheken den Neuerscheinungen der Wissenschaft

gegenüber sich verhalten. Gewiß, ihre Anschaffungsfonds waren noch vor 20 Jahren höchst unzureichend; die Bücherproduktion stieg und spezialisierte sich immer mehr, die Preise stiegen ebenfalls gewaltig. Da halfen sie sich vielfach dadurch, daß sie in allen nicht ganz dringlichen Fällen auf sofortigen Kauf des neuerschienenen Werkes verzichteten und es »zu späterer antiquarischer Anschaffung« notierten. An allen Universitätsbibliotheken gab es zahlreiche Desideratenzetteln. Ich habe diese Praxis niemals für empfehlenswert gehalten. Einmal werden auch in wissenschaftlichen Bibliotheken die Neuerscheinungen am meisten begehrt, und auch für den wissenschaftlichen Forscher ist im allgemeinen die Arbeit der Zeitgenossen das wichtigste, wichtiger als die Arbeit früherer Epochen. Dann aber ist es oft gar nicht so leicht, eines solchen Buches, das man hat vorbeigehen lassen, später wieder habhaft zu werden. Es dauert öfter eine längere Reihe von Jahren, bis es einmal auftaucht. Und wieviel vergebliche Arbeit wird dadurch verursacht! Nehmen wir an, es geht heute ein neuer Antiquariatskatalog, etwa aus dem Gebiete der Jurisprudenz, ein. Dann muß nachgeprüft werden, ob nicht vielleicht eines von den vielen Werken, die aus diesem Gebiete für antiquarischen Ankauf vorgemerkt sind, in dem Katalog zu finden ist. Das Ergebnis ist dann oft rein negativ.

Wenn aber eine Bibliothek ihre Desideratenlisten einem Antiquar übergibt, damit er das ihr Fehlende beschafft, so muß die Bibliothek nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, und weil der Antiquar Mühe und Arbeit davon hat, einen höheren Preis dafür bezahlen, als in den Katalogen angesetzt wird.

Ich habe es im Gegensatz dazu immer für praktisch und ratsam gehalten, nicht von dem auszugehen, was einer Bibliothek fehlt oder was sie zu haben wünscht — es müßte sich denn um größere Reihen oder um bedeutende und unentbehrliche Werke oder auch um ganz landläufige Bücher handeln —, sondern vielmehr von dem, was der Markt bietet. Auf diese Weise spart man viel überflüssige Arbeit und kann im allgemeinen billiger kaufen. Und wenn man alle Angebote und Kataloge, die bei der Bibliothek eingehen, in gleicher Weise berücksichtigt, erreicht man ganz von selbst, daß im Laufe der Jahre alle Teile der Bibliothek bei den antiquarischen Käufen gleichmäßig bedacht werden.

Welche Arten von antiquarischen Büchern der Bibliothekar kaufen soll, darüber können an dieser Stelle nur ganz allgemeine Regeln gegeben werden. Als ich

1907 mit der Leitung des Anschaffungsdienstes der Preußischen Staatsbibliothek betraut wurde, sagte mir der damals schon in den Ruhestand getretene Generaldirektor August Wilmanns: »Kaufen Sie *documents!*« Eine kurze und bündige Regel. Er wollte damit sagen, man solle möglichst wenig Bücher kaufen, die schnell veralten und nur vorübergehenden Wert besitzen, sondern vor allen Dingen Veröffentlichungen von dokumentarischer Bedeutung, die in irgendeiner Beziehung als Geschichtsquellen in Betracht kommen könnten. Aber auch wenn die Ankäufe so beschränkt werden, wird man über das, was gesammelt werden soll, zu verschiedenen Zeiten verschiedener Meinung sein dürfen. Unsere heutige Zeit hat ein so schnelles Tempo, daß außer den zünftigen Historikern kaum noch jemand Neigung hat, ein Geschichtswerk von mehreren Bänden durchzulesen. Schon 1913, als ich auf dem Mainzer Bibliothekartag über die Deutsche Bücherei redete, sprach ich von einem weitgehenden Historismus, in dem die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken damals noch befangen gewesen seien: »Die Vergangenheit und die historisch-antiquarischen Untersuchungen werden zuungunsten der Gegenwart und ihrer Ziele überschätzt, ja vielfach ausschließlich berücksichtigt. Vielleicht kommt bald eine Zeit, die vornehmlich durch ihre eigenen Gedanken und Bestrebungen, ihre eigenen Sorgen und Hoffnungen in Atem gehalten wird und nicht Muße genug hat, sich daneben um die Vergangenheit noch viel zu kümmern. Dann werden bloße Büchermuseen und alle Bibliotheken, die ihren Ruhm in älteren Beständen sehen, an Gebrauchswert verlieren. Schon jetzt wird von vielen einsichtigen Bibliothekaren der Wert einer Bibliothek nicht nach ihrem Besitz an Inkunabeln und sonstigen alten Drucken bemessen.« Ich glaube, daß ich damals ein guter Prophet gewesen bin.

IV

Wenn ein größerer Antiquariatskatalog in einer Bibliothek einläuft, so verursacht er eine gewisse Aufregung und eine emsige Tätigkeit, wie wenn man mit einem Stock in einen Ameisenhaufen hineinstößt. An den meisten wissenschaftlichen Bibliotheken hat der Direktor sich die Antiquariatsankäufe vorbehalten. Er sieht entweder selbst den Katalog durch und streicht die Nummern an, die auf Vorhandensein nachgesehen werden sollen, oder beauftragt damit einen älteren Mitarbeiter, etwa einen Vertreter des betreffenden Faches. Heutzutage

ist das letztere wohl die Regel, weil die Enzyklopädisten unter den Bibliothekaren nicht mehr so häufig sind.

Der schon erwähnte August Wilmanns, dessen Verdienste und vortreffliche Eigenschaften bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind, sagte mir einmal: »Ich habe manchen Abend bei der Lampe gesessen, um Kataloge durchzusehen.« Damit sagte er mir nichts Neues, denn ich hatte oft solche von ihm angestrichene Kataloge zu bearbeiten gehabt. Für einen rechten Bibliothekar, der für sein Amt begeistert ist und keine größere Freude kennt, als wenn er Werke anschaffen kann, die eine Bereicherung seiner Sammlung darstellen, ist die Durchsicht der Antiquariatskataloge auch nicht etwa eine Last, sondern eher ein Vergnügen.

Nun werden die angestrichenen Nummern auf Vorhandensein geprüft. Das ist, besonders bei dem zum Teil noch traurigen Zustand der Bibliothekskataloge, keine so ganz einfache Sache. Endlich wird die Bestellung abgeschickt.

Die Bestellung wird wohl überall in ein besonderes Bestellbuch eingetragen. Dieses Bestellbuch war früher ein heiliges Buch, das der Direktor persönlich führte und ein anderer kaum berühren durfte. An der Preußischen Staatsbibliothek hat noch Wilmanns (bis 1905) das Bestellbuch eigenhändig geführt und nach seinem Ausscheiden Schwenke, der Erste Direktor und Vertreter des Generaldirektors. Als ich 1907 Abteilungsdirektor wurde und die Leitung der Anschaffungen übernahm, betraute ich mit der Führung des Bestellbuches zunächst einen jüngeren Kollegen, später eine weibliche Hilfskraft. Es ging auch so.

Wenn nun auf die Bestellung eine Büchersendung eingeht, so ist der Bibliothekar meist etwas enttäuscht. Denn er bekommt oft von den bestellten Büchern kaum die Hälfte und erhält den Bescheid, daß die übrigen schon verkauft seien. Nicht selten hängt das mit der wenig empfehlenswerten Sitte mancher Antiquare zusammen, daß sie bei der Versendung der Kataloge ihre besten Privatkunden, von denen sie Aufträge erwarten, vorweg bedenken und an die Bibliotheken wohl zuallerletzt ihre Kataloge schicken. Im Gegensatz dazu haben andere Antiquare die Gepflogenheit, sämtliche Exemplare eines Katalogs an demselben Tage abzuschicken.

Die zur Ansicht eingetroffenen Bücher müssen mit dem Antiquariatskatalog und vor allem auch mit dem Katalog der Bibliothek verglichen werden. Dabei

kann es sich dann herausstellen, daß der Katalog des Antiquars ein Versehen oder einen Druckfehler enthält, oder daß ein in der Bibliothek schon vorhandenes Werk bestellt wurde, weil die Eintragung im Kataloge der Bibliothek ungenau oder falsch war.

Noch dramatischer gestaltet sich die Sache, wenn die Bibliothek an einer Versteigerung teilnimmt. Hier bereitet die richtige Limitierung oft Schwierigkeiten. Da gilt es, frühere Preise zu ermitteln, etwa aus den deutschen und ausländischen Jahrbüchern der Bücherpreise oder aus älteren Antiquariatskatalogen, und danach unter Berücksichtigung der vielleicht wesentlich veränderten Verhältnisse den Preis, den das Buch auf der Versteigerung etwa bringen wird, festzustellen. Bei der Untersuchung, ob ein Buch, auf das man bieten will, in der Bibliothek schon vorhanden ist, muß mit besonderer Sorgfalt verfahren werden, weil ersteigerte Bücher im allgemeinen nicht zurückgegeben werden können.

Wenn die Bibliothek nicht einen ihrer Beamten zur Versteigerung schicken kann, so wird sie gut tun, nicht die versteigernde Firma mit ihrer Vertretung zu beauftragen, weil diese dadurch leicht in einen Konflikt mit ihren eigenen Interessen gerät. Ich habe es erlebt, daß ein Versteigerer drei Aufträge auf ein Buch hatte, die bis 30, 36 und 45 Mark gingen. Niemand bot auf die Nummer und der Versteigerer erklärte: »Ich biete 30, ich biete 36, ja ich muß 45 Mark bieten«, und schlug das Buch für 45 Mark dem letzten Auftraggeber zu. Weshalb mußte er 45 Mark bieten? Hätte es nicht genügt, wenn er das zweite Gebot überbot? Wäre der dritte Auftraggeber durch einen anderen Buchhändler vertreten gewesen, so wäre ihm das Buch für 37 Mark zugeschlagen worden.

Bei bedeutenderen Versteigerungen von alten Drucken, Handschriften und Autographen können die Bibliotheken mit ihren bescheideneren Mitteln nicht daran denken, auf die großen Stücke zu bieten, und beschränken sich deshalb von vornherein auf Objekte zweiten und dritten Ranges, so daß sie auf den Versteigerungen eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen.

Spaßhaft ist es, mit wie scheelen Augen manche privaten Sammler die Konkurrenz der Bibliotheken auf Versteigerungen ansehen. Mir sagte einmal ein bekannter Sammler, jedes Buch, das in die Bibliotheken wandere, sei für immer verloren. Ich war einigermaßen erstaunt über diese Äußerung; hatte ich doch bisher angenommen, daß im Gegenteil ein Buch, das in eine solche Bibliothek

gelangt, damit nach menschlichem Ermessen für ewig oder doch für lange Zeit gerettet sei. Aber er dachte nur an die Interessen der privaten Sammler und wollte mich bewegen, ihm von drei Nummern, auf die ich bieten wollte, eine zu überlassen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Antiquariatsankäufe den Bibliotheken ziemlich viel Arbeit machen, und zum Teil schnelle und hastige Arbeit. Aber sie gewähren dem Bibliothekar auch manche Freude und Genugtuung.

Es ist wohl öfter darüber geklagt worden, daß in den Katalogen der Antiquare einzelne Nummern gar zu skrupellos angepriesen werden. Ein sachkundiger Bibliothekar wird sich dadurch nicht täuschen lassen. Als in einem Katalog von Hiersemann ein Buch gar zu sehr über den grünen Klee gelobt war, zeigte ich Hiersemann, der mich gerade besuchte, diese Stelle mit der dick aufgetragenen Reklame. Er ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen und sagte gleichmütig: »Ich gebe zu, daß die Beschreibung etwas optimistisch gehalten ist.« Diese hübsche Äußerung hat mich in der Erkenntnis dessen, was man unter Optimismus zu verstehen hat, wesentlich gefördert.

Selbst die Bücherkarren auf den Straßen enthalten nicht selten Schriften, die in keiner Bibliothek zu finden sind, auch Privatdrucke und dergleichen. Von dem soeben heimgegangenen Kollegen Karl Schulz, früherem Direktor der Reichsgerichts-Bibliothek, wurde mir erzählt, daß er die Wagen der Leipziger fliegenden Buchhändler nach alten Ausgaben des Corpus Juris und sonstigen juristischen Büchern durchstöberte und auf diese Weise seiner Bibliothek manchen Zuwachs verschaffte. An der Preussischen Staatsbibliothek hat mein Kollege Oberbibliothekar Dr. Kaiser sich jahrelang der Mühe unterzogen, die Auslagen auf den Karren der Straßenhändler für die Zwecke der Bibliothek durchzusehen. Auf diese Weise konnte manche Lücke ergänzt, manche günstige Erwerbung gemacht werden.

Zum Schluß möchte ich zur Vermeidung von Irrtümern darauf hinweisen, daß nicht alle alten Bücher, die von den deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken erworben werden, durch die Vermittlung der Antiquare an sie gelangen. Es kommt nicht selten vor, daß die Bibliothek mit einem Privatmann direkt verhandelt, oder daß von einer Behörde die Bestände einer kleineren öffentlichen Bibliothek mit der größeren Bibliothek vereinigt werden.

V

Auch bei den größten deutschen Bibliotheken pflegen aus dem Vermehrungsfonds alle Arten von Büchern und Handschriften bezahlt zu werden, außerdem auch noch die Einbände. In der deutschen Bibliotheks-Statistik, die seit 1902 vom Verein Deutscher Bibliothekare veranstaltet wird, wird aber bei den Ausgaben unterschieden nach neuen Büchern, Fortsetzungen, Zeitschriften und Handschriften. Dabei versteht man unter Fortsetzungen alle zweiten und folgenden Bände mehrbändiger Werke, ferner aber auch Sammlungen aller Art, die ihrem Inhalte nach sich einmal erschöpfen müssen. Dagegen versteht man unter Zeitschriften alle Periodica, die ihrem Wesen nach kein Ende haben. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Grenze zwischen Fortsetzungen und Zeitschriften fließend ist und von den Bibliotheken bei der Anfertigung der Statistik vielleicht nicht immer in der gleichen Weise verstanden wird.

Natürlich ist zu wünschen, daß zwischen diesen verschiedenen Arten von Ausgaben und Erwerbungen ein richtiges Verhältnis besteht. Daran fehlte es früher aber an vielen Bibliotheken und fehlt es heute noch.

Als ich in den Jahren 1900 bis 1902 an der Universitätsbibliothek Marburg war, war der Vermehrungsfonds unzureichend. Außerdem bestand aber ein arges Mißverhältnis zwischen den verschiedenen Arten von Erwerbungen. Daß keine Handschriften gekauft wurden, kann man verstehen. Aber auch neue Bücher wurden sehr wenig gekauft. Im allgemeinen sorgte die Bibliothek weniger für die Studenten als für die Professoren, und von letzteren nahm man an, daß sie die Lehrbücher ihres Faches sich selbst anschaffen würden. Der größte Teil des Vermehrungsfonds wurde für Fortsetzungen und für Zeitschriften ausgegeben. Die Zahl der Zeitschriften wurde immer größer; immer speziellere Gebiete bekamen eine eigene Zeitschrift. Auch die Fortsetzungen und Zeitschriften wurden in erster Linie im Interesse der Professoren angeschafft. Ein Professor glaubte genug zu tun, wenn er auf eine oder zwei Zeitschriften abonnierte. Die übrigen, vielleicht vier oder fünf Zeitschriften seines speziellen Faches, las er auf der Bibliothek.

Unter diesen Umständen brauche ich nicht erst zu sagen, daß für Antiquariats-erwerbungen so gut wie gar kein Geld übrig blieb. An anderen Universitätsbibliotheken war es nicht viel anders.

Als Dziatzko im Jahre 1900 zum ersten Bibliothekartage nach Marburg kam, fragte er mich, wie es mit den Erwerbungen der Bibliothek stände. Ich erwiderte ihm: »Der Anschaffungsfonds wird zum größten Teil von den Zeitschriften aufgeessen.« Darauf gestand er mir, daß es in Göttingen ähnlich sei; auch dort würden verhältnismäßig zuviel Zeitschriften gehalten.

Es liegt auf der Hand, daß eine einmal gehaltene Zeitschrift nicht gut wieder abbestellt werden kann; denn die Bibliothek würde dann einen Torso behalten. Nun ist die Bibliothek aber nicht davor sicher, daß im Laufe der Jahre die Abonnementspreise erhöht werden, so daß, wenn der Anschaffungsfonds nicht erhöht wird, die neuen Bücher und Antiquaria noch weiter zurückgedrängt werden.

Auch die kleineren Universitätsbibliotheken sollten alljährlich einen nicht zu kleinen Betrag für antiquarische Bücher ausgeben, und wenn es nur geschieht, um die Geschichte der Universität und der betreffenden Landschaft zu pflegen.

In folgendem will ich einige statistische Angaben bringen, die einen Überblick darüber geben sollen, wieviel antiquarische Ankäufe an einer Anzahl von Bibliotheken eine Reihe von Jahren hindurch gemacht worden sind.

Ich beginne mit der Preußischen Staatsbibliothek, der größten deutschen Bibliothek, und der Bayerischen Staatsbibliothek in München und lasse zehn andere größere wissenschaftliche Bibliotheken folgen.

VI

Wenn von den Antiquariatserwerbungen der Preußischen Staatsbibliothek die Rede ist, muß man einer früheren Generation von Bibliothekaren ein ehrendes Denkmal setzen. Die Bibliothek ging mit verhältnismäßig geringen Beständen ins neunzehnte Jahrhundert. Nach der Gründung der Universität Berlin geschah etwas mehr für den Ausbau der Bestände. Aber erst seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter Pertz und durch die Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelm IV. nahm die Bibliothek einen schnelleren Aufstieg. Was an tüchtiger und geduldiger Arbeit in den 40 Jahren von 1840 bis 1880 geleistet worden ist, ist nicht auszusagen. Das Ergebnis war, daß die Bibliothek bei dem Tode von Lepsius besonders in den Fächern der Geschichte und Geographie, der Sprachen und Literaturen, aber auch in Rechtswissenschaft und evangelischer

Theologie einen erstaunlichen Reichtum aufwies, der schon damals sicher von keiner anderen deutschen Bibliothek erreicht wurde. Die Bibliothek ist auf dieser Bahn weiter fortgeschritten.

Die nachstehende Tabelle zeigt, wieviel für Antiquariatserwerbungen in den Jahren 1902 bis 1913 und wiederum von 1924 an ausgegeben worden ist. Zugleich läßt sie erkennen, wieviel aus dem Vermehrungsfonds für sonstige Zwecke ausgegeben worden ist. Die dazwischenliegende Zeit vom Beginn des Krieges bis zum Ende der Inflation weist so abnorme Verhältnisse auf, daß sie hier beiseite gelassen wurde. Alle Zahlen, die höher sind als tausend, sind, wie auch in den folgenden Tabellen, auf hundert abgerundet.

I. Tabelle. Berlin, Preußische Staatsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	32 400	20 500	33 700	15 500	10 200	112 200
1903/04	35 800	20 300	34 500	7 000	24 400	122 000
1904/05	24 000	18 100	34 300	10 500	19 100	105 900
1905/06	20 000	20 900	33 600	12 700	18 000	105 200
1906/07	20 800	17 800	37 800	19 300	12 600	108 300
1907/08	25 500	23 700	39 000	29 000	30 000	146 800
1908/09	45 200	19 800	45 400	30 600	31 000	172 000
1909/10	32 200	19 700	40 300	88 000	27 200	207 500
1910/11	35 500	22 300	51 600	22 500	30 700	162 600
1911/12	34 300	22 000	48 500	31 000	42 200	178 000
1912/13	33 900	21 800	48 800	53 900	30 600	189 000
1913/14	52 100	27 200	63 500	46 500	44 800	234 000
1924/25	153 400	34 300	130 000	74 500	64 700	456 900
1925/26	109 100	18 300	72 400	132 700	61 700	394 200
1926/27	148 400	29 300	131 300	60 400	84 600	454 000
Summe 1902/03—1913/14	386 700	254 100	511 000	366 400	320 800	1853500
Summe 1924/25—1926/27	410 900	81 900	333 700	267 600	211 000	1305100
Durchschn.1902/03—1913/14	32 200	21 200	42 600	30 500	26 700	154 500
Durchschn.1924/25—1926/27	137 000	27 300	111 200	88 900	70 300	435 000

Es sei mir gestattet, aus den Jahresberichten der Staatsbibliothek ein paar kurze Bemerkungen anzuführen. Im Jahre 1905 wird darüber geklagt, daß die Vorschläge der Fachreferenten, die sich ausgiebig an der Durchsicht der Kataloge beteiligten, wegen Mangels an Mitteln nicht genügend berücksichtigt werden konnten. Ebenso konnten die Bücherauktionen nicht ausgenutzt werden, und an den beiden Versteigerungen deutscher Literatur bei Boerner in Leipzig konnte sich die Bibliothek überhaupt nicht beteiligen.

Das Jahr 1906 brachte bei der Erhöhung des Anschaffungsfonds eine Steigerung der Antiquariatsankäufe, der Bändezahl nach um 100%, dem Preise nach um 50%. Trotzdem konnten die Antiquariatskataloge nicht entfernt ausgenutzt werden, teils aus Mangel an Mitteln, teils weil es an Beamtenkräften zur Bearbeitung größerer Büchermengen fehlte.

Im Jahre 1908 wird über das Ansteigen der Bücherpreise geklagt. Da außerdem das Anschwellen der Bücherproduktion zu einer vermehrten Berücksichtigung der Neuerscheinungen nötigte, mußten die Antiquariatserwerbungen erheblich eingeschränkt werden. Dazu zwang auch der Mangel an Arbeitskräften.

Das Jahr 1910 bringt als Neueinrichtung die Leihgebühren, die auch dadurch gerechtfertigt waren, daß für Antiquariatsankäufe ein größerer Spielraum geschaffen werden mußte.

Im Jahre 1912 macht sich der Gedanke einer Nationalbibliothek und der Plan der Gründung einer Deutschen Bücherei des Börsenvereins bemerkbar. Für die Preußische Staatsbibliothek ergab sich daraus eine neue Steigerung des Anschaffungsfonds, und es wurde ihr die Aufgabe zugewiesen, die deutsche Bücherproduktion mit gewissen Einschränkungen vollzählig zu sammeln. Da namentlich der Bestand an deutscher belletristischer Literatur noch große Lücken aufwies, so wurden Werke deutscher Belletristik in größerer Menge erworben, und zwar vorwiegend antiquarisch.

Im Jahre 1914 wird berichtet, daß das Aufhören der Bücherzufuhr aus dem Auslande zu einer Vermehrung der Antiquariatsankäufe aus dem Inland geführt hätte. Hierbei sei die Verwaltung von dem Bestreben geleitet gewesen, den deutschen Antiquariatsbuchhandel, der unter dem Kriege so schwer zu leiden habe, an seinem Teil zu beschäftigen.

Auch im Jahre 1915 ist auf Antiquariatserwerbungen Nachdruck gelegt und eine Reihe bedeutender Käufe abgeschlossen worden.

Im Anschluß daran erlaube ich mir, einige Zahlen über die Bayerische Staatsbibliothek aus den Jahren 1924—1926 zu geben. Leider hat diese Bibliothek in früherer Zeit an der gemeinsamen Statistik der deutschen Bibliotheken nicht teilgenommen. Die Zahlen lassen erkennen, daß Bayern in sehr anerkennenswerter Weise seinen Bücherfonds erhöht hat und damit den zweiten Platz unter den deutschen Bibliotheken behauptet. Von den zur Verfügung stehenden Beträgen ist aber in den erwähnten drei Jahren für Antiquaria nur ein verhältnismäßig bescheidener Teil ausgegeben worden.

II. Tabelle. München, Bayerische Staatsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1924/25	37 900	10 300	50 600	3 000	3 800	105 600
1925/26	99 300	11 400	57 200	3 400	11 800	183 100
1926/27	22 500	15 500	62 700	7 500	1 200	109 400
Summe	159 700	37 200	170 500	13 900	16 800	398 100
Durchschnitt	53 200	12 400	56 800	4 600	5 600	132 700

VII

Um auch einen Überblick über die antiquarischen Anschaffungen an anderen Bibliotheken zu geben, habe ich einige herausgegriffen, und zwar von den Landesbibliotheken: Dresden und Stuttgart (Tab. III u. IV), von den Stadt- und Universitätsbibliotheken: Frankfurt und Hamburg (Tab. V u. VI), von größeren und kleineren Universitätsbibliotheken: Bonn, Breslau, Göttingen, Leipzig, Marburg und Tübingen (Tab. VII—XII). Die Durchschnittszahlen sind in einer gemeinsamen Schlußtablelle zusammengestellt (Tab. XIII).

III. Tabelle. Dresden, Landesbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1903/04	11 600	8 600	9 300	1 800	166	31 500
1904/05	?	?	?	?	?	?
1905/06	11 000	8 600	10 400	1 600	162	31 800
1906/07	12 700	9 400	10 600	921	303	34 000
1907/08	9 200	10 100	10 900	1 600	97	31 900
1908/09	8 700	9 300	11 900	3 100	732	33 800
1909/10	13 000	9 300	12 600	3 800	77	38 800
1910/11	13 500	9 000	13 100	6 100	573	42 300
1911/12	13 900	9 000	14 200	5 800	920	43 900
1912/13	14 700	11 100	15 400	6 000	641	47 800
1913/14	9 500	12 400	15 900	3 700	461	41 900
1924/25	20 900	11 400	14 000	4 800	1 600	52 700
1925/26	39 400	16 400	19 800	13 000	3 400	92 000
1926/27	37 000	25 200	27 200	16 500	9 000	114 900
Summe 1903/04—1913/14	117 800	96 800	124 300	34 500	4 100	357 700
Summe 1924/25—1926/27	97 300	53 000	61 000	34 300	14 000	259 600
Durchschn. 1903/04—1913/14	11 800	9 700	12 400	3 500	400	35 800
Durchschn. 1924/25—1926/27	32 400	17 700	20 300	11 400	4 600	86 500

VIII

Ich möchte diese Ausführungen nicht beenden, ohne wenigstens ganz kurz Zeugnis davon abzulegen, daß die Beziehungen zwischen den deutschen Antiquaren und den deutschen Bibliotheken und ihren Beamten in der ganzen Zeit meines Bibliotheksdienstes von 1889 bis 1924 stets vortreffliche gewesen sind. Ich habe eine größere Zahl von Männern kennengelernt, die durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und des Charakters sich auszeichneten, kräftige und zuverlässige Persönlichkeiten. Ich möchte hier keine Namen nennen, sondern nur im allgemeinen noch erwähnen, daß die Antiquare als Freunde und Förderer der Bibliotheken sich hervorgetan haben. Wenn es galt, das Geld für einen ungewöhnlich wichtigen Ankauf, etwa eine seltene Handschrift oder einen In-

IV. Tabelle. Stuttgart, Landesbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	8 000	5 300	12 800	1 200	117	27 500
1903/04	6 600	6 000	13 200	1 900	210	28 000
1904/05	6 500	6 000	14 400	1 900	100	28 900
1905/06	6 600	6 200	13 300	2 600	344	29 000
1906/07	6 700	6 500	13 700	1 900	160	29 000
1907/08	7 200	6 500	14 900	1 700	450	30 800
1908/09	4 900	8 500	14 700	1 100	765	30 000
1909/10	7 000	7 400	18 500	3 500	110	36 600
1910/11	?	?	?	?	?	?
1911/12	?	?	?	?	?	?
1912/13	12 400	9 700	14 900	—	—	37 000
1913/14	7 300	15 200	18 900	—	—	41 300
1924/25	14 900	13 200	16 300	509	—	45 000
1925/26	21 000	14 000	20 000	320	500	55 700
1926/27	19 700	20 700	21 900	1 200	45	63 500
Summe 1902/03—1913/14	73 200	77 300	149 300	15 700	2 200	318 100
Summe 1924/25—1926/27	55 600	47 900	58 200	2 000	500	164 200
Durchschn.1902/03—1913/14	7 300	7 700	14 900	1 600	200	31 800
Durchschn.1924/25—1926/27	18 500	16 000	19 400	700	200	54 700

kunabeldruck aufzubringen, so hat man sich an die großen Antiquare niemals vergeblich gewendet. Sie fühlten sich eben den großen Bibliotheken innerlich verbunden und waren auf ihr Wohl, ihren Ausbau und ihre Entwicklung aufrichtig bedacht. Wenn wir Bibliothekare guten Rat brauchten, so haben wir bei den Inhabern der größeren Antiquariate niemals vergeblich angeklopft.

Im Antiquariat hängt soviel von der Persönlichkeit des Inhabers ab. Nicht immer kann der Antiquar am Ende seines Lebens beruhigt die Augen schließen im Hinblick auf einen Sohn, der, wie er hofft und vertraut, seine Arbeit in erfolgreicher Weise fortsetzen wird. Um so erfreulicher ist es, wenn die Tatkraft einer jungen Generation ein altes Geschäft wieder zu neuem Leben erweckt und eine neue Blütezeit heraufführt.

V. Tabelle. Frankfurt a. M., Stadtbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1903/04	5 100	6 100	5 700	7 900	1 000	25 700
1904/05	7 700	6 000	6 400	3 300	—	23 400
1905/06	4 600	9 000	6 200	4 100	—	24 000
1906/07	12 000	9 400	16 100	18 200	—	55 700
1907/08	10 000	10 100	9 900	49 500	42	79 500
1908/09	8 200	6 800	11 600	38 700	—	65 400
1909/10	10 600	8 500	13 000	5 900	—	38 000
1910/11	5 600	6 000	11 100	5 600	—	28 300
1911/12	9 900	6 800	17 400	11 400	—	45 400
1912/13	7 400	7 700	13 900	8 300	—	37 200
1913/14	9 400	7 600	16 500	6 800	—	40 200
1924/25	26 600	7 900	19 600	5 800	—	59 900
1925/26	25 000	12 500	21 900	6 400	—	65 700
1926/27	23 500	17 100	25 400	8 500	—	74 600
Summe 1903/04—1913/14	90 500	84 000	127 800	79 700	1 042	462 800
Summe 1924/25—1926/27	75 100	37 500	66 900	20 700	0	200 200
Durchschn. 1903/04—1913/14	8 200	7 600	11 600	7 200	90	42 100
Durchschn. 1924/25—1926/27	25 000	12 500	22 300	6 900	0	66 700

Aber nicht nur mit den großen Antiquaren, sondern auch mit den Inhabern kleinerer Geschäfte habe ich immer die besten Beziehungen gehabt. Es ist mir wohl vorgekommen, daß ein Antiquar durch seinen Katalog mir Achtung abnötigte, und ich dann beim Besuche der kleinen Stadt, in der er wohnte, erstaunt war, wie klein und unbedeutend der Laden war, von dem aus er seine Tätigkeit betrieb.

Vor dem Kriege bestanden, wenn auch nur aus der Ferne, Beziehungen zwischen ausländischen Antiquaren und deutschen Bibliotheken. Herr Honoré Champion schickte zu Neujahr eine Ansichtskarte, auf der er selbst mit seinem Sohn abgebildet war. Und ein Neapler Antiquar sandte eine Karte, auf der er zu sehen war, wie er mit Anatole France vor dem Schaufenster seines Ladens stand. Nach dem Kriege sind wohl alle solche freundlichen Beziehungen nicht wieder aufgelebt.

VI. Tabelle. Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek.

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1903/04	5 500	8 900	9 300	8 200	—	31 900
1904/05	5 200	8 000	9 900	7 000	—	30 100
1905/06	4 700	8 700	12 200	10 700	—	36 200
1906/07	3 800	8 700	12 000	10 100	18 200	52 800
1907/08	3 600	7 900	13 300	9 400	64	34 300
1908/09	4 100	8 600	15 000	4 500	3 000	35 400
1909/10	4 300	7 800	15 500	16 600	3 000	47 200
1910/11	3 900	7 300	14 700	17 600	3 000	46 600
1911/12	6 000	8 900	17 700	16 500	3 400	52 400
1912/13	6 000	8 500	19 100	15 600	3 500	52 800
1913/14	4 700	9 700	19 200	12 400	4 200	50 200
1924/25	21 900	12 800	13 200	19 900	28 800	96 500
1925/26	21 600	16 200	16 500	21 300	57 700	133 200
1926/27	20 100	23 700	21 200	11 600	13 000	89 600
Summe 1903/04—1913/14	51 800	93 000	158 900	128 700	39 000	470 000
Summe 1924/25—1925/26	63 600	52 700	50 900	52 800	99 500	319 300
Durchschn. 1903/04—1913/14	4 700	8 500	14 400	11 700	3 500	42 700
Durchschn. 1924/25—1925/26	21 200	17 600	17 000	17 600	33 200	106 400

IX

Zum Schluß noch einige Worte über die Bibliotheken deutscher Gelehrter und ihre Schicksale, besonders über die Auswanderung der deutschen Gelehrtenbibliotheken nach überseeischen Ländern, und das Interesse, das die wissenschaftlichen Bibliotheken daran nehmen.

Wird ein Gelehrter durch den Tod der Wissenschaft entrissen, so tritt an seine Erben fast immer die traurige Aufgabe heran, seine Bücherschätze zu verkaufen. Schon unter gewöhnlichen Verhältnissen hat es für die Hinterbliebenen etwas unsagbar Wehmütiges, wenn der Hausrat eines teuren Verstorbenen veräußert wird, wenn alle die verschiedenen Gegenstände, die ihm zum Gebrauche dienten, und an die sich so viel Erinnerungen knüpften, die alten Räume verlassen. Wie viel mehr gilt das von der Bibliothek eines Gelehrten. Vor allen anderen Dingen

VII. Tabelle. Bonn, Universitätsbibliothek.

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	2 200	11 500	8 400	1 500	—	23 500
1903/04	5 100	11 000	5 600	4 800	—	26 200
1904/05	6 500	11 100	5 600	1 900	—	25 100
1905/06	5 500	12 700	5 800	3 200	—	27 200
1906/07	4 600	11 700	6 800	4 100	—	27 300
1907/08	5 600	(17 600)		3 900	—	27 000
1908/09	2 900	7 200	13 000	2 900	250	26 300
1909/10	2 000	6 000	13 700	2 400	—	24 000
1910/11	8 000	7 200	18 000	17 000	—	50 100
1911/12	9 200	7 200	16 300	21 500	1 800	56 000
1912/13	12 200	13 400	15 400	27 400	1 500	69 900
1913/14	11 800	11 400	18 700	21 700	586	64 300
1924/25	17 700	15 800	14 900	10 700	587	59 700
1925/26	24 700	19 100	20 200	10 300	127	74 400
1926/27	21 500	20 700	22 900	6 300	596	72 100
Summe 1902/03—1913/14	75 600	110 400	127 300	112 300	4 100	446 900
Summe 1924/25—1926/27	63 900	55 600	58 000	27 300	1 300	206 200
Durchschn. 1902/03—1913/14	6 300	10 000	11 600	9 400	300	37 200
Durchschn. 1924/25—1926/27	21 300	18 500	19 300	9 100	400	68 700

war sie ihm ans Herz gewachsen. Seine Bücher waren seine Welt, in ihrer Mitte brachte er den größten Teil seines Lebens zu. Sie waren nicht nur das stumme Werkzeug, dessen er sich bei seinen Forschungen bediente, nicht nur das Instrument, auf dem er infolge langer Gewohnheit und Übung so meisterlich zu spielen verstand; sie waren schließlich ein Stück seiner selbst geworden. Trotzdem sieht eine trauernde Witwe, ein pietätvoller Sohn sich oft in die Notwendigkeit versetzt, sich von der hinterlassenen Bibliothek zu trennen. Der Professor stirbt, aber die Wissenschaft stirbt nicht; wie die Arbeit des Verstorbenen an der Stelle, wo er aufhörte, von anderen Händen fortgeführt wird, so ist auch sein literarisches Handwerkszeug dazu bestimmt, den Eigentümer zu wechseln und einem jüngeren Manne dienstbar zu werden.

VIII. Tabelle. Breslau, Staats- und Universitätsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	5 300	5 600	12 100	1 300	—	24 300
1903/04	3 300	8 600	12 900	377	—	25 200
1904/05	2 900	6 700	12 900	806	—	23 300
1905/06	4 000	7 500	11 600	1 000	—	24 100
1906/07	3 900	7 100	11 300	3 400	—	25 800
1907/08	2 900	7 400	14 200	164	—	24 700
1908/09	4 900	7 700	14 000	2 500	50	29 200
1909/10	5 500	7 500	15 000	1 300	—	29 400
1910/11	7 000	7 300	17 600	16 400	19	48 300
1911/12	9 200	8 800	16 700	13 200	166	48 000
1912/13	14 200	12 700	19 600	23 000	39	69 600
1913/14	13 000	14 100	15 000	18 800	275	61 100
1924/25	32 500	22 600	28 300	10 400	3 700	97 500
1925/26	24 800	20 400	23 200	14 000	698	83 000
1926/27	20 500	27 100	39 800	21 700	2 900	111 900
Summe 1902/03—1913/14	76 100	101 000	172 900	82 400	549	433 000
Summe 1924/25—1926/27	77 800	70 100	91 300	46 100	7 300	292 400
Durchschn. 1902/03—1913/14	6 300	8 400	14 400	6 700	45	36 100
Durchschn. 1924/25—1926/27	25 900	23 400	30 400	15 400	2 400	97 500

Früher war es die Regel, daß größere Privatbibliotheken beim Tode des Besitzers in öffentlicher Auktion versteigert wurden. Heutzutage ist das kaum noch üblich. In der Regel wird die Bibliothek im ganzen verkauft, meist an einen Antiquar, der sie entweder mit anderen Bücherbeständen desselben Faches vermischt, die er noch auf Lager hat, und einen Katalog davon drucken läßt, oder sie an eine öffentliche Büchersammlung, in der Regel des Auslandes, im ganzen verkauft. Was speziell die größeren Büchereien deutscher Universitätsprofessoren betrifft, so scheinen sie nachgerade alle demselben Schicksal verfallen zu sein: irgendein amerikanischer Krösus, der bei dem Handel mit Speck oder Petroleum Reichtümer erworben hat, kauft sie für eine ansehnliche Summe und übergibt sie einer Universität seiner Heimat als Geschenk.

IX. Tabelle. Göttingen, Universitätsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	5 300	8 400	18 100	600	—	32 300
1903/04	5 800	9 100	18 400	4 400	20	37 800
1904/05	5 000	9 500	17 600	2 000	118	34 100
1905/06	6 500	13 700	23 500	888	5	44 600
1906/07	6 300	11 900	24 300	4 900	47	47 508
1907/08	7 200	10 800	21 600	4 200	68	43 800
1908/09	6 800	10 600	19 700	6 400	38	43 500
1909/10	8 600	11 000	21 400	3 700	366	45 100
1910/11	12 500	10 000	29 200	10 300	167	62 200
1911/12	7 700	15 800	32 300	3 400	219	59 400
1912/13	7 900	12 700	36 500	846	13	57 900
1913/14	10 300	12 400	41 300	890	2 900	67 700
1924/25	25 500	14 400	48 000	8 100	1 200	97 200
1925/26	27 700	15 700	51 400	2 700	7 100	104 700
1926/27	21 200	15 900	56 200	9 600	12 900	115 800
Summe 1902/03—1913/14	89 900	135 900	303 900	42 500	4 000	565 900
Summe 1924/25—1926/27	74 400	46 000	155 600	20 400	21 200	317 700
Durchschn. 1902/03—1913/14	7 500	11 300	25 300	3 700	300	47 000
Durchschn. 1924/25—1926/27	24 800	15 300	51 900	6 800	7 100	105 900

Hier befinden wir uns nun in der eigentlichen Domäne der Buchhandlung Gustav Fock in Leipzig. Von ihrem Export neuer Bücher nach dem Auslande und nach Übersee und von dem umfangreichen wissenschaftlichen Antiquariat, das mehr als anderthalb Millionen Bände umfaßt und damit das größte der Welt ist, will ich in diesem Zusammenhange nicht reden. Aber die erstaunlich lange Liste deutscher Gelehrtenbibliotheken, die zum größten Teil nach den Vereinigten Staaten und Japan exportiert worden sind, zeugt von einer jahrelangen, unverdrossenen Arbeit im Interesse deutscher Wissenschaft unter der zielbewußten Leitung des jetzigen Direktors. Und außerdem hat die Buchhandlung eine etwa gleich lange Liste von Gelehrtenbibliotheken, die noch auf ihrem Lager sind und jetzt noch geschlossen angeboten werden können.

X. Tabelle. Leipzig, Universitätsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1906/07	10 700	10 700	20 400	3 000	—	44 700
1907/08	7 500	12 300	20 300	5 600	—	45 800
1908/09	8 900	10 600	25 000	10 000	—	54 400
1909/10	6 800	7 000	25 100	7 200	—	46 100
1910/11	8 800	9 900	36 200	7 200	—	62 200
1911/12	8 200	9 700	29 300	3 900	—	51 100
1912/13	12 900	12 100	36 000	11 200	—	72 200
1913/14	10 700	10 200	33 000	8 800	76	62 900
1924/25	17 500	24 200	60 400	4 700	—	106 800
1925/26	16 500	25 500	55 300	8 900	13 400	119 700
1926/27	8 200	21 000	49 300	4 600	277	83 400
Summe 1906/07—1913/14	74 500	82 500	225 300	56 800	76	439 400
Summe 1924/25—1926/27	42 200	70 700	165 000	18 200	13 700	309 900
Durchschn. 1906/07—1913/14	9 300	10 300	28 200	7 100	9	54 900
Durchschn. 1924/25—1926/27	14 100	23 600	55 000	6 100	4 600	103 300

Das Auswandern deutscher wissenschaftlicher Büchersammlungen nach Amerika und anderen Ländern ist bis zu einem gewissen Grade eine naturnotwendige Erscheinung, die in mehr als einer Beziehung mit Freude zu begrüßen ist. Die Amerikaner und Japaner handeln entschieden praktisch und rationell, wenn sie zum Ausbau ihrer öffentlichen Büchersammlungen größere Bibliotheken deutscher Professoren aufkaufen, denn die dortigen wissenschaftlichen Bibliotheken sind zum großen Teil noch im Entstehen begriffen, wie auch ein intensiverer Betrieb der Wissenschaft drüben noch jüngeren Datums ist. Was kann ihnen unter solchen Verhältnissen für die einzelnen Wissensgebiete erwünschter sein, als eine wohlgepflegte Privatabibliothek, die von einem namhaften Gelehrten in langjähriger Arbeit angesammelt ist? Es ist gewiß bequemer und einfacher, sich in ein fertiges warmes Nest hineinzusetzen als es selbst zu bauen.

Uns Deutschen kann dieses Vorgehen der Ausländer nur angenehm sein, zunächst im Interesse der Hinterbliebenen der verstorbenen Besitzer. Wenn der

XI. Tabelle. Marburg, Universitätsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	5 000	5 900	9 900	624	—	21 400
1903/04	6 200	5 500	9 100	185	30	21 000
1904/05	5 000	7 400	12 300	590	—	25 400
1905/06	4 100	6 200	8 900	963	—	20 200
1906/07	4 000	6 900	9 400	2 000	—	22 300
1907/08	6 000	7 700	10 800	946	—	25 400
1908/09	5 000	6 800	8 000	1 100	—	20 800
1909/10	3 000	7 500	9 700	49	—	20 200
1910/11	6 400	8 700	16 400	722	19	32 200
1911/12	9 000	10 300	11 700	3 800	—	34 900
1912/13	13 400	9 200	13 500	14 000	26	50 100
1913/14	13 800	11 100	14 300	13 500	12	52 700
1924/25	17 600	8 300	12 600	5 600	7	44 100
1925/26	29 200	13 800	17 900	7 300	616	68 800
1926/27	21 400	17 900	21 300	5 400	176	66 200
Summe 1902/03—1913/14	80 900	93 200	134 000	38 600	87	346 600
Summe 1924/25—1926/27	68 200	40 000	51 800	18 300	799	179 100
Durchschn. 1902/03—1913/14	6 700	7 800	11 200	3 400	7	28 800
Durchschn. 1924/25—1926/27	22 700	13 300	17 300	6 100	300	59 700

deutsche Antiquar Aussicht hat, die Gelehrtenbibliothek im ganzen nach dem Auslande zu verkaufen, so ist er meist in der Lage, den Erben einen höheren Preis dafür zu zahlen als es sonst der Fall wäre. So erhalten die Erben nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Vorteile und werden vielleicht aus mancher Sorge befreit; denn die Regel ist, daß die Bibliothek eines Professors das Hauptvermögensstück seines Nachlasses bildet.

Aber ganz abgesehen von dieser pekuniären Seite — will man es in Abrede stellen, daß die Verpflanzung so zahlreicher deutscher Privatbüchereien in die öffentlichen Bibliotheken amerikanischer und japanischer Hochschulen dazu beiträgt, deutsche Wissenschaft im Auslande zu verbreiten und den deutschen Namen zu Ehren zu bringen? Es liegt doch auf der Hand, daß jene deutschen

XII. Tabelle. Tübingen, Universitätsbibliothek

	Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1902/03	7 800	5 600	14 300	2 400	—	30 000
1903/04	5 700	5 600	15 400	2 800	—	29 600
1904/05	6 300	6 300	15 400	3 600	—	31 600
1905/06	8 600	6 500	16 000	8 000	1 200	40 400
1906/07	5 900	7 800	15 600	4 200	—	33 600
1907/08	6 800	7 600	15 400	4 500	—	34 300
1908/09	8 200	7 700	17 600	3 100	—	36 500
1909/10	6 400	8 800	17 500	1 800	—	34 500
1910/11	6 500	8 000	16 700	2 400	—	33 500
1911/12	8 600	9 000	19 000	2 200	—	38 900
1912/13	11 000	10 400	20 200	3 000	—	44 600
1913/14	11 200	10 800	20 300	3 500	—	45 900
1924/25	17 300	9 900	29 300	2 900	1 300	54 700
1925/26	20 400	12 400	26 000	6 000	80	64 800
1926/27	11 700	14 200	23 400	2 700	747	58 800
Summe 1902/03—1913/14	93 000	94 100	203 400	41 600	1 200	433 400
Summe 1924/25—1926/27	49 400	35 600	78 700	11 600	2 100	178 300
Durchschn. 1902/03—1913/14	7 800	7 900	17 000	3 500	100	36 100
Durchschn. 1924/25—1926/27	16 500	11 900	26 200	3 900	700	59 400

Büchersammlungen zum größten Teil deutsche wissenschaftliche Literatur enthalten. Das Verfahren der Amerikaner zeigt also deutlich, wie hoch sie deutsche Forschung und deutsche Gelehrtenarbeit zu schätzen wissen; es ist eine Huldigung für die deutsche Wissenschaft. Und so ist die Hoffnung begründet, daß die Bibliotheken Leopold von Rankes, Theodor Mommsens, Heinrich von Treitschkes und so manches anderen von unseren besten Männern drüben ein ehrenvolles Zeugnis ablegen werden für die hohe Stufe, die die Wissenschaft durch den Scharfsinn deutscher Gelehrter erreicht hat, und daß sie dazu beitragen werden, der deutschen Wissenschaft im Auslande neue Freunde zu erwerben.

Durch diese Verwendung der Bibliotheken deutscher Professoren wird ferner erreicht, daß ihre Bestände nicht hierhin und dahin zerstreut werden. Ein

XIII. Tabelle. Durchschnittszahlen.

		Neue Bücher	Forts.	Zeit- schriften	Anti- quaria	Hand- schriften	Summe
1. Dresden	1903/04-1913/14	11 800	9 700	12 400	3 500	400	35 800
	1924/25-1926/27	32 400	17 700	20 300	11 400	4 600	86 500
2. Stuttgart	1902/03-1913/14	7 300	7 700	14 900	1 600	200	31 800
	1924/25-1926/27	18 500	16 000	19 400	700	200	54 700
3. Frankfurt	1903/04-1913/14	8 200	7 600	11 600	7 200	90	42 100
	1924/25-1926/27	25 000	12 500	22 300	6 900	0	66 700
4. Hamburg	1903/04-1913/14	4 700	8 500	14 400	11 700	33 500	42 700
	1924/25-1926/27	21 200	17 600	17 000	17 600	3 200	106 400
5. Bonn	1902/03-1913/13	6 300	10 000	11 600	9 400	300	37 200
	1924/25-1926/27	21 300	18 500	19 300	9 100	400	68 700
6. Breslau	1902/03-1913/14	6 300	8 400	14 400	6 700	45	36 100
	1924/25-1926/27	25 900	23 400	30 400	15 400	2 400	97 500
7. Göttingen	1902/03-1913/14	7 500	11 300	25 300	3 700	300	47 000
	1924/25-1926/27	24 800	15 300	51 900	6 800	7 100	105 900
8. Leipzig	1906/07-1913/14	9 300	10 300	28 200	7 100	9	54 900
	1924/25-1926/27	14 100	23 600	55 000	6 100	4 600	103 300
9. Marburg	1902/03-1913/14	6 700	7 800	11 200	3 400	7	28 800
	1924/25-1926/27	22 700	13 300	17 300	6 100	300	59 700
10. Tübingen	1902/03-1913/14	7 800	7 900	17 000	3 500	100	36 100
	1924/25-1926/27	16 500	11 900	26 200	3 900	700	59 400

amerikanisches College, das die Bibliothek eines deutschen Gelehrten erwirbt, kann sie allerdings nicht gesondert aufstellen; es ist genötigt, sie unter ihre eigenen Bücherbestände einzuordnen. Aber es wird doch meist in der Lage sein, die ganze Privatbibliothek oder doch ihren überwiegenden Teil seiner Büchersammlung einzuverleiben. Ganz anders, wenn eine solche Gelehrtenbibliothek von einer deutschen öffentlichen Bibliothek erworben wird. Dann wiederholt sich immer wieder die alte Erfahrung, daß auch die besten Bibliotheken deutscher Professoren nur einen kleinen Prozentsatz von Büchern enthalten, die in den großen wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands nicht anzutreffen sind. Der allergrößte Teil einer angekauften Privatbibliothek wandert daher in die Dubletten und wird entweder weiterverkauft oder anderen Bibliotheken zur Verfügung ge-

stellt. Auch bei diesem Verfahren wird also schließlich ebenso wie bei der öffentlichen Versteigerung oder bei dem Einzelverkauf durch den Antiquar die Privatbibliothek in alle Winde zerstreut.

Daß uns durch das Vorgehen der Japaner und Amerikaner auf dem deutschen Büchermarkt die Preise verdorben werden, daß manches Buch heute das Doppelte oder Dreifache von dem kostet, was noch vor wenigen Jahren dafür gezahlt wurde, ist nicht zu leugnen. Das ist die unerfreuliche Seite dieser Erscheinung.

Es ist anzunehmen, daß das Abwandern deutscher Professorenbibliotheken nach überseeischen Ländern in Zukunft noch weiter andauern wird, solange noch soviel ansehnliche Büchersammlungen deutscher Gelehrter zum Verkauf gestellt werden wie bisher. Manches deutet freilich darauf hin, daß der deutsche Professor sich das Büchersammeln und Bücherkaufen mehr und mehr abgewöhnt. Paul de Lagarde, der selbst eine vortreffliche Büchersammlung besaß — er vermachte sie der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die sie im ganzen nach Amerika verkaufte —, Paul de Lagarde behauptete schon im Jahre 1881: »Der deutsche Gelehrte kauft in seiner Mehrheit nichts.« Er schlug damals vor, die Lehrer an höheren Schulen und Universitäten zum Besten der ihnen nächsten öffentlichen Bibliothek von Staats wegen mit 5% ihrer Jahreseinnahmen zu besteuern, wenn sie nicht nachweisen könnten, daß sie für diese 5% Bücher gekauft hätten, aber nicht Schulbücher für ihre Kinder und Goldschnitt-Literatur, sondern Werke der Wissenschaft. Die Klage Lagardes war wohl schon damals nicht ganz ohne Grund. Heute wird niemand, der die Verhältnisse kennt, sie für ungerechtfertigt halten. Je reicher die Bibliotheken der Universitäts-Institute jetzt ausgestattet sind, desto geringer ist für die Leiter dieser Institute das Bedürfnis geworden, sich selbst Bücher anzuschaffen. Von einem jetzt verstorbenen Historiker wird erzählt, daß er sich mit einem sehr kleinen Vorrat an eigenen Büchern beholfen hat, der sich bequem in einer Droschke fortschaffen ließ. Die wertvolle wissenschaftliche Literatur, besonders die ältere, geht mehr und mehr in öffentlichen Besitz über.

*

NACHWORT ZU DEN TABELLEN

Die Tabellen I—XIII sind lehrreich, und wer sie aufmerksam durchsieht, kann manches Interessante daraus erfahren. Zunächst springt in die Augen, daß die Vermehrungsfonds der größeren wissenschaftlichen Bibliotheken nach der Inflationszeit ganz gewaltig aufgebessert worden sind. Der Durchschnitt der Jahre 1924/25 bis 1926/27 ist bei einer Reihe von Bibliotheken mehr wie doppelt so hoch wie der Durchschnitt der Jahre 1902/03 (oder 1903/04) bis 1913/14. Trotz des ungeheuren Ansteigens der Bücherpreise ist die Kaufkraft mancher größeren Bibliotheken heute größer als vor dem Kriege. Die Folge davon ist, daß verschiedene Bibliotheken heute Handschriften kaufen, die früher kaum daran gedacht haben — so Breslau (Tab. VIII), Göttingen (Tab. IX), Leipzig (Tab. X) und Marburg (Tab. XI) — und daß manche auch für Antiquaria einen verhältnismäßig höheren Betrag aufwenden können als vor dem Kriege: Dresden (Tab. III), Breslau (Tab. VIII) und Göttingen (Tab. IX).

Sehr deutlich ist zu erkennen, daß bei zu starker Belastung des Vermehrungsfonds durch Zeitschriften für den Ankauf älterer Bücher kein Geld mehr übrig ist. Das zeigt sich z. B. bei der Bayerischen Staatsbibliothek (Tab. II) und bei der Leipziger Universitätsbibliothek (Tab. X), auch bei der Göttinger Bibliothek in der Zeit bis 1913/14 (Tab. IX). Ist der Vermehrungsfonds heute nicht wenigstens doppelt so hoch wie in der Vorkriegszeit, so muß die Bibliothek sich von antiquarischen Käufen stark zurückhalten; das sieht man an den Bibliotheken Stuttgart (Tab. IV), Bonn (Tab. VII) und Tübingen (Tab. XII).

DIE CHEMISCHE INDUSTRIE, DIE CHEMISCHE LITERATUR UND DAS ANTIQUARIAT

VON

MAX BUCHNER

Wenn man als Chemiker die glänzend aufgezogenen und ebenso glänzend sich abwickelnden Hauptversammlungen des V.D.I. besucht und aufrichtige Bewunderung über die hervorragenden Leistungen unserer Kameraden und treuen Mithelfer, der Ingenieure, empfindet, da horcht man plötzlich in einem Vortrag aufmerksam auf. Einer der geistvollsten Führer und Redner des V.D.I., Professor Matschoss, spricht und stimmt eine Lobeshymne auf die Organisation der chemischen Literatur, namentlich der referierenden an, die er vorbildlich nennt. Mit Dank und Stolz hören wir Chemiker dies Lob von so maßgebender Seite. Es löst sofort eine Erinnerung an eine vor etwa 20 Jahren von Wilhelm Ostwald gemachte Behauptung aus, daß ein Chemiker etwa 10000 Seiten Literatur im Jahre zu lesen hätte. Fürwahr keine geringe Leistung! Not macht aber erfinderisch. Um sich in der riesenhaft anschwellenden chemischen Literatur rasch und sicher zurechtzufinden, waren die Chemiker gezwungen, einen wirkungsvollen literarischen Referatenapparat auszubauen. Als Glanzpunkt des chemischen Referatenwesens braucht man nur den Namen »Chemisches Zentralblatt« zu nennen.

Die Gründe, warum ein Chemiker so und soviel Seiten pro Jahr zu wälzen hat, liegen im Wesen der Chemie, deren ungeheure wissenschaftliche und praktische Bedeutung viele Tausende von Chemikern und ihr nahestehende Berufe fortwäh-

rend in regste Arbeitstätigkeit versetzt. Zwei Motive sind es, die den Chemiker täglich sich mit der chemischen und verwandten Literatur beschäftigen lassen, einmal die Notwendigkeit über seine eigenen Arbeiten zu berichten, dann das Bedürfnis, die Arbeiten der anderen Chemiker kennenzulernen. Je rascher sich diese Kenntnis vollzieht, um so leichter können Doppeltarbeiten vermieden und neue Gedanken gefaßt werden. Ob der Chemiker der Wissenschaft oder der Technik angehört, ist gleichgültig. Der Wissenschaftler und der Techniker sind nur verschiedene Zweige an einer gemeinsamen Wurzel, in beiden Zweigen wird heute nach denselben Grundsätzen gearbeitet. Was heute Wissenschaft ist, kann morgen schon Technik sein, beide befruchten sich gegenseitig; vielleicht in keinem Gebiete arbeiten Forscher und Techniker so einhellig und freundschaftlich zusammen wie in der Chemie.

In der chemischen Technik spielen heute nicht nur die Apparate und die Maschinen, das Laboratorium und Technikum, die Fabrikationsräume und die vielen Hilfsanlagen eine Rolle. In jeder einigermaßen modernen chemischen Fabrik sind heute auch eine mehr oder minder umfangreiche Zentralbibliothek und so und so viele kleinere Sonderbibliotheken in den genannten Einrichtungen ebenbürtiges Hilfsmittel zur erfolgreichen Sicherung der chemisch-technischen und wirtschaftlichen Produktion geworden.

Die Notwendigkeit des Besitzes guter chemischer Bibliotheken für die industriellen chemischen Unternehmungen hat natürlich auf die Organisationen zur Beschaffung der chemischen Bücher einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. Es sind heute gewaltige Spezialverlage auf diesem Gebiete entstanden: Spezialsortimente, die dem Verbraucher die Bücher zuführen; vor allem hat sich das »chemische Antiquariat« zu einem den Chemikern unentbehrlichen Werkzeug ausgebildet. Die gewaltige Entwicklung der chemischen Industrie im In- und Ausland in den letzten Dezennien verlangten die Gründung neuer und den Ausbau bestehender chemischer Fabrikbibliotheken. In jeder guten chemischen Fabrikbibliothek sind die in- und ausländischen Zeitschriften das Fundament dieser Büchersammlungen. Denn ohne sie sind chemische Arbeiten nicht auszuführen. Außer den Zeitschriften muß aber der Chemiker viele andere Druckschriften kennen, Monographien, Dissertationen usw. Das moderne Antiquariat unterhält überall auf der Welt weitangelegte Beziehungen, infolge deren es in der Lage ist,

in Kürze auch seltenere Literatur zu beschaffen. Wie wichtig ist es beispielsweise für die sichere Patentierung chemischer Verfahren, die vorhandene oft weitverzweigte Vorliteratur, so einzelne Stellen, die in der oder jener Auflage eines Druckwerkes vorhanden sind, kennenzulernen!

Wer im geschäftlichen Leben die Gabe besitzt, eher zu sehen und eher zu hören als die anderen, wird immer den Erfolg auf seiner Seite haben. Die Firma Fock hat zur rechten Zeit diese Gabe besessen. Vor 50 Jahren verstand sie es bereits, den Pulsschlag der Entwicklung der Chemie zu fühlen und dadurch die Grundlage ihres heute weltbeherrschenden Geschäfts zu sichern. Heute dürfte keine chemische Bibliothek des In- und Auslandes bestehen, an deren Aufbau und Ausbau Buchföck nicht mitgewirkt hätte. Wir freuen uns, daß Buchföck einer der wichtigsten Umschlaghäfen für die Beschaffung der chemischen Literatur des In- und Auslandes geworden ist, und wünschen diesem glänzend geleiteten und trefflich organisierten Unternehmen, daß es immer so verständnisvolle und energische Leiter wie heute besitzt: dann wird ihm für lange Zeit eine der Vergangenheit und Gegenwart ebenbürtige Zukunft bevorstehen und damit die Dankbarkeit und die Wertschätzung der der Literatur bedürftigen Chemiker des In- und Auslandes gesichert sein.

DIE DEUTSCHE BÜCHEREI UND DAS ANTIQUARIAT

VON

OTTO ERICH EBERT

Im Rahmen der innerhalb des deutschen Sprachgebietes bestehenden rund 350 größeren Bibliotheken, die nach dem »Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken« einen Gesamtbestand von mehr als 40 Millionen Bänden aufweisen (eine neuere Zusammenstellung auf Grund der jetzt erscheinenden Minerva-Handbücher wird eine noch größere Ziffer ergeben), nimmt die Deutsche Bücherei eine Sonderstellung ein. Sie ist unter den größeren Bibliotheken die erste, die nicht nur von einem der deutschen Länder und hauptsächlich für ein Land allein geschaffen wurde, sondern im Hinblick auf das Reich und darüber hinaus für das gesamte deutsche Sprachgebiet. Dann aber obliegt ihr als einziger deutschen Bibliothek die Aufgabe, das deutschsprachige Schrifttum des In- und- Auslandes vollständig zu sammeln und zu bibliographieren. Diese Tätigkeit hat sie mit dem 1. Januar 1913 aufgenommen. Ihre Bibliographien, insbesondere das »Tägliche Verzeichnis« und das »Wöchentliche Verzeichnis der Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels« sowie das »Monatliche Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften« bieten einen Gesamtüberblick über das deutsche Schrifttum, während das referierend-bibliographische »Literarische Zentralblatt für Deutschland« sowie die »Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes« in der erdrückenden Fülle der Neuerscheinungen dem Buchhandel, der Bibliothekswelt und der literarisch interessierten Öffentlichkeit als praktischer Ratgeber und Wegweiser dienen.

So erscheint für die Deutsche Bücherei auf den ersten Blick ein Zusammenhang mit dem Antiquariat kaum zu bestehen, da lediglich neuzeitliches Sammelgut, für welches sie den organisatorischen Mittelpunkt darstellt, Objekt ihrer Betätigung ist. Aber das Problem erhält bei näherer Beschäftigung ein anderes Aussehen, wenn zeitlich wie räumlich die Frage der Vollständigkeit untersucht werden soll, die mit den Bestrebungen der Deutschen Bücherei stets untrennbar verbunden ist, und die sich auf alle Gattungen des Schrifttums erstreckt. Die Mittel, deren sich die Deutsche Bücherei zur Erlangung dieser Vollständigkeit bedient, sind mannigfaltig, weisen viele verzweigte Wege, und die Maßnahmen, die hier getroffen werden, um in den Besitz aller sammelpflichtigen Veröffentlichungen zu gelangen, seien in diesem Zusammenhang kurz beleuchtet.

Für die erste Gruppe, die buchhändlerischen Produkte, gründen sich die Unterlagen, wie die nun seit 15 Jahren vorliegenden Jahresberichte der Deutschen Bücherei ausführlich schildern, in erster Linie auf die unmittelbaren Beziehungen, die sie als Institut des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler mit dem Verlagsbuchhandel verbinden. Die täglich im »Börsenblatt« erscheinenden erstmaligen Inserate, vermehrt durch die Fülle der versandten Einzelprospekte, bieten natürlich das wichtigste Fundament zur Anlage der unentbehrlichen Fehlkartothek, die der Pflege und unausgesetzter Überwachung bedarf. Dann gilt es, Notizen und Hinweise, die in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht werden, namentlich wenn es sich um Erscheinungen handelt, die wegen ihres Inhaltes das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen, mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Die so gewonnene Sammlung würde jedoch noch sehr erhebliche Lücken aufweisen, wenn für die Zwecke der Erschließung des Materials nicht noch weitere Quellen nutzbar gemacht würden, die neben den buchhändlerischen Erzeugnissen auch den anderen Schriftgattungen, zugute kommen. Vor allem erweist sich eine regelmäßige Durchsicht der allgemeinen Bibliographien der fremden Länder, die auch deutsche Literatur erzeugen, als ebenso erforderlich wie andererseits die planmäßige Verarbeitung aller in selbständiger und un-selbständiger Form erscheinenden Spezialbibliographien fachlicher, landschaftlicher und personaler Natur die Erhebungsmöglichkeiten fördert, da die literarischen Produkte, die in engen Grenzen zustande kommen, erfahrungsgemäß hier ihren bibliographischen Niederschlag finden. Gerade die Zahl dieser Sonder-

bibliographien, die sogar gelegentlich in Verbindung mit darstellenden Werken erscheinen, ist außerordentlich groß und eine vollständige regelmäßige Zusammenstellung wäre sehr erwünscht. Hat doch erst unlängst z. B. Georg Schneider in seinem Aufsatz *Die Bibliographie an den wissenschaftlichen Bibliotheken* (»Von Büchern und Bibliotheken«, Abschiedsgabe für Ernst Kuhnert, Berlin 1928) darauf hingewiesen, daß der amerikanische Brauch, in den Handelsverzeichnissen diejenigen Bücher zu kennzeichnen, die reiche bibliographische Angaben enthalten, bei uns nachgeahmt werden sollte. Allein im vergangenen Jahre ist eine ganze Reihe solcher Sonderbibliographien erschienen; so u. a. über Anthropologie, Brauwesen, Japonologie, Textilwesen, Wohlfahrtspflege. Die Fülle der periodischen Bibliographien, die zum großen Teil in Fachzeitschriften erscheinen, stellt den Bearbeiter erst recht vor eine besonders schwierige Aufgabe; kaum ein Gebiet, das nicht behandelt wird: bayrisches, osteuropäisches, schleswig-holsteinisches, thurgauisches, thüringisch-sächsisches, westfälisches Schrifttum wechselt mit speziellen Zusammenstellungen für die verschiedensten Fachgebiete. Auch die personale bibliographische Literatur, die zumeist in Festschriften zusammengestellt wird, bietet reiche Ausbeute, Hinweise und Auskunftsmittel. Auch hier brachte z. B. das Jahr 1928 eine große Zahl solcher Werkverzeichnisse, die den Historikern G. v. Below und K. Breysig, dem Theologen Ihmels, dem Zoologen Korschelt, dem Nationalökonom J. Landmann, den Geographen Hans Meyer und A. Penck, den Anthropologen W. Schmidt und K. Weule, dem Deutschamerikaner Ihering und dem Siebenbürger A. Schullerus gewidmet waren. Die »Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekwesens« (Leipzig 1927 ff.) verzeichnet laufend eine Auswahl.

Wurde hier zunächst auf die gedruckten Quellen hingewiesen, die zur Erforschung des Schrifttums und seiner Sammlung zur Verfügung stehen, so darf auch die Mitwirkung des Publikums, von der relativen Bedingtheit vieler Angaben abgesehen, nicht unterschätzt werden. So verzeichnet der Jahresbericht der Deutschen Bücherei für 1927/28 1280 Bestellzettel (das entspricht 1% aller abgegebenen Bestellzettel), die sich auf sammelpflichtige, größtenteils ältere und schon vergrieffene Druckschriften bezogen.

Trotz aller Bemühungen, die von der Verwaltung ausgehen, und, trotz der Unterstützung durch eine freiwillige Helferschaft, muß zusammenfassend fest-

gestellt werden, daß, ganz abgesehen von der jedem menschlichen Beginnen anhaftenden Unzulänglichkeit, ein Entstehen von Lücken in den Beständen der Deutschen Bücherei in Anbetracht der Mannigfaltigkeit des Schrifttums, der Ausdehnung und Verzweigtheit seines Entstehungsgebietes unvermeidlich geblieben ist. Waren doch außerdem die Zeitverhältnisse, unter denen die Anstalt zu Beginn ihrer Tätigkeit und während des Krieges und der Inflationszeit ihre umfassenden Aufgaben zu erfüllen suchte, außerordentlich ungünstig. Bei den beschränkten Mitteln, die den Bibliotheken in der jetzigen Zeit zur Verfügung gestellt werden können, und die sich vor allem in Personalmangel auswirken, besteht zum Teil gar nicht die Möglichkeit, den vielfachen oben geschilderten Anregungen in jedem einzelnen Fall im gewünschten Maße und rechtzeitig nachzugehen. So war die Deutsche Bücherei genötigt, den Hilfskreis des Antiquariats in Anspruch zu nehmen, und schon frühzeitig begann sie mit der Anlage von Verzeichnissen fehlender Werke, die in der Suchliste veröffentlicht wurden, die sich der Buchhandel für die Zwecke der Publizität im »Börsenblatt« und in der vor einigen Jahren begründeten Zeitschrift »Gesuchte Bücher« geschaffen hat. Auch machte sich, da immer mehr Produktionsjahre für sie zuständig wurden, das Bedürfnis geltend, Antiquariats- und Auktionskataloge einer regelmäßigen Durchsicht zu unterziehen, die sich sogar öfter als brauchbare Quelle zur Feststellung unbekannt gebliebener Literatur erwiesen, wenn man auf die Produktion von Verlegern stieß, deren Firmen kurz nach Gründung wieder erloschen waren, oder wenn Drucke eines Selbstverlegers jetzt in einem Kataloge unvermutet auftauchten.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den amtlichen Schriften, deren vollständige Sammlung zwar von Anfang an zu den wesentlichen Aufgaben gehörte, die aber wegen der Schwierigkeit der Zeitläufte im Notprogramm des Jahres 1920 gewisse Einschränkungen erfahren mußte und erst seit 1927 wieder voll aufgenommen wurde. Die Durchsicht von Antiquariatskatalogen, die bekanntlich auch viel amtliches Material verzeichnen, wird immer lohnend bleiben, weil die Lücken von 6 Jahren auf regulärem, d. h. unmittelbarem Wege nur zum Teil ausgefüllt werden können.

Auch die Sammlung der Dissertationen, für die seit 1925/26 der Druckzwang wieder eingeführt wurde, war zeitweilig unterbrochen und kann erst seit diesem Jahre wieder systematisch betrieben werden.

Bei den Vereinsschriften, zu welcher Gruppe auch die Veröffentlichungen bibliophiler Vereinigungen und vieler Gemeinschaften gehören, deren häufig bemerkenswerte und gehaltvolle geistigen Erzeugnisse weiteren Kreisen grundsätzlich vorenthalten bleiben, wird sich die Wesensart des Antiquars als eines für die Wissenschaft unentbehrlichen Mittlers besonders bekunden können. Wer die üblichen Auskunftsquellen des Buchhandels oder sonstiger Vermittlungen zur Feststellung solcher Drucke in Anspruch nehmen wollte, wird großen Schwierigkeiten ausgesetzt sein. Um so erfreulicher war es, daß sich wiederholt Gelegenheit bot, aus Antiquariats- und Auktionskatalogen die Bestände durch seltene und wertvolle Erwerbungen zu ergänzen.

Welche Mühe die Sammlung der Privatdrucke bereitet — ihre Definition habe ich in meinem Aufsatz *Die Privatdrucke und ihre Pflege in der Deutschen Bücherei* (*»Die Deutsche Bücherei nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens«*, Leipzig 1925) versucht — haben mehrere literarische Veröffentlichungen erwiesen, die namentlich im Ausland auf diesem Gebiete versucht wurden. Obwohl die Deutsche Bücherei sich bei der Sammeltätigkeit dieser Schriftgattung der vertrauensvollen Mitwirkung der anderen Bibliotheken erfreut, bietet gerade hier die Lektüre von Antiquariats- und Auktionskatalogen eine große Ausbeute und führt mitunter in die entlegensten Gefilde der Literatur. Man stößt auf Kuriosa aller Art, wie auf Bücher, die vor Ausgabe zurückgezogen oder eingestampft wurden oder sich nur in einem einzigen Exemplar erhalten haben. Rudolf Brettschneider erzählte einmal in der Bücherstube die abenteuerlich anmutende Geschichte, wie es ihm gelang, ein Exemplar der eingestampften Urausgabe von Thomas Manns *»Wälsungenblut«* zu erlangen, die aus Makulaturbogen der *»Neuen Rundschau«* zusammengestellt war. Es hat immer Sammler gegeben, die für ein derartiges Spezialistentum besondere Neigung zeigten, und die Ergebnisse solcher Sammlertätigkeit sind schließlich später durch den glücklichen Griff eines findigen Antiquars der Allgemeinheit und den Bibliotheken nutzbar gemacht worden.

Auch die heute über 12000 Bände zählende Sammlung der Künstlerischen Drucke, die, wie Jul. Rodenberg in seinem Aufsatz ausgeführt hat (*»Die Deutsche Bücherei nach dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens«*, Leipzig 1925), in ihrer Gesamtheit eines der bedeutendsten Dokumente zum Studium des

zeitgenössischen Buchgewerbes darstellt, erfährt wertvolle Antriebe durch das Antiquariat. So konnte, um einige charakteristische Beispiele anzuführen, der berühmt gewordene und in geringer Auflage hergestellte erste Druck der Marées-Gesellschaft aus dem Jahre 1918, Goethes *Clavigo* enthaltend, nach langen Bemühungen nur noch auf diese Weise beschafft werden. Auch der seltene Druck der *Zilverdistel* im Haag mit Leopold von Andrians Gedichten (1913), der sich nicht einmal mehr im Besitze des Verfassers nachweisen ließ, gehört in den Kreis solcher Aquisitionen, wie auch manche Erzeugnisse der zeitgenössischen Pressen.

Neben dem Ausbau der Sammeltätigkeit, die immer zu den vordringlichsten Aufgaben der Deutschen Bücherei zählen wird, in die Breite und Tiefe wirken muß, um in stiller aber zäher Arbeit die gesetzten Ziele zu erreichen, ergeben sich als wichtiger Bestandteil ihrer weiteren Betätigung andere Beziehungen, die durch den Zusammenhang mit der Öffentlichkeit gekennzeichnet sind. Die Zahl ihrer Besucher betrug im letzten Jahre 141 000 und diese haben 140 000 Bestellungen auf Bücher aufgegeben, die in den Speichern magaziniert sind. In solchen Ziffern offenbart sich der Reichtum ihrer Bestände, die jetzt, nach 16jähriger Tätigkeit bereits über 750 000 Bände umfassen.

Wer eine Bibliothek solchen Ausmaßes benutzen wollte, ohne daß ihm auch die allgemeinen bio-bibliographischen Nachschlagewerke und die bändefüllenden Enzyklopädien, Grundrisse, Wörter-, Lehr- und Handbücher und Gesamtdarstellungen früherer Zeiten zur Verfügung stehen, die für gelehrte und volkstümliche Zwecke innerhalb der einzelnen Wissensgebiete angelegt wurden, wäre bald ratlos, und man kann sich kaum einen Studierenden, der durch seine Wissenschaft mit der schriftlichen Überlieferung verknüpft ist, ohne die kritischen Ausgaben der Quellschriften denken, die ihr Entstehen zum großen Teil der Editionstätigkeit des 19. Jahrhunderts verdanken. Die verantwortlichen Männer, denen die Vorbereitung zur Gründung der Deutschen Bücherei anvertraut war, haben von vornherein die Unzulänglichkeit und die begrenzte Wirksamkeit einer solchen Sammlung erkannt und die Bemühungen zur Schaffung einer großen Handbibliothek des Lesesaals, die heute über 15 000 Bände umfaßt und welche die Haupt- und Standwerke aller Zeiten und Völker vereinigt, setzen deshalb mit Unterstützung des Antiquariats bereits bei der Gründung ein. Dieses

Bestreben zur Vervollständigung von Schriften, deren Ursprünge in eine frühere Vergangenheit zurückreichen, wird, soweit ihnen ein bleibender Nutzwert zukommt, immer wachgehalten werden müssen. Für die zielbewußte Arbeit, die hier bereits geleistet wurde, ist es jedenfalls bezeichnend, daß auch frühzeitig mit der Anlage eines umfassenden bibliographischen Handapparates begonnen wurde, der bereits heute über 5000 Bände zählt, und der die praktische Beziehung zum Antiquariat besonders dann aufrechterhalten hat, wenn es sich um die Ergänzung von laufenden Bibliographien handelte.

Mit dieser Handbibliothek in unmittelbarer Verbindung steht die erst vor kurzem als eigene Dienststelle eröffnete Auskunftsstelle. In Ergänzung zu den bereits in Deutschland und Österreich bestehenden Büchernachweisstellen, für deren Errichtung auch in anderen Ländern sich die Genfer Internationale Kommission für geistige Zusammenarbeit gegenwärtig einsetzt, hat sie die Aufgabe, die auf schriftlichem Wege aus Deutschland, aber auch aus dem Auslande eingehenden Auskünfte zu erledigen, die vom Buchhandel, von einzelnen Personen, Vereinigungen und amtlichen Stellen auf den verschiedensten Gebieten des literarischen Lebens eingeholt werden, oder welche mit Fragen über Einrichtungen geschichtlicher, politischer und wirtschaftlicher Art in Zusammenhang und Beziehung stehen. Ratend und organisierend übt sie ihre Tätigkeit aus, und die nach der bibliographischen, häufig aber auch nur nach der informatorischen Richtung erteilten Auskünfte dienen ebenso der Wissenschaft wie der Gesamtheit, entsprechend dem Charakter der Deutschen Bücherei, die nicht für die gelehrten Stände allein bestimmt ist. Die Betrachtung der Wirksamkeit dieser Stelle, die im vergangenen Jahre nicht weniger als 5000 Auskünfte erteilt hat, weist darauf hin, daß sie in immer weiterem Maße für die verschiedensten Gebiete des tätigen Lebens herangezogen wird. Die Deutsche Bücherei verwaltet eben nicht nur eine reiche Fülle wissenschaftlichen, sondern auch eine große Summe praktischen Stoffes, daß man jetzt begonnen hat, hier Bereicherung und Führung zu suchen. Um diesen mannigfaltigen Wünschen den Boden zu bereiten, wird zur weiteren Entwicklung dieser neuen Abteilung auch ein immer stärkerer Ausbau des bibliographischen Apparates erforderlich sein, zu dessen Ausgestaltung auch nach der Richtung der fremdländischen Nachschlagewerke die Deutsche Bücherei der Mitwirkung und Hilfe des Antiquars nicht entraten

kann. Eine ständige Durchsicht der Antiquariatskataloge, namentlich derjenigen, die der Bibliographie eigene Zusammenstellungen widmen, hat sich wiederholt als erfolgreich erwiesen.

Mit einer Hindeutung sei noch einer Sondersammlung gedacht, deren Pflege sich die Deutsche Bücherei sehr angelegen sein läßt, seitdem ihre Abteilung für Künstlerische Drucke, deren Gesamtkatalog sich in Vorbereitung befindet, den bereits früher erwähnten Umfang erreicht hat. Es handelt sich um einen ausgewählten Apparat, der das hier vorhandene buchkünstlerische Material über das eigentliche Sammelgebiet nach rückwärts ergänzen soll, um an Hand von markanten Beispielen, denen eine dokumentarische Bedeutung zukommt, die Entwicklung nach der wissenschaftlichen und künstlerischen Seite seit Beginn der Buchrenaissance in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Anschauung zu bringen. Aus diesem Grunde ist man eifrig bemüht, Quellenwerke dieser Art an Hand der Antiquariats- und Auktionskataloge, die der Buchkunst gewidmet sind, zu erwerben und dieser Abteilung einzuverleiben.

An einer Reihe von Beispielen und durch die gegebene Skizzierung ausgewählter Probleme zeigt sich also, daß Deutsche Bücherei und Antiquariat sich immer mehr zu vertrauensvoller und gemeinsamer Arbeit verbinden müssen. Sie sind aufeinander angewiesen: die Deutsche Bücherei, weil sie jedes Mittel ergreifen muß, um ihre Sammlung im Rahmen des für sie zuständigen Schrifttums zu vervollständigen und damit ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, und das Antiquariat, weil es als Teil des Buchhandels ein lebhaftes Interesse hat, jede literarische Erscheinung in der Bibliographie verankert zu wissen. Und wie ernst der deutsche Antiquar seinen Beruf auffaßt, wissen wir aus seiner Geschichte und aus mancher Selbstbiographie. Die bestehenden Bindungen sind noch nicht alt, aber sie werden sich immer enger ausgestalten, um so mehr, als in der beiderseitigen Arbeit materielle und geistige Dinge in einer gewissen Parallelität verwoben sind.

ANTIQUARIAT UND VOLKSBILDUNG

EINE BIBLIOPOLISCHE UND KULTURPOLITISCHE BETRACHTUNG
VON
OTTO LERCHE

. . . *et haec meminisse juvabit.*

Wissenschaft und Leben sind erst in neuerer Zeit in Verbindung zueinander getreten. Dem farbigen und lauten Leben in seiner Freudigkeit und seinem Leid, in seiner Mannigfaltigkeit und seiner Verwirrung hatte die Wissenschaft durch Jahrtausende nichts zu bieten und nichts zu sagen. Die Gelehrten aller Zeiten standen dem Leben fremd, oft ablehnend, immer aber unbeteiligt gegenüber. Erst die moderne Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik und die Notlage aller Völker, die ein gelehrtes Studium der Wirtschaft aufkommen ließ, brachte Wissenschaft und Leben in stärkere und sich gegenseitig befruchtende Beziehungen.

Aber dann hätten auch nur diejenigen wissenschaftlichen Gebiete Anspruch auf Beachtung in weitesten Kreisen und auf öffentliche Förderung, die von sich aus das Leben und seine Erscheinungen beeinflußten, die die Nöte des Menschen linderten und seinem Drang nach Überwindung von Raum und Zeit vermittelnd entgegenkamen. Das waren wieder die Bezirke der Naturwissenschaft, der Technik und der Wirtschaft; die eigentlichen Geisteswissenschaften waren davon nicht ergriffen.

Darnach sieht es aus, als wenn das wissenschaftliche Antiquariat nur mit der einen Seite seines Januskopfes dem Leben zugewandt sei. Die gewaltigen Lager

der Theologie, der Juristerei, der Sprachwissenschaft, der Geschichte und Völkerkunde und die unabsehbaren Säle der Weltweisheit blieben dem quirlenden Lärm unserer Tage verschlossen, und nur was aus Medizin, Mathematik, Physik, Chemie, Technologie und Wirtschaftslehre und aus dem blühenden Garten der beschreibenden Naturwissenschaften auf die Bedürfnisse des Menschendaseins anwendbar war, hätte für Volk und Zeit der Gegenwart Interesse. Das ist in dieser Ausschließlichkeit unzutreffend; bei dem engen Zusammenhang aller Wissenschaft müssen alle Glieder dem einen Ganzen dienen und auch nur das Antiquariat, das nach Möglichkeit alle Gebiete der Wissenschaft pflegt, trägt an seinem Teile zum Aufbau des universalen Weltgeistes bei.

Aber die lärmende Welt unserer Tage geht an diesem stillen Werk vorüber. Abstimmungen und Mehrheitsbeschlüsse werden durch die stille Arbeit des Antiquariats nicht beeindruckt. Die Frage der Lebenswichtigkeit von Antiquariatsbuchhandlungen möchte verneint werden, wenn man sie nur unter dem Gesichtspunkte stellt, ob der Betrieb dieses Gewerbes unmittelbar von Nutzen für das Volk in seinen breiten Massen ohne Unterschied der Klassen ist.

Es sei daher gestattet, darauf hinzuweisen, daß ein gut geleitetes Antiquariat, das sich möglichst enzyklopädisch auf allen Gebieten der Wissenschaft betätigt, auch in der Lage ist, bildend, unterhaltend, geschmackpflegend und anregend in jeder Hinsicht auf weiteste Volkskreise zu wirken. Die Beziehungen ergeben sich aus der Praxis: Hier hat in einer entlegenen Pfarre der Vater einen anatomischen Atlas für den Medizin studierenden Sohn aus dem Großstadtantiquariat bezogen. Dort hat ein fast von aller Welt abgeschiedener Landarzt ein neues biologisches Lieferungswerk aus einer das Antiquariat betreibenden Großbuchhandlung bestellt. Alle Studenten aller Fächer haben im Laufe ihrer Studien, zumal zur Abfassung von Examensarbeiten, Bücher und kleine Schriften nötig gehabt, die nicht immer, nicht zu jeder Zeit und nicht immer zu freier Verfügung in den erreichbaren Bibliotheken bereitstanden: sie alle haben eine Buchhandlung in Anspruch nehmen müssen, die über ein großes Lager nichtgängiger und selten geforderter Bücher und kleiner Schriften verfügt. Und weiter: der Studienrat an den höheren Schulen, der Richter im kleinen ländlichen Amtsgericht, wie der am überlasteten Großstadttribunal, die Lehrerin, der Rechtsanwalt, der Verwaltungsbeamte, sie alle haben sowohl für etwaige eigene wissenschaftliche

Arbeit, wie auch für ihre Amtstätigkeit wissenschaftliches und gelehrtes Handwerkszeug nötig, das ihnen nicht sofort zur Hand ist und das ihnen, je kleiner der Wohnort ist, um so schwerer greifbar sein wird. Sie alle, und viele, viele andere, wie sich das im täglichen Betriebe ergibt, müssen das enzyklopädische Großstadtantiquariat in Anspruch nehmen, das um so mehr allen Anfragen und dringlichen Wünschen gerecht werden kann, je mehr seine Arbeitsweise von Anfang auf enzyklopädischer Grundlage gestanden hat.

Nun kennt dies Antiquariat auf Grund der täglich zu Dutzenden, oft zu Hunderten eingehenden Anfragen und Bestellungen einen großen Kreis der verschiedensten Bücherkonsumenten, der sich täglich durch neue Anfragen vermehrt. Es handelt sich nun darum, diesen Kreis auch innerlich auszuweiten, also nicht nur die Zahl der Korrespondenten, der Anfragen an sich zu vermehren, sondern auch den Interessenkreis der einzelnen Kunden möglichst restlos kennenzulernen, um ihn zu befriedigen, ja um ihn nach Möglichkeit auf vernachlässigte Gebiete und Literaturen aufmerksam zu machen und um seine geheimsten Wünsche hervortreten und tote Träume wieder auferstehen zu lassen.

Das kann geschehen zunächst dadurch, daß man allen wissenschaftlichen Fachkatalogen Verzeichnisse der in letzter Zeit erschienenen oder demnächst zur Ausgabe gelangenden Kataloge der verschiedenen Wissenschaftsgebiete bedruckt und auf diese Weise den Kunden nahelegt, diese Kataloge je nach Wahl und Wunsch anzufordern und zu beachten. Noch besser wird der eigentliche wissenschaftliche Umfang des Interessenkreises der Kunden erfaßt, wenn man in gewissen Abständen Rundschreiben an alle Kunden, ohne jeden Unterschied und ohne Rücksicht auf das bisher betätigte Interessengebiet, richtet, in dem alle Fächer der Wissenschaften, die das Antiquariat pflegt, bezeichnet sind, so daß die Kunden auf einer beizulegenden Karte angeben können, aus welchen wissenschaftlichen Fächern ihnen Kataloge erwünscht sind. Die Erfahrung hat uns dieser Kundenwerbung gegenüber etwas skeptisch gemacht.

Aber wie dem auch sei: Damit wird immer nur ausschließlich und immer wieder und wieder der wissenschaftliche Interessenkreis, wenn auch im weitesten Umfange, bei allen Kunden erneut festgestellt und angeregt. Das weiteste Gebiet aller Geistes- und Gemütsregungen seiner Kunden umfaßt und erobert aber nur dasjenige Antiquariat, das allen Kunden seiner wissenschaftlichen Fächer in gewissen

Abständen auch Verzeichnisse von schöner Literatur, von Unterhaltungsbüchern, Romanen, populären Geschichts-, Kunst- und Kulturgeschichtswerken, allgemein verständlichen Darstellungen aus dem Gebiete der exakten und beschreibenden Naturwissenschaften und Technik, sowie Kataloge von Noten, Bilderbüchern, Jugendschriften usw. bietet und aus diesem ganzen Kreise heraus noch einen Weihnachtskatalog zusammenstellt und in möglichst hoher Auflage verbreitet.

Das ist, so wird man einwenden, nicht die Aufgabe des wissenschaftlichen Antiquariats, und es gibt, so wird man richtig sagen, auch kaum ein Antiquariat, das sich in dieser Weise an seine Kunden wenden könnte. Gewiß sind solche Einwände berechtigt. Und doch hat diese Art, an die Kunden heranzutreten, eine hohe bibliopolische und volkserzieherische Bedeutung.

Wer im Antiquariatshandel den Schacher mit alten Scharteken und den billigen Verschleiß eigentlich ganz wertloser und zufällig zusammengewürfelter Schwarten und im Sortimentsbuchhandel unverkäuflicher Bücher sieht, der wird weder das eine noch das andere zugeben. Wer aber weiß, daß das Antiquariat, so wie wir es in seinen besten Vertretern sehen, als Versandbuchhandlung ersten Ranges den Vertrieb des neuen Buches in die Hand genommen und diesen schwierigen und einzigartigen Handelszweig zu vollendeter Technik, ja fast zu einer sorgsam gepflegten Kunst ausgebildet hat, der wird die hohe bibliopolische Bedeutung des Antiquariats auch auf dem Gebiete der schönen Literatur zugeben. Nicht umsonst erkennen diese Bedeutung auch die führenden deutschen Verlagshandlungen an, und die Organisation des Gesamtbuchhandels und die Barsortimente wissen, in wie hohem Maße gerade die Propagandazeitschriften für neue Bücher — »Das deutsche Buch«, »Nimm und lies«, »Blätter für Bücherfreunde« usw. — durch die als Versandbuchhandlungen tätigen großen wissenschaftlichen Antiquariate zu eingehender und erfolgreicher Beachtung gebracht werden. Aber es genügt nicht, daß die wissenschaftlichen Antiquariate gelegentlich diese und andere offiziellen oder halboffiziellen Listen von Neuerscheinungen verbreiten. Es kommt vielmehr darauf an, daß das wissenschaftliche Antiquariat auf Grund eines eigenen Lagers auch jederzeit in der Lage ist, vorteilhafte Angebote in schöner und Unterhaltung bietender Literatur machen zu können. Erst dann ist es möglich, daß die betreffende Firma nicht nur dem bibliopolischen, sondern auch dem volkserzieherischen Wesen dieses Handelszweiges gerecht wird.

Leider bietet die gegenwärtige Wirtschaftslage im allgemeinen und bieten die besonderen Schwierigkeiten im Buchhandel zur Zeit keine weiten zukunftsfrohen Aussichten in dieser Richtung und was wir zu diesem höchst wichtigen Thema sagen, ist darum mehr eine *laudatio temporis acti* als Gegenwartsschilderung und Zukunftsmusik. Die immer mehr gegenseitig versicherte Organisation des Buchhandels und die peinlich zu beobachtenden Vertriebsvorschriften haben dem Ladenpreis des Buches ein in unserer republikanischen Zeit geradezu absolutistisch anmutendes Regiment verliehen, das den Großantiquar hindert, unter liberaler Auslegung eines Mengenpreises Bücher sowohl vorteilhaft einzukaufen wie verbilligt abzusetzen. Gewiß darf die kulturfördernde Bedeutung der kleinen und kleinsten Sortimentsbuchhandlungen nicht unterschätzt werden, und der Kampf gegen Ausweitung des Mengenpreis hat daher auf dieser Seite durchaus seine Berechtigung. Aber wie man neuerdings in allen Kreisen davon überzeugt ist, daß man keine nichtlebensfähigen Staatengebilde und Staatsbetriebe um der Tradition willen bestehen lassen darf, so sollte man auch einsehen, daß nicht im Interesse sowieso nicht rentabler Handlungen Organisationsbestimmungen erlassen werden oder bestehen bleiben, die an sich die notleidenden Betriebe letzten Endes doch nicht fördern, die aber den lebensfähigen Großbetrieben Wirkung und Ausdehnungsmöglichkeit beschneiden und wichtige Handelszweige verkümmern lassen. Zu diesen Organisationsschwierigkeiten kommen die allgemeinen Lasten, unter denen die ganze Wirtschaft leidet: die hohen Ausgaben für Material, für Heizung, Licht, Formularbedarf und Regie, die unverhältnismäßig hohen Ausgaben für Miete oder Nutzung gewerblicher Räume, für Lagerung, für Post- und Bahnversand und schließlich die gesteigerten Soziallasten und die Löhne der Angestellten. So kommt es, daß der Vertrieb des guten, billigen Unterhaltungsbuches, der, von vornherein aufs äußerste kalkuliert nur bei größtem Ausmaße von bescheidenem Vorteil sein konnte, fast zu einer wirtschaftlichen Unmöglichkeit wird. Die Annahme und Notierung solcher Bestellungen, die Buchung und Verrechnung gezahlter, gestundeter, gemahnter oder eingezogener Beträge, die Benachrichtigung über erhaltene und ausgeführte Bestellungen, die Fakturierung und Expedition sowie Nachprüfung beider, schließlich die Verpackung und Versendung der bestellten Waren fordern heute eine in jedem einzelnen Falle so hohe Summe von Arbeit, Materialaufwand und baren Auslagen, daß an einen buchmäßig errechenbaren Gewinn

auf diesem Gebiete des Buchhandels überhaupt nicht mehr zu denken ist. Ja, man darf weiter gehen und sagen, daß auch vor dem Kriege, in wirtschaftlich leichteren Zeiten, ein solcher Betrieb zu seiner Durchführung viel Idealismus und Selbstverleugnung erforderte, daß er auch dann nur möglich war, wenn er als Adnex eines an sich wohl fundierten wissenschaftlichen Antiquariats, eben auf Grund eines vorhandenen weitverzweigten, sorgfältig verzeichneten und mit großer Liebe gepflegten Kundenkreises durchgeführt werden konnte.

Von einer wissenschaftlichen Antiquariatsfirma wurden neben mehr wie 600 Katalogen über alle Wissenschaftsgebiete im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte etwa 150 sogenannte Antiquariatsanzeiger verbreitet, die jedesmal an viele Tausende von Kunden aller Art, jeden Standes, jeglichen Berufes, ohne Unterschied der Vermögenslage, des Geschlechtes, der Bildung und des Alters gelangten. Gymnasiasten, höhere Töchter, Lehrer und Lehrerinnen, Offiziere vom Leutnant bis zum General, Präsidenten und Referendare, Hebammen und Geheime Medizinalräte, Exzellenzen aller Fakultäten, Botenmeister und Amtsdienner, Grafen, Barone und Strafgefangene, große Bibliotheken mit vielen Millionen Bänden und kleine Volks- und Schulbüchereien, die auf einem Brett in einer Schrankecke untergebracht sind, Institute, Gesellschaften, Lesezimmer, Lesezirkel usw. usw. haben so zu Tausenden und Abertausenden, im Lauf der Jahre zu vielen Hunderttausenden diese schlichten, unscheinbaren Kataloge und Weihnachtsanzeiger bekommen, haben sie durchgeblättert, weggeworfen, aufgehoben, wieder hervorgeholt, weitergegeben, weiterempfohlen, vergessen und immer wieder und wieder angefordert.

Dieser Antiquariatsanzeiger, der zunächst gar den etwas ironischen Titel »Antiquarischer Anzeiger« hatte, ist wie so viele Kataloge des Antiquariats aus den Verzeichnissen der Neuerwerbungen entstanden, die, obwohl sie zwanglos, ohne feste Termine also erscheinen sollten, möglichst häufig hinausgingen und möglichst lebendig auf die Kunden wirken sollten. Freilich wollte man nur auf ausdrückliches Verlangen senden; die Praxis aber führte bald dahin, daß man den Käufern aus dem Anzeiger zunächst die Fortsetzung weiter zusandte, und daß man überhaupt mit diesem Werbemittel von allem Anfang an möglichst weite Kreise zu erfassen suchte. Auch haben wir gerade bei der Verzeichnung des Neueingangs ohne Rücksicht auf die Fachzugehörigkeit ein buntes Durchein-

ander aller nur denkbaren Bücher: wissenschaftliche und unterhaltende, schwere und leichte, angesehene und vergessene. Aber schon ein Blick in die ersten dieser Hefte zeigt, daß schlechte und unwertige Literatur überhaupt nicht angeboten wurde. 1894 erschienen z. B. fünf Hefte von je 16 Seiten mit etwa 2200 Nummern. Gelegentlich werden größere Werke sowie Zeitschriftenreihen vorangesetzt. Auch finden sich schon Anzeiger, die nur ein bestimmtes Fach betreffen (Nr. 4: *Orientalia*), die also für den allgemeinen, größeren Zweck ausscheiden. Solchen kleinen Fachverzeichnissen begegnen wir noch recht häufig in den ersten Jahren des Anzeigers, bis etwa mit Nr. 99/100 die Bibliothek Hermann Heiberg angezeigt wird, die ganz literarisch-belletristisch ist und eine schöne und vielseitige Sammlung klassischer und zeitgenössischer Unterhaltungsliteratur bietet. Im Jahre 1895 erschienen die Anzeiger 6—8 mit etwa 1400 Nummern, 1896 die Hefte 9—13, von denen die beiden letztgenannten doppelten Umfang haben, sodann 1897 die Hefte 14—19 usw., so daß durchschnittlich auch weiterhin im Jahre etwa sechs größere oder kleinere Hefte erscheinen. Bemerkenswert sind vor allen Dingen die billigen Preise. Wenn heute die hohen Druckkosten und die allgemeinen Geschäftsunkosten es ganz unmöglich machen, Kleinigkeiten, Bücher im Preise von einer oder nur wenigen Mark, katalogmäßig anzuzeigen, so konnte man damals ruhig unter eine Mark heruntergehen und Bücher im Preise von wenigen Groschen anbieten. Die typische, volkspädagogisch glücklichste Form des Anzeigers ist etwa schon mit Nr. 44 (1892) erreicht. Das gebotene Material besteht außer gewöhnlicher Unterhaltungsliteratur, guten klassischen und zeitgenössischen Büchern, in Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte, populärer Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft und Weltgeschichte. Dazu kommen dann schnell anwachsend Biographien, Memoiren, Briefsammlungen und dergleichen. Einen immer größeren Raum nehmen die Angebote von Noten, besonders Klaviermusik, an. Immer mehr und mehr wird die eigentliche Fachwissenschaft in die großen Kataloge, in die Lagerverzeichnisse, verwiesen. Auf die Bedürfnisse der in jener Zeit entstehenden Volksbüchereien wird durch entsprechende Angebote Rücksicht genommen. Immer wieder kehren die Reihen belletristischer Zeitschriften, nicht nur »Daheim« und »Gartenlaube«, sondern auch »Deutsche Rundschau«, »Kunstwart«, »Neue Revue«, »Nord und Süd« usw., die zu hervorragend billigen Preisen, die kaum die allgemeinen Regiekosten gedeckt haben

können, angeboten werden. Sodann werden, gerade für die Volksbibliotheken, Sammlungen zeitgenössischer Romane in vielseitiger und guter Auswahl zu stark herabgesetzten Preisen zum Verkauf gestellt. Schließlich sei eine Art Ramsch erwähnt, die jedenfalls an die Bücherwagen in der Nähe der Berliner Universität erinnert, wo man für billige Einheitspreise Bücher sehr verschiedener Qualität kaufen konnte. Große Gruppen von belletristischer, vornehmlich zeitgenössischer Literatur, meist im Ladenpreise von 12—6 Mark, werden — anscheinend wahllos — nach Preisgruppen zu 2.—, 1.50, 1.—, 0.60 Mark zusammengestellt und bieten allen Interessierten, vornehmlich aber den Volksbüchereien reiche Auswahl. Es ist bekannt, daß auch die großen Bibliotheken, die jahrzehntelang für schöne Literatur keine ordentlichen Mittel hatten, aus diesen Reihen ihre Bestände deutscher Literatur in antiquarischen Exemplaren vorteilhaft ergänzten. Aber in der Hauptsache gingen diese wertvollen Bücher in die weitesten Kreise der an der geistigen Bewegung interessierten Volksschichten und haben so in ganz vortrefflicher Weise an der Durchdringung dieser Kreise mit dem Zeitgeist beigetragen, ohne jede Bevormundung und pedantische Schulmeisterei, jedoch unter steter Ausscheidung alles Schlechten und unter stets fortschreitender Zurückdrängung des Minderwertigen. Auch die Salonliteratur, das Goldschnittbuch, spielt in diesen Anzeigern nur eine ganz untergeordnete Rolle, wie sie ja auch ohne jeden volkspädagogischen Wert ist. Dagegen finden sich Reisewerke, geographische, kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Tafelwerke in steigendem Umfange in diesen Blättern angezeigt. Daß dem Zeitgeschmack und der von den Bücherkäufern bevorzugten Richtung entgegengekommen wird, ist selbstverständlich, darum nimmt das schöne, bibliophile Buch neuerdings einen verhältnismäßig breiten Raum ein, Rara und Unica tauchen immerhin auch hier auf, wenn sie allzu vereinzelt vorkommen, um in besonders zusammengestellten Katalogen angeboten zu werden. Auch die Zeitprobleme, die Geschlechterfrage, der Erziehungskomplex, das religiöse Suchen der Zeit, die politischen Umwälzungen und die geschichtlichen Ereignisse finden durch Zahl und Auswahl bedeutsamen Niederschlag in diesen Heften.

Wie die Kriegsjahre und die äußerlich noch unruhigeren Jahre der ersten sogenannten Friedenszeit alle möglichen Erörterungen und Darstellungen angeregt haben, so hat auch das Lesepublikum an Zahl gewaltig zugenommen.

Die Kataloge werden umfangreicher, sie folgen schneller und sie erscheinen fast noch vielseitiger, bis dann die steigende Inflation dieser ganzen Entwicklung nach mehrfachen Versuchen des Fortschreitens endgültig Halt gebietet.

Aus solchen Anzeigern bestellte mit einem Male die steife Exzellenz, die scheinbar in Entscheidungen oberster Gerichte aufging, mondäne Kunstbücher, die sie der amüsanten Frau des Kollegen schenken wollte, der Geheime Medizinalrat kaufte für den Schwager Generalsuperintendent eine Biographie Luthers, der Pfarrer für die Enkelkinder einen Brehm oder ein buntes Steinbuch, der Geheimrat für seine Auguste, die langjährige treue Behüterin seines leiblichen Wohls, ein Kochbuch und eine Reihe Marlitt, der Schulmonarch, der sein Leben für Konjekturen in Cäsars gallischem Krieg hinzugeben schien, Karl May und Lederstrumpf für die Jungen, Thekla Gumpert für die Mädels usw. usw. Die ganze lederne Atmosphäre von Fachwissenschaft, wo der Jurist nur Paragraphen und Gesetze, der Pfarrer nur Predigten, Agenden und Bibelkommentare, der Mediziner nur anatomische, chirurgische, pathologische usw. Handbücher und Grundrisse, sowie alle die anderen nur das ihrem Amt und ihrem Studium zukommende Fach verzehrten und pflegten, hatte sich gewandelt in blühendes Leben. Aus den Fachgrößen waren Menschen von Fleisch und Blut geworden, die Lebensbedürfnisse und Lebensfreude hatten, die Farben und Klang brauchten, die eine Welt um sich her hatten, die aufnahmefähig und dankbar war.

Jahrzehntelange treue Fachkundschaft ist notwendig; sie bildet die gediegene Grundlage des Antiquariats und man darf beileibe nicht sagen, daß es langweilig wäre, wenn die bewährten Abnehmer immer wieder und wieder mit ihren Bestellungen aus den neuen Fachkatalogen da sind. Aber das lebendige Leben sieht anders aus. Wenn die jungen Gymnasiasten zuerst Lederstrumpf und Karl May, dann deutsche Klassiker und Biographien bestellen, wenn sie zur Hochschule kommen und Fachliteratur kaufen, wenn sie dann, in Amt und Würden, zur Weiterbildung und zur Amtsführung neue Werke brauchen und im Laufe der Jahre für die heranwachsende Generation zunächst Bilder- und Märchenbücher, dann wieder Indianererzählungen, Robinson und Abenteuerergeschichten beziehen, dann steht der Buchhändler im Kreislauf des Lebens und er hat durch gediegene Auswahl bei billigster Lieferung große kulturpädagogische Möglichkeiten.

Diese Möglichkeiten sind gerade in der Gegenwart, in der die Erörterung des Erziehungsproblems einen ganz ungeahnten Umfang angenommen hat, höchst wichtig. Die Neigung der führenden Pädagogen geht leicht auf den Abweg, alles pädagogisieren zu wollen. Diejenigen Kreise des Buchhandels, die sich bestimmten Bewegungen und bündischen Richtungen bzw. konfessionellen oder politischen Ringen mehr oder weniger angeschlossen haben, die müssen auch in ihrem ganzen Vertrieb das kulturelle Programm dieser Bünde anerkennen und beachten, müssen sich also pädagogisieren lassen. Und wie dies Programm vielfach beengend, bevormundend erscheint, so tritt auch dieser Buchhandel mit ästhetischen Vorurteilen und volkspädagogisch eng gezogenen Grenzen und Absichten an seine Abnehmer heran.

Das Antiquariat aber, von dem wir sprachen, kann zur Erreichung des großen, unbeengten volkspädagogischen Zieles, das eigentlich das Ziel des ganzen ernsthaften Buchhandels sein sollte, nämlich das möglichst gute Buch in möglichst weite Kreise zu bringen, ohne jede Behinderung fortschreiten unter ständiger Beobachtung sowohl der bibliopolischen wie der kulturpolitischen Seite seiner Aufgabe. Gerade die Einschränkung auf das Mögliche stellt die bibliopolische Seite der Aufgabe in den Vordergrund. Es können nicht teure, wenn auch gute Bücher grenzenlos vertrieben werden. Gerade beim Buchabsatz ist die Grenze der Leistungsfähigkeit bald erreicht. In keinem anderen Zweige des Handels aber ist es so leicht möglich, für verhältnismäßig wenig Geld gediegene Ware zu liefern wie im Buchhandel, und es ist darum ganz verkehrt, wenn gelegentlich auch in Buchhandelskreisen gewissermaßen bedauernd festgestellt wird, daß die Bücher teuer seien. Die Bücher, die man für die Volksbildungspflege im weitesten Sinne und ohne jede Voreingenommenheit braucht, sind verhältnismäßig sehr billig und können unbedingt preiswert beschafft werden. Ja, es sind sogar einige Lichtblicke gerade in jüngster Zeit hier zu verzeichnen. Die Buchgemeinschaften und die zahlreichen ähnlichen Organisationen haben weiten Kreisen des Verlagsbuchhandels den Weg zum billigen Buch gewiesen, und zwar so eminent, daß man jetzt vielfach jener Organisationen nicht mehr bedarf und daß man mit dem normalen Buchhandel an sich auszukommen vermag. Aber alles dies kann sich nur im Bereich des Möglichen auswirken; es ist ausgeschlossen, hinsichtlich der Qualität und des Preises der Bücher kategorische Forderungen aufzustellen.

Hinsichtlich des Preises reguliert sich ja die Höhe auf Grund des Absatzes. Aber auch hinsichtlich der Qualität kann man äußerst hochwertige Bücher nur in bestimmten, eng gezogenen Grenzen absetzen.

Man mag nun den Volksbeglückern unserer Tage ihr Vergnügen an ihren Experimenten lassen. Wenn man absolut die breiten Massen zu Bildungsdünkel erziehen will, dann wird ein erheblich großer Prozentsatz des gesamten deutschen Schrifttums der Gegenwart überhaupt nicht für den Vertrieb geeignet sein. Die Volkserzieher, die das höchste Ziel ihrer Arbeit in einer gewiß oft nicht gewollten Verbildung der Massen sehen, gehen von einer ganz falschen Voraussetzung aus, die freilich politisch außerordentlich wirksam ist.

Wenn schon vor 1914 gelegentlich von Volkshochschulen und verwandten Einrichtungen die Rede war, so handelte es sich um kleine private Unternehmungen, die wenig Redens von sich machten und die in kleinen Kreisen ganz nette Erfolge hatten, ohne irgendwie in der Öffentlichkeit zu wirken. Vor allen Dingen aber kam es bei diesen Einrichtungen darauf an, weltanschaulich gleichgestimmte und nach der — meist fehlenden — Vorbildung leidlich gleichgeartete Menschengruppen geistig-seelisch fortzubilden, zu erheben, ihnen inneres Erlebnis und Gemeinschaftsgefühl zu vermitteln. Dieses letzte und höchste Ziel der allgemeinen, d. h. der über die Schule hinausgehenden Volksbildungspflege ist aber seit 1918 in steigendem Umfange mißachtet und als veraltet angesehen. Die neuen Machthaber haben den Leitern des Bildungswesens solange ihre törichten Schlagworte in die Ohren gedröhnt, bis es schließlich der geschickten und marktschreierischen Propaganda gelungen ist, durchzusetzen: 1. der das ganze Volk in seinen breiten Massen förmlich verzehrende Bildungstrieb muß gepflegt werden. 2. Die von entsprechend geschulten und — implicite — auf die neue und kommende Ordnung der Dinge eingestellten Fachleuten herausgelesenen und entsprechend gruppierten bildungsstrebigen Elemente müssen zu den letzten und höchsten Zielen des Geistes geführt werden; 3. es ist nötig, daß aus dem gewaltigen deutschen Schrifttum strenge Auswahl erfolgt und daß nur das empfohlen und gelesen wird, was diesem aufgestellten Hochziel entspricht. Alles andere muß peinlich den bildungsstrebigen Elementen ferngehalten werden.

Es liegt auf der Hand, daß diese hier nur ganz summarisch skizzierten Grundsätze schwere politische Bedenken in sich schließen, daß sie ganz allein die

intellektuellen Teile der Bildungsstrebigen im Auge haben, daß sie durch strenge Auswahl und Gruppierung unsozial und durch Zuführung im Vorhinein bestimmten, ja ausgeklügelten Lesestoffes bevormundend wirken. Aber davon abgesehen, ist es falsch, zu behaupten, daß ein schier unzählbarer Bildungstrieb das Volk in seinen Massen durchpult und daß der Drang nach höchsten geistigen Gütern die weitesten Kreise gerade der arbeitenden Klassen durchglüht; und ebenso ist es falsch, zu behaupten, daß die besitzlosen Kreise des Volkes vor 1914 unbedingt vom deutschen Kulturgut ausgeschlossen waren. Vielmehr ist es richtig, daß vor 1914 mehr als heute gerade in den besitzlosen Kreisen — nämlich im Mittelstand und in den Beamtenkreisen — die geistige Höhe des Volkes dokumentiert wurde. Sodann aber darf man auf keinen Fall von einem gewaltigen Bildungsdrang der weitesten Kreise ausgehen. Richtig ist, daß die unruhige Zeit eine Sensationslüsternheit auch in diejenigen Kreise gebracht hat, die vordem ziemlich unbewegt erschienen. Sodann aber handelt es sich um einen ausgeprägten Unterhaltungstrieb der weitesten Volksmassen. Gewiß, die bisher angeblich von den geistigen Gütern ausgeschlossenen Angehörigen des vierten Standes erhofften sich materiellen Vorteil von der Anteilnahme an dem Kulturgut deutscher Überlieferung. Sie waren zunächst, aber wohl immer nur Augenblicke lang, verduzt; dann aber fanden sie die geistigen Güter langweilig und suchten andere Sensationen, interessantere Unterhaltung. Der Volkshochschulrummel war bald vorüber; der Rest war Schweigen: es fanden hier und da einige Kurse in Briefstil, Rechtschreibung und bürgerlichem Rechnen statt. Das waren gewiß nützliche und aner kennenswerte Bestrebungen, die aber nichts mit dem Gedanken der Volkshochschule zu tun hatten. Wie sehr schnell und in wie hohem Maße diese ganze Volksbildungsbewegung sich totgelaufen hatte, ist mit Schrecken aus den geradezu kläglichen Erfolgen der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. zu erkennen, die auf eine Besucherzahl von etwa 1500 eingerichtet war und tatsächlich 30—50 Besucher aufweist.

Der Buchhandel wurde am stärksten durch die von dieser Bewegung ergriffenen, teilweise von ihr ausgehenden Volksbüchereiarbeit in Mitleidenschaft gezogen. Der Buchhandel war nicht bewegt; trotz aller abgeschnittenen Zöpfe blieb er vorzeitig. Die Bewegung, die Bücher brauchte, mußte daher sehen, daß sie den Bücherbedarf unter Umgehung des Buchhandels auf anderen Wegen deckte: da

entstanden die Einkaufshäuser, die Bücher mit normierten Einbänden und ebenso normierter, abgestufter Qualität und vorgeschriebenem Inhalt zu normierten Preisen abgaben. Das ging eine ganze Zeit so hin, bis die Inflation alles dies über den Haufen warf. Nachdem die Bewegung als solche sich in diesen Volksbüchereikreisen ziemlich totgelaufen hatte, begannen einige Kreise des Buchhandels, die im Rat der Alten ohnehin nicht gehört wurden, jugendlich bewegt zu tun. Mit tönender Emphase gab man sich dem Vertrieb des allein Echten, Wahren, Feinen, Kernigen usw. hin und pflegte einen hohlen Wortkult, ohne ernsthaft etwas zu erreichen. Gerade die Kreise des Buchhandels, die sich von den bewegten Phrasen fangen ließen, klagten am lautesten über die schlechte Wirtschaftslage.

Das Antiquariat, das sich neben dem Vertrieb der wissenschaftlichen Literatur dem Ziele gewidmet hatte, das möglichst gute Buch in möglichst weite Kreise zu bringen, wurde durch diese ganze schnell totgelaufene Bewegung nicht berührt. Selbstverständlich mußte immer dem Zeitgeschmack Rechnung getragen werden. Auch die schlechte Wirtschaftslage kam in der mangelhaften äußeren Qualität der neuen Bücher zur Geltung. Aber bei alledem hat sich immer die innere Qualität gehalten. Es zeigte sich, daß allen theoretischen Berechnungen zum Trotz die Einkaufshäuser der Volksbibliotheken in der Praxis nicht billig arbeiteten und daß die Verleger sich immer noch besser standen, wenn sie ihre äußerst berechneten Mengenpreise dem Großsortiment, der Versandbuchhandlung und dem Antiquariat bewilligten, als wenn sie sich auf ein unklares Geschäft mit den Einkaufshäusern einließen. Auch konnten die deutschen Verleger unmöglich die ästhetischen Vorschriften gewisser Kreise der Volksbüchereibewegung übernehmen und ihre Produktion, ja letzten Endes das Schaffen ihrer Autoren auf diesen Abnehmerkreis einstellen.

»Das Elende streicht sich von selber durch.« Dieses Wort unseres heuer so gefeierten Lessing hat eine unzerstörbare Richtigkeit. Gewiß ist es gerade in Zeiten großer Umwälzungen nötig, durch Gesetze und obrigkeitliche Vorschriften dem Schmutz und Schund in literarischen Dingen zu steuern. Aber zur Ehre des deutschen Buchhandels und vor allen Dingen desjenigen seiner Zweige, der deutsche Kulturgüter in Massen im Auslande vertreibt, darf es gesagt werden, daß er sich immer bemüht hat, auf Qualität zu halten. Was so allgemein gilt,

darf seiner besonderen Beachtung sicher sein im Rahmen eines Betriebes, der wesentlich auf wissenschaftliche Dinge eingestellt ist. Da streicht sich naturgemäß das Elende von vornherein durch. Die einsichtigen Kreise der Volksbildungsbewegung, die nach Möglichkeit Kitsch unterdrücken, Schund aber überhaupt ausscheiden wollen, haben in ihrer Arbeit erwiesen, daß man ohne schulmeisterliche Vorschriften und ohne haarspaltende Auswahl das gute Buch in die vordere Linie des Interesses bringen kann, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, weitestgehende Bedürfnisse zu befriedigen, immer weiter anzuregen und durch regste Unterhaltung entwicklungsmäßig Geist und Gemüt fortzubilden.

In diesem Sinne hat das Antiquariat mit der Fülle seiner Anzeiger die unvoreingenommene Volksbildungspflege bestens unterstützt. Es mag da manch ein Buch angezeigt sein, das strengen ästhetischen Urteilen nicht standhält: das streicht sich von selbst durch. Das Ganze war gut, wenn auch das Geschäft schlecht war. Es ist ein Kapitel zum ungeschriebenen, nie abgeschlossenen Buche vom Idealismus des deutschen Buchhandels.

ANTIQUARIAT UND INKUNABELN

VON

KONRAD HAEBLER

Das Antiquariat, d. h. der Handel mit Büchern aus zweiter Hand, ist, wenn man von den Verhältnissen des Altertums absieht, wohl ebenso alt, wie der Buchhandel selbst, und es ist jedenfalls früher als dieser in feste Regeln gefaßt worden. Das ist an den Universitäten des Mittelalters geschehen. Daß eine Universität nicht ohne Bücher bestehen könne, wird in den Statuten des 13. und 14. Jahrhunderts wiederholt zum Ausdruck gebracht. Trotzdem tat man nicht den folgerichtigen Schritt, daß man Universitätsbibliotheken errichtete, sondern man überließ es zunächst den Studierenden, sich mit den nötigen Büchern zu versehen. Die Vorschrift, daß der Hörer sich im Laufe seines Studiums mit den notwendigen Textbüchern seines Faches eigentümlich zu versorgen habe, kommt zwar erst im 15. Jahrhundert auf, der Besitz von solchen wird aber schon vorher vielfach von den Statuten vorausgesetzt. So wird z. B. in den wiederholt nachgeahmten Statuten von Florenz die Verpflichtung zur Zahlung der *collecta* — des Kollegiengeldes, das der Lehrer unmittelbar von seinen Hörern zu erheben hatte — davon abhängig gemacht, daß der Studierende während acht aufeinanderfolgenden Tagen den Vorlesungen *cum libro*, mit seinem Buche, beigewohnt habe. Andere Statuten bestimmen, daß der Pedell die Bücher der Hörer von einer Vorlesung zur anderen zu verwahren und durch leinene Vorhänge gegen Sonne und Regen zu schützen habe. Die Studierenden entstammten eben

damals mehr noch wie heute den vermögenden Ständen, und solche Hörer genossen als *domini* — für einen *dominus* galt, wer mit zwei Dienern, *famuli*, die Universität bezog — gewisse Vorrechte. Es gab aber auch minder bemittelte Studenten, und nur für die aus dem geistlichen Stande schufen im 14. und 15. Jahrhundert die bei den Universitäten eingerichteten *collegia* die ersten ständigen Bibliotheken. In der ältesten Zeit mußte die Universität in anderer Weise für die nötigen Bücher sorgen. Sie schuf sich zu diesem Zweck das besondere Amt des *stationarius*. Anfangs war der Stationarius wohl immer gleichzeitig Pedell der Universität. Allmählich aber machte sich das Amt selbständig: der Stationarius wurde zum *librarius*, zum Buchhändler. Beamter blieb er aber bis weit in das 16. Jahrhundert, und die Statuten untersagten ihm bei strengen Strafen, den Buchhandel als Gewerbe um des Gewinnes willen auszuüben. Seine Aufgabe war eine doppelte. Auf der einen Seite hatte er dafür zu sorgen, daß er stets eine ausreichende Menge der grundlegenden Texte in der Form von *petiae* (ital. *pezze*) auf Lager hatte. Die *petia* entsprach ungefähr dem späteren *quaternio*, sie hatte den festbestimmten Umfang von 16 Kolumnen zu 63 Zeilen mit je 32 Buchstaben, und die Universität bestellte besondere Beamte, die darüber zu wachen hatten, daß die *petiae* wort- und buchstabengetreu mit den Originaltexten übereinstimmten. Die *petiae* hatte der Stationarius gegen Pfand im doppelten Werte zu vorgeschriebenen, billigen Gebühren an die Studierenden zu verleihen, nicht so sehr als Ersatz für die den unbemittelten Studenten unerschwinglichen vollständigen Textbücher, sondern vielmehr zu dem Zwecke, daß sie sich durch Abschrift nach und nach selbst diese Bücher schaffen sollten. Die andere Aufgabe des Stationarius, die uns hier hauptsächlich interessiert, war die Vermittlung des Bücherkaufs. Die Statuten verraten durch ihre eingehenden Verordnungen, daß es eine ganz alltägliche Erscheinung war, daß die Studenten in ihren finanziellen Verlegenheiten ihre Bücher verpfändeten oder verkauften. Wird doch sogar der Fall in Betracht gezogen, daß der Hörer seinem Magister für die Zahlung des Kolleggeldes ein Buch zum Pfande gibt. Viel häufiger wird das wohl in anderen schwierigen Lebenslagen geschehen sein, so daß sich die so notwendigen Bücher in den Händen der verschiedensten Personen auch außerhalb der der Universität zugehörigen Kreise befanden. Niemand aber durfte ein Bücherpfand, auch wenn es verfallen war, selbst weiter ver-

kaufen. Vielmehr hatte er den Tatbestand dem Rektor zu melden und das Buch dem Stationarius zu übergeben. Außer den Studenten selbst durfte niemand ein Buch ohne die Vermittlung des Stationarius verkaufen, und auch für die Studenten selbst war er der gebotene Mittelsmann. Zu diesem Zwecke mußte der Stationarius einen offenen Laden unterhalten, der gleichzeitig auch für manche andere Dinge zu dienen hatte. Hier mußten nicht nur die Universitätsstatuten zur Einsicht für jedermann öffentlich aufgehängt sein, sondern hier wurden auch verfügbare Wohnungen angezeigt, und insbesondere die Namen aller derer gebrandmarkt, die sich durch irgendeinen Verstoß gegen die Statuten des Genusses der Rechte der akademischen Bürger endgiltig oder bis zur Leistung einer vorgeschriebenen Buße verlustig gemacht hatten. In diesem Laden, der *statio*, mußten alle verkäuflichen Bücher, gleichviel wem sie gehörten, öffentlich für eine gewisse Zeit, die in den einzelnen Statuten von drei Tagen bis zu einem vollen Monat schwankt, ausgelegt werden. Außerdem hatte aber der Stationarius den Titel jedes ihm übergebenen Buches dem *bidellus generalis* zu melden, und dieser hatte die Verpflichtung, unentgeltlich dreimal die Bücher öffentlich auszurufen, was meist an den vorlesungsfreien Tagen bei Gelegenheit der *sermones* geschehen sollte, die an solchen Tagen von einzelnen Lektoren öffentlich veranstaltet wurden. Erst wenn allen diesen Bedingungen genügt worden war, konnte der Verkauf vor sich gehen, denn es lag dem Stationarius auch ob, das Interesse des Verkäufers wahrzunehmen und einen möglichst hohen Preis für das Buch zu erzielen. Jedes Buch wurde von zwei von der Universität vereideten Taxatoren geschätzt, und deren Bewertung bildete den Mindestpreis, zu dem der Stationarius, wenn sich kein Käufer fand, das Buch selbst erwerben konnte. Wenn das Buch jedoch, was offenbar die Regel bildete, einen Liebhaber fand, so war er verpflichtet, diesem den Preis und, wenn dieser es sich nicht ausdrücklich verboten hatte, den Namen des Besitzers zu nennen. Außerdem mußte jeder Verkauf, dessen Wert sechs flor. Gulden überstieg, im Beisein des Eigentümers vor einem Notar abgeschlossen werden. Trotz seiner Beamteneigenschaft war diese Tätigkeit des Stationarius nicht unentgeltlich. Die Gebühren sind nicht an allen Universitäten und zu allen Zeiten die gleichen gewesen. Meist betragen sie ein Zwanzigstel des Wertes, die je zur Hälfte vom Käufer und Verkäufer entrichtet werden. Solche Käufer, die nicht der Universität angehörten, waren

anfangs ganz ausgeschlossen, später mußten sie wenigstens die doppelte Gebühr bezahlen.

Diese Reglementierung des Antiquariats hat vom 13. bis weit in das 16. Jahrhundert ihren Platz in den Universitätsstatuten behauptet. Allerdings wird nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gelegentlich bemerkt, daß ihre Bestimmungen mehr und mehr außer Übung gekommen sind. Ausführlich sind sie uns besonders von den italienischen, französischen und spanischen Universitäten überliefert. Gelegentliche Hinweise zeigen, daß sie auch an den deutschen Hochschulen gegolten haben. Daß sie auch in England in Kraft gewesen sind, kann man daraus schließen, daß dort der Name *stationer* noch heute die offizielle Bezeichnung des Buchhändlers geblieben ist.

Natürlich brachte in diesen Verhältnissen die Erfindung der Buchdruckerkunst einen gewaltigen Umschwung hervor. Der Buchhandel ging an die Buchdrucker über, und die Masse der neuen Bücher war so ungeheuer, daß die Antiquaria zunächst keine Rolle spielten. Dagegen gab es zunächst auch keine festen Buchpreise. Es ist ja bekannt, daß Johann Fust in Paris in ernstliche Schwierigkeiten geriet, weil er seine Erzeugnisse an verschiedene Abnehmer zu sehr verschiedenen Preisen abgegeben hatte. Nach und nach erst bildeten sich normale Buchpreise auf Grund des Formates und des Umfanges, der nicht mehr nach *petiae*, sondern nach Quaternionen berechnet wird. Wenn bei den juristischen Drucken, auch wenn sie nur von bescheidenem Umfange sind, so lange das Groß-Folioformat mit zweispaltigem Satze beibehalten wird, so ist das zweifellos eine Nachwirkung der alten Vorschriften über den Umfang der *petia*, obgleich deren Name in den Wiegendruckten nur noch ganz vereinzelt auftaucht. In Venedig, wo alle Neuerungen des Buchhandels zuerst auftauchten, haben die Buchdrucker vielfach in der Schlußschrift selbst den Umfang der Drucke in Quaternionen angegeben, auch ohne daß das Buch wirklich in lauter Lagen zu 8 Blatt gedruckt war. In Frankreich bürgerte sich der Gebrauch ein, auf dem Titel mit einem einzelnen rätselhaften Zeichen die Zahl der Lagen anzudeuten, die der Druck enthielt.

Antiquaria sind aber auch schon in der Wiegendruckzeit gehandelt worden. Gelegenheit dazu bot sich besonders, wenn ein Buchdrucker oder Buchführer sein Lager auflösen wollte oder durch den Tod zu einer solchen Auflösung gezwungen wurde. Ein paar Beispiele werden das einleuchtend erweisen.

Im Jahre 1490 starb in Valencia der deutsche Buchhändler Hans Rix von Chur. Er hatte sich in seinen letzten Lebensjahren ein paarmal auch als Verleger betätigt, und so kommt es, daß von den in seinem Auftrag gedruckten Büchern fast die ganze Auflage in seinen Nachlaß kam. Hauptsächlich hatte er sich damit beschäftigt, von italienischen, besonders venezianischen Buchhändlern größere Posten von Büchern zu beziehen, und diese in Valencia selbst und durch seine Agenten in anderen spanischen Städten absetzen zu lassen. So kam es, daß sich bei seinem Tode ein großer Bestand von Büchern auf seinem Lager befand, der, um den Nachlaß zu regeln, verkauft werden mußte. Das Geschäft war so bedeutend, daß die venetianischen Buchhändler, die mit ihm in Verbindung gestanden hatten, eigene Bevollmächtigte zu der Abrechnung nach Valencia entsandten. Das Inventar verzeichnet an größeren und kleineren Büchern nicht weniger als 5261 Bände. Leider erfahren wir nicht, welchen Preis diese Büchermasse erzielt hat; wir dürfen aber ohne weiteres annehmen, daß sie nicht zu Originalpreisen verkauft werden konnten.

Von einem ähnlichen Vorgang hören wir aus dem Jahre 1498. Ein katalonischer Priester Pere Posa hatte von dem Savoyer Peter Brun das Drucken erlernt, und erst mit diesem, dann allein eine Reihe von Jahren hindurch in bescheidenem Umfange Bücher auf den Markt gebracht. Offenbar hat er aber daneben auch mit den Erzeugnissen anderer Pressen Handel getrieben. Was ihn dazu veranlaßt haben mag, im Jahre 1498 auf einmal eine große Menge von Büchern abzustößen, können wir nicht ermitteln. Er hat unmittelbar darauf von neuem zu drucken begonnen, und ist als Drucker bis weit in das 16. Jahrhundert hinein nachweisbar. Am 28. März 1498 aber verkauft er an zwei junge Männer — der eine war nicht einmal volljährig — einen großen Posten von Büchern, von denen einzelne mit bis zu 50 Exemplaren vertreten sind. Für insgesamt 510 Bände erhielt er den bescheidenen Preis von 56 Pfund 14 Soldi barceloneser Währung, und auch diesen nicht sofort in bar, sondern in wöchentlichen Raten von 12 Soldi, so daß Posa erst im Jahre 1502 in den vollen Besitz des Kaufpreises gelangte. Die Käufer müssen also in der Lage gewesen sein, die Bücher zu außerordentlich ermäßigten Preisen weiter zu verkaufen.

Das gilt auch für eine dritte ähnliche Transaktion. Hieronyma, die Tochter des Johannes de Spira, des Erstdruckers von Venedig, hatte bei ihrer Vermählung

mit Caspar von Dinslaken im Jahre 1477 eine Mitgift von 3000 Dukaten zugesichert erhalten, die ihr in Geld oder in Büchern ausgezahlt werden sollte. Sie war aber auch Mitglied der älteren und der jüngeren Jenson-Gesellschaft gewesen und auch ihr Gatte erscheint am Buchhandel dauernd beteiligt. Als sie daher nach dessen Tode die Ansprüche aus ihrer Mitgift im Jahre 1511 geregelt zu sehen begehrte, fand sich, daß sie sich im Besitze von 100 Ballen von Büchern befand. Deren Inhalt ist damals im einzelnen aufgenommen worden und dabei stellte es sich heraus, daß in diesen Ballen 327 verschiedene Werke in 4173 Exemplaren vertreten waren, und dennoch wird diese gewaltige Büchermasse nur mit 660 Dukaten bewertet. Auch diese Bücher werden also offenbar nicht zu Originalpreisen, sondern als Antiquaria eingeschätzt.

Bei allen diesen Geschäften handelt es sich allerdings um Vorräte, die man heute als Lagerbestände oder als Restauflagen bezeichnen würde. Daß sich schon damals Buchhändler mit dem Vertrieb von gebrauchten Büchern befaßt hätten, läßt sich nicht nachweisen. Daß Bücher schon seit den ältesten Zeiten von Hand zu Hand gewandert sind, ergibt sich aber aus den zahlreichen Einträgen, die wir in den bis auf unsere Tage erhaltenen Wiegendruckan antreffen, und in denen oft genug auch die Preise angegeben sind.

Im 16. Jahrhundert begann unter den Fürsten ein edler Wettstreit in der Anlegung von Büchersammlungen, die sich keineswegs ausschließlich aus neu erscheinenden Werken zusammensetzten, sondern vielfach durch die Erwerbung ganzer Sammlungen bereichert wurden. Einer der größten Bücherfreunde seiner Zeit ist der Kurfürst August von Sachsen gewesen. Dieser hat in seinen letzten Lebensjahren auch Verhandlungen angebahnt über die Erwerbung der Bibliothek der Herren von Werthern auf Schloß Beichlingen, die 1587 von seinem Sohne Christian I. zum Abschluß gebracht worden ist. Die Werthernsche Sammlung war annähernd ebenso umfangreich wie die des Kurfürsten; sie war der letzteren aber dadurch überlegen, daß an ihr zwei Generationen feingebildeter Bücherfreunde mit großem Verständnis gesammelt hatten. Den Grundstock dazu hatte Dietrich von Werthern schon während seiner Studienzeit in Bologna von 1491 bis 1495 gelegt, und bei ihrem Übergang in kurfürstlichen Besitz enthielt die Bibliothek in 228 Bänden nicht weniger als 496 Wiegendrucke. Für jeden dieser Bände ist in dem Inventar, das der Übergabe zugrunde gelegt wurde, ein Einzelpreis

ausgeworfen. Es ergibt sich aber daraus, daß selbst die größten und dicksten Inkunabelbände selten mehr als mit 1—1½ fl. bewertet worden sind, und wenn sich einmal für einen Aristophanes von 1498 ein Preis von 4 fl. 10 gr. 6 pf. angesetzt findet, so verdankt er das wohl mehr dem »in roht leder vergült« ausgeführten Einbände, als seinem inneren Werte.

Den Inkunabeln als solchen begann man erst im Zusammenhang mit der zweiten Jahrhundertfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1640 eine größere Beachtung zu schenken. Seit dieser Zeit sind vielfach Verzeichnisse von Wiegendrucken erschienen. Sie waren aber fast immer Bibliothekskataloge und keine Buchhändleranzeigen. Der Verkauf von alten Büchern vollzog sich vom 17. bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus vorwiegend in der Form der Bücherauktion. Auf diesen Auktionen, die anfangs von besonderen Beauftragten und erst im 19. Jahrhundert auch häufiger von Buchhändlern veranstaltet wurden, sind natürlich oft genug auch Wiegendrucke in größerer oder geringerer Anzahl versteigert worden. Die großen Bücherfreunde des 18. Jahrhunderts, ein Colbert, ein Spencer, ein Brühl, ein Büнау haben die meisten ihrer Kostbarkeiten auf diesem Wege zusammengebracht, und manche von diesen Sammlungen sind auf dieselbe Weise nach dem Tode ihrer Besitzer wieder zerstreut worden. Allmählich läßt sich dabei eine höhere Bewertung der Wiegendrucke verfolgen. Es zeigt sich jedoch, daß noch lange Zeit hindurch eine Inkunabel besonders dann einen höheren Preis erzielte, wenn sie in einen eindrucksvollen Saffianeinband gebunden war. Der Kenner konnte noch immer selbst bei solchen Gelegenheiten unscheinbare Kostbarkeiten für ein Spottgeld erwerben. Erst durch die französischen und englischen Bibliophilen bildet sich nach und nach eine gerechtere Bewertung der Inkunabeln aus, die durch die Abfassung von kritischen Katalogen sich allmählich in weiteren Kreisen verbreitete.

Dann erst, und das war nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, fingen einzelne Buchhändler an, ihr Antiquariat auf die besonderen Kostbarkeiten der Frühzeit des Buchdrucks einzustellen. Diese Antiquare sind vielfach hervorragende Kenner der Inkunabeln und verständnisvolle Freunde der Sammler geworden. Männer wie Bernard Quaritch in London, Josef Baer in Frankfurt a. M., Ludwig und besonders Jacques Rosenthal in München, Leo Olschki in Florenz haben sich große Verdienste um die Würdigung des Frühdrucks erworben, und ihre Kataloge

sind vielfach die unentbehrlichen Unterlagen für die wissenschaftliche Inkunabelforschung gewesen. Merkwürdig ist, daß Frankreich keine solche Firma aufzuweisen hat. Der beste Inkunabelkenner Frankreichs, Anatole Claudin, hat die ausgefallensten Seltenheiten, die durch seine Hände gegangen sind, fast immer nur in seinen monatlichen Katalogen mitten unter den alltäglichsten Wertlosigkeiten ausgebaut.

Das Eindringen der geschäftlichen Interessen hat natürlich die Preise der Wiegendrucke ständig weiter in die Höhe getrieben. Solange aber nur die öffentlichen Institute und verständnisvolle Sammler als Käufer auftraten, boten deren sorgsam verwalteten Mittel einer ungemessenen Preissteigerung eine gewisse Schranke. Diese wurde erst niedergerissen, als das Sammeln von Inkunabeln unter der Einwirkung von rekordhungrigen Amerikanern und geschäftstüchtigen Pseudobibliophilen zu einer Art von Spekulation gemacht worden ist. Natürlich fanden sich auch in den Buchhändlerkreisen bald genug Firmen, die sich dieses aussichtsvolle Treiben zunutze machten und die Preise auf jede Weise, auch dadurch, daß sie selbst Riesensummen in Inkunabeln investierten, in die Höhe trieben. Unter diesen unerfreulichen Auspizien steht der Inkunabelhandel in der Gegenwart, und der einzige tröstliche Lichtblick ist der, daß durch den edlen Wettstreit amerikanischer Multimillionäre ein nicht unbeträchtlicher Teil der so gesammelten Schätze öffentlichen Instituten zugewendet und damit dem Handel entzogen wird. Auch in der alten Welt fehlt es nicht an Sammlern, die dieselben löblichen Methoden befolgen. Hoffentlich wird eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse ihnen das in dauernd steigendem Maßstabe ermöglichen.

ANTIQUARIAT UND BIBLIOPHILIE

VON

GEORG WITKOWSKI

Die erste, naturgegebene Funktion aller schriftlichen Überlieferung ist das Bewahren geistiger Werte für die erzeugenden und die nachfolgende Geschlechter. Die Erbschaft der Menschheit wächst, geformt in der Handschrift und dem Buche, zu einem immer größeren Schatze des Wissens und Genusses, aufbewahrt in den Kammern der Büchereien und von dorthier unablässig die Forschung, die Erkenntnis befruchtend. Mittler und Mehrer dieses Schatzes ist der Altbücherhandel. Er erfaßt, was aus der Hut des einzelnen Gelehrten, der öffentlichen Bibliotheken wieder entlassen wird, und leitet es an die Stellen, wo es von neuem, vereint mit den verwandten Geisteserzeugnissen, nutzbar werden kann. Diese wichtigste Funktion des Antiquariats wird in anderen Beiträgen unserer festlichen Schrift behandelt.

Daneben gibt es für das Antiquariat noch eine weitere, weniger bedeutsame, aber vielleicht reizvollere Aufgabe zu erfüllen.

Indem das Buch den Geist wahrt, verleiht es ihm zugleich in doppelter Hinsicht Gestalt. Erstens im geformten Wort. Sobald die menschliche Sprache sich über den Naturlaut und die reine Sachbezeichnung erhebt, sobald die Worte in irgendwelche syntaktische Beziehung zueinander treten, beginnt eine intellektuelle Formung, bereits mit dem Stempel der Persönlichkeit, des Einmaligen, wenn auch noch so oberflächlich, geprägt. Selbst ein mathematisches Elementar-

buch wird das bezeugen, wenn man es mit einem gleichartigen anderen zusammenhält.

Sehr bald gelangt das Ausdrucksvermögen zu einer höheren Stufe. Wortwahl und Satzbau verkünden Streben nach Schönheit, nach Wohlklang, nach charakteristischer geistiger Tonart, alles meist unbewußt, aber doch schon dasjenige hervorbringend, was wir mit dem Wort »Sprachstil« bezeichnen.

Tritt das Formverlangen über die Schwelle des Bewußtseins, dann sucht der Schriftsteller nicht nur die Ergebnisse seines Denkens so klar wie möglich darzubieten; er wird zum Künstler. Er füllt den Umriß objektiven Stoffes mit subjektiv Seelischem, sein Werk wird zum Gegenstand der selbständigen, zweckfreien Beschäftigung, eines ästhetischen Interesses. Wilhelm Ostwalds »Klassiker der Naturwissenschaften« können vielleicht vom Standpunkt des energetischen Imperativs aus nur als Hilfsmittel praktischer Lebenszwecke gewertet werden; für den, der in ihren wechsellvollen Formungen den Spuren der großen Verfasser nachgeht, empfangen sie noch andere, individuelle und künstlerische Bedeutung.

So wird schon das wissenschaftliche Buch über seine erste Bestimmung hinaus für viel weitere Kreise als die zunächst bedachten fruchtbar und damit Gegenstand einer Teilnahme, die im wesentlichen nicht von dem Streben nach Belehrung sondern von einer ästhetischen Kategorie bedingt ist, »ästhetisch« im Sinne der Volkeltschen Norm des menschlich Bedeutungsvollen.

Diese Norm ist nun vollends die einzig maßgebende, wo es sich um ein Werk der Dichtung handelt. Sie tritt ja aus dem Bereich aller Nützlichkeitszwecke hinaus; selbst religiöses Dogma und Moral haben über sie keine Gewalt. Das Gestalten, das dem Denker bei seinem Schaffen höchstens erwünschte, zuweilen auch unerwünschte Zutat ist, wird dem Dichter zum ersten und letzten: Form und Gehalt untrennbar verschlungen, völlige Einheit, die Form dasjenige, wodurch sein Schaffen überhaupt erst Daseinsrecht empfängt. Das Buch wird von innen heraus zum Kunstwerk. Auch in der bescheidensten, verschlissenen Hülle vermag es zu rühren und zu begeistern, den grauen Alltag in ein Reich farbiger Phantasie zu wandeln.

Die zweite Art, in der das Buch dem Geiste Gestalt verleiht, ist die kunstgewerbliche. Überall, wo die menschliche Kultur von der Befriedigung des

nackten Bedürfnisses sich zu höherer Forderung und zu reicherm Vermögen emporschwingt, ist eines ihrer Kennzeichen die Veredlung der Gebrauchsgegenstände. Zum Notwendigen gesellt sich das Schöne. Die konstruktive Linie wird einem Streben nach guten Dimensionen dienstbar. Eine von innen ausstrahlende Anmut tritt an die Stelle roher, plumper Gebilde. Leicht verfällt der Mensch dann in neue Barbarei, indem er den Gegenstand seiner Liebe und Andacht übermäßig schmückt, Schönheit mit Prunk verwechselnd, gemeinsame Entartung primitiver und später Kulturzeitalter. Die Geschichte des Buches gibt dafür die mannigfachsten Belege.

Durch seine Formwandlung, durch das in ihm betätigte technische Können ist es gleich den anderen Erzeugnissen angewandter Kunst zum Gegenstand eines Sammelports, der Bibliophilie, geworden. Aus ihr ist ein neues Forschungsgebiet erwachsen: die Buchkunde. Sie hat es mit alledem zu tun, was die Geschichte, die Herstellung, den wechselnden Geschmack und seine Denkmäler betrifft, und sie wendet ihre Aufmerksamkeit vor allem den seltenen, eigenartigen, durch besondere Schönheit ausgezeichneten Handschriften und Drucken zu.

Wohl immer hat es, seitdem Schriftdenkmäler hervorgebracht worden sind, auch Sammler gegeben, die eine möglichst große Zahl von ihnen zu erwerben suchten. Wir können annehmen, daß schon die ältesten erhaltenen Bibliotheken, die ägyptischen und akkadischen, unter diesem Zeichen standen. Von Griechen und Römern wissen wir es, und sicherlich ist damals bereits die alte Homerhandschrift nicht nur um ihres Inhalts willen geschätzt worden. Gewiß hat es in Rom neben den großen Verlegern, den Sosii, welche die zierlichen ersten Horazhandschriften herstellten, im augusteischen Zeitalter schon Leute gegeben, die für die Reichen die alten Denker und Dichter in möglichst ehrwürdigen und kostbaren Manuskripten aufstöberten, wenn sie auch noch keine Kataloge mit den Zusätzen »Unicum« oder »Rarissimum« drucken ließen. Anekdotenhafte Berichte von Bibliomanie, von ungeheuren, für einzelne Handschriften gezahlten Preisen, besagen noch nichts für einen gewerbsmäßig ausgeübten Handel.

Auch aus dem Mittelalter fehlen uns die Zeugnisse. Der Übergang unmittelbar aus einer Besitzerhand in die andere dürfte bei alten Kodizes die Regel gewesen sein, wie ja auch das neue Buch nicht für das Lager oder zum Weiterverkauf,

sondern wohl stets für das eigene Bedürfnis oder für einen Auftraggeber geschrieben wurde.

Auf welche Weise noch kurz vor Anbruch der Neuzeit eine Bibliothek mit den mannigfachsten, zum Teil nicht gerade lauterem Mitteln zusammengebracht wurde, bezeugt der Ehrenbrief des Jakob Pütrich von Reichertshausen an die Herzogin Mechthild von Österreich vom Jahre 1462. Neben dem Stehlen, Rauben, Leihen, Schenken, Abschreiben und Finden — was mag er wohl damit meinen? — nennt Pütrich auch das Kaufen als einen der Wege, auf denen er in 40 Jahren zu seinen 164 Büchern gekommen ist. Aber schwerlich wird er in seinem München deswegen einen Ludwig Rosenthal oder Emil Hirsch von damals bemüht haben. Handschriftenhandel gab es freilich in jener Zeit schon, wie der Katalog Diebold Laubers bezeugt, doch handelte es sich dabei immer um gangbare neue Manuskripte, ebenso bei dem berühmtesten aller Handschriftenhändler des 15. Jahrhunderts, Vespasiano da Bisticci, dem Lieferanten des großen Bibliophilen Matthias Corvinus und der Mediceer.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst änderte sich das nicht mit einem Schlage. Eine Weile blieb der Druck Surrogat der Handschrift, wenigstens für umfangreichere Geisteserzeugnisse. Aber indem nun jedes Werk in Hunderten und Tausenden von Stücken auf einmal hergestellt wurde, mußten neue Mittel gefunden werden, um sogleich eine große Zahl von Käufern zu gewinnen.

Der entstehende Buchhandel stellte sich auf die Bedürfnisse der Kundschaft ein, regelte seine Produktion nach dem zu erhoffenden Absatz und setzte immer neue Arten des Vertriebs in Bewegung. Es verstand sich eigentlich von selbst, daß dem Kunden, der ältere Bücher zu erwerben suchte, auch diese neben den neuen durch die Verbindungen seines Buchhändlers nach Möglichkeit verschafft wurden, aber offenbar ist dies in den ersten Jahrzehnten kaum geschehen. Sonst wäre es schwer erklärlich, daß um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts noch jeder Professor, der über einen antiken Autor las, zu diesem Zwecke eine neue Ausgabe für seine Zuhörer drucken ließ. Mit einer eigenen, vermeintlich besseren Textkritik hat diese merkwürdige Erscheinung nichts zu tun. Es bleibt wohl keine andere Erklärung, als daß die früheren Ausgaben nur mit höheren Kosten und Mühen zu erlangen gewesen wären.

Von einem eigenen, organisierten Altbücherhandel hören wir auch im 16. Jahrhundert noch nichts, obwohl es schon zahlreiche Gelehrte und Liebhaber gab, die ihren Stolz in den Besitz einer auserlesenen Sammlung setzten und dabei nicht nur das neue Buch als erstrebenswert betrachteten.

Freilich darf man für diese Zeit noch kein eigentliches bibliophiles Interesse im späteren Sinne voraussetzen. Schönheit und Seltenheit gaben noch keinen Wertmaßstab, nur die Inhalte und die dem Auge gefällige Gestalt machen ein Buch begehrenswert, daneben auch das, was als Kuriosum vom jeweiligen Zeitstandpunkt aus geschätzt wurde.

Seit 1564 erschienen die Meßkataloge, die Verzeichnisse aller in Frankfurt a. M. zum Kauf angebotenen neuen Erscheinungen, bestimmt für die Buchhändler und für die Bücherfreunde. Hier so wenig wie in den großen, daraus zusammengestellten Bibliographien von Georg Draudius sind die Bücher anders als nach den Fakultätswissenschaften geordnet, die Dichtungen schlecht und recht nach dem Inhalt eingereiht, ein Beweis, daß damals weder der literarischen, noch der buchtechnischen Form irgendeine erhebliche Teilnahme zugewandt war. Auch in den statistischen Büchern des 18. Jahrhunderts und der ihnen verwandten Lokalliteratur, die häufig Zusammenstellungen der Vertreter des Buchhandels gibt, ist zwar von Antiquaren die Rede; doch bezeichnet das Wort noch auf lange hinaus nur denjenigen Gelehrten oder Händler, der sich mit den Gegenständen des Altertums befaßt.

Als erster Anfang eines Antiquariats im heutigen Sinne müssen wohl die Bücherversteigerungen des 17. und 18. Jahrhunderts gelten. Hier trafen die Liebhaber mit den Fachleuten zusammen, und in Frankreich und England erwachte der Sinn für die Schönheit des alten Buches. Das Mutterland aller Sports, England, hat auch die Bibliophilie, die Liebe zum schönen und seltenen Buch und den aus ihr geborenen besonderen Sammelsport geschaffen.

Wie der klassische Typus des Bibliomanen zum Spotte der sogenannten vernünftigen Leute vor aller Augen trat, das hat bereits 1711 Thomas Addison in Nummer 158 seiner Zeitschrift »The Tatler« so gezeichnet, daß man zugleich von den Mitteln eine Vorstellung erhält, mit denen der Bücherfreund damals seiner Leidenschaft fröhnte. Die Stelle sei hier nach der Übersetzung von Augustin um der besonderen Wichtigkeit willen wiedergegeben: »Tom Folio ist einer jener

Büchernarren, die sich damit beschäftigen, gute Ausgaben aufzukaufen und die Bibliotheken großer Männer zusammenzutragen. Keine öffentliche Bücher versteigerung nimmt ihren Anfang, ehe Tom Folio zur Tür hereingetreten; keine Auktion ist denkbar, bei der sein Name nicht im letzten kritischen Moment, ehe der Hammer des Auktionators fällt, gehört würde. Keine Subskription wird eröffnet, zu der man Tom nicht den ersten Pränumerationsplan zuschickt, und kein Katalog verläßt die Presse, der nicht zuerst in seine Hände käme. Er besitzt, soweit es die Titelblätter aller Autoren betrifft, die umfassendste Gelehrsamkeit, kennt die von jedem großen Schriftsteller vorhandenen Manuskripte, sowie alle Ausgaben, die man davon veranstaltet und jedes Lob oder jeden Tadel, den die verschiedenen Größen der gelehrten Welt darüber ausgesprochen. Aldus schätzt er höher als Virgil und Homer, und spricht man von Herodot, so bricht er in einen Panegyrikus auf den Drucker Etienne aus. Er glaubt, die erschöpfendste Schilderung eines Schriftstellers zu geben, wenn er euch sagt, über was er geschrieben, euch den Namen des Verlegers und das Jahr nennt, in dem dieses oder jenes seiner Werke erschien. Fragt ihr nach anderen Einzelheiten, so redet er von der Güte des Papiers, preist die Sorgfalt des Korrektors und spricht mit Entzücken von der Schönheit des Druckes. Dieses alles betrachtet er als tiefe Gelehrsamkeit und echte Kritik. Diejenigen, welche von Feinheit des Stils und Klarheit der Gedanken sprechen oder die Schönheit irgendeiner poetischen Stelle hervorheben, wird Tom, auch wenn sie ebenso geistreich und talentvoll wären wie der gerühmte Autor selbst, immer als Männer von oberflächlicher Bildung und unbedeutendem Wissen betrachten.«

In der gleichen Zeit, da das »selbstkluge« 18. Jahrhundert seinem Ende entgegenging, dem Ende in den Schrecken der französischen Revolution, erwuchs aus dem Untergrund der verstandesfeindlichen neuen Romantik ein erhöhter historischer Sinn, die Liebe zu dem bis dahin verachteten Mittelalter, das Studium seiner Denkmäler. Diese junge Geistesbewegung kam auch dem Buche zugute.

Georg Wolfgang Panzer gab 1793—1803 seine *Annales Typographici* heraus, eine Nachahmung der Handbücher Michel Maittaires; praktischer noch war dann für den Sammler Ludwig Hains *Repertorium Typographicum* (Stuttgart 1826 bis 1838), schließlich ergänzt durch Konrad Burgers Druckregister (1891).

Diese Handbücher besagten, daß nun nicht mehr die Belehrung und die Unterhaltung den ausschließlichen Anstoß gaben, sich mit dem Buche als ernsthafter Liebhaber zu befassen. Die Frühgeschichte der Typographie, die Unterscheidung der verschiedenen Drucker und der von ihnen gebrauchten Lettern konnten ja nur dann Gegenstand der Aufmerksamkeit werden, wenn sie sich, unabhängig vom Inhalt, der Gestalt des Buches zuwandte. Mochten auch damals noch diejenigen nicht zahlreich sein, die sich mit diesem Thema ernsthaft befaßten, so waren doch die dafür erforderlichen Denkmäler schon so selten, daß um ihren Besitz gekämpft werden mußte. Dies aber bedingte einen von selbst entstehenden Handelswert und damit die Möglichkeit, das alte, schöne, historisch wertvolle und seltene Buch zum Gegenstand einer gewinnbringenden geschäftlichen Tätigkeit zu machen. Auch aus den späteren Jahrhunderten gab es zahlreiche begehrenswerte und seltene Drucke. Schnell traten die in kleinen Auflagen gedruckten, mit Kupferstichen geschmückten Bücher der jüngsten Vergangenheit in ihre Reihe.

Schon waren in England für Seltenheiten von den Bücherjägern die Preise zu einer nirgends anderwärts erreichten Höhe hinaufgetrieben worden, als im Mai und Juni des Jahres 1812 der Londoner Buchhändler George Nicol in Roxbourghe-House die große Bücherei des verstorbenen John Duke of Roxbourghe versteigerte. Unter den 9353 Nummern war die seltenste die erste Ausgabe von cios »Decamerone« (Venedig 1471). Sie war schon 70 Jahre früher mit Boccac dem ansehnlichen Preis von 100 Gs (2100 M.) bezahlt worden, nun ersteigerte sie am 17. Juni 1812 George Spencer Churchill für 2260 Gs. Am Abend dieses Tages wurde der Sieg in St. Albans Tavern gefeiert, und es entstand der Roxbourghe-Club, die älteste und vornehmste aller bibliophilen Gesellschaften, beschränkt auf eine kleine, auserlesene Zahl von (jetzt) 40 Mitgliedern.

Nicht nur die gemeinsame Sammelleidenschaft gab diesem Klub und seinen Nachfolgern den Daseinsinhalt, daneben auch der Wunsch, für die wenigen Glücklichen besonders musterhaft ausgestattete Drucke herzustellen, die dann wieder zu begehrttem Wild für gleichzeitige und spätere Bücherjäger wurden.

London war schon damals der Hauptsitz des bibliophilen Antiquariats, des organisierten Handels mit kostbarem Sammlergut geworden. Das 19. Jahrhundert hat hier eine Schar von großen, im höchsten Maße sachkundigen Anti-

quaren zur Berühmtheit aufsteigen sehen, fast sämtlich Deutsche, wie John und Henry George Bohn und Bernhard Quaritch, den »Napoleon der Buchhändler«. Er war der Sohn eines preußischen Offiziers, ergriff den Beruf des Buchhändlers wider Willen und erlernte das Handwerk seit 1834 bei König in Nordhausen, bei Kleemann in Berlin und schließlich bei seinem Landsmann Bohn in London. Nur langsam arbeitete er sich empor. Erst zehn Jahre nach der Begründung seines eigenen Geschäfts, im April 1847, erregte er mit der Erwerbung der Mazarin-Bibel, auf der Cashel-Auktion für 600 £, Aufmerksamkeit und diktierte von nun als Herrscher des Marktes die Preise. Seine Kataloge wurden zu Handbüchern, namentlich der von 1887—1897 erschienene General-Catalogue in 17 Bänden. Als ich zuerst in den neunziger Jahren nach London kam, betrat ich voll Ehrfurcht das alte Quaritch-House, 15 Piccadilly; ich wußte, daß an keiner Stelle dem Bücherfreunde so reiche Befriedigung seines Sehnsens gewährt werden konnte wie hier.

Indessen waren auch in Deutschland einzelne Antiquariate entstanden, die neben dem wissenschaftlichen Buche auch dem seltenen und durch seine Ausstattung kostbaren ihre Tätigkeit zuwandten. Der erste eigentliche Buchhändler dieser Art war der Berliner Adolf Asher (1800—1853), wie die Namensform zeigt zum Engländer geworden, nachdem er in Cammin in Pommern das Licht der Welt erblickt hatte. So sind auch seine ausgezeichneten bibliographischen Arbeiten englisch abgefaßt, ebenso wie die bekannte, heute noch unentbehrliche Monographie seines Geschäftsnachfolgers Albert Cohn *Shakespeare in Germany* (1866). Die beiden Chefs des damals größten Liebhaberantiquariats in Deutschland mußten eben für ihre Publikationen ebenso wie für Ein- und Verkauf in erster Linie mit der fremden Kundschaft rechnen und bedienten sich deshalb der verbreitetsten Weltsprache oder des Französischen, wie in dem Katalog der in ihrer Art einzigen Bibliothek Ludwig Tiecks, die der Dichter am 10. Dezember 1849 durch Asher in Berlin versteigern ließ.

In Deutschland gab es noch auf lange Zeit hinaus kein Liebhaberpublikum für Bücher, kaum einzelne Sammler. Wenn der alte Meusebach seine großartige Sammlung von Drucken des 16. Jahrhunderts zusammentrug, so tat er es, weil Johannes Fischart und seine Zeit von ihm durchforscht wurden, und selbst die jüngere Goethe-Sammlung Salomon Hirzels vereinte alle erreichbaren ersten

Drucke und Handschriften doch letztthin zu dem Zwecke, der authentischen Textüberlieferung ein Werkzeug zu schmieden, wenn auch bereits das Kippenbergsche Motto: »Einen einzigen verehren!« ungeschrieben über den bibliographisch musterhaften drei Ausgaben des Hirzelschen Katalogs stand.

Daß es tatsächlich am Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Deutschland noch keine Bibliophilie gab, dafür läßt sich der unwiderlegliche Beweis erbringen, wenn man die Bücherpreise von damals prüft, nicht etwa im Vergleich zu den heutigen sondern absolut genommen. Vor mir liegt der Katalog der Leipziger Bücherauktion vom 27. Juni 1888, auf der F. A. Brockhaus durch den ausgezeichneten Leiter seines Antiquariats, den zu früh verstorbenen Kuczinsky, den Nachlaß Karl Goedeke und des Pastors Erhard Schultz versteigern ließ. Die wissenschaftlichen Werke brachten es zu ganz ansehnlichen Preisen, z. B. kam die »Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen« von Cholevius (Ladenpreis 16 Mark) auf 7 Mark, und so noch manche ähnliche Ergebnisse. Aber die alten Drucke wurden kaum begehrt, soweit sie nicht dem Literarhistoriker als Quellenwerke dienen konnten: Canitz, »Gedichte« (Leipzig 1727) 70 Pfennige, Gottsched, »Gesammelte Reden«, 60 Pfennige, die Opitz-Ausgaben von 1628—1629 und von 1644 je 5 Mark, die gute Ausgabe von Bodmer und Breitinger (1745) 50 Pfennige, die »Literaturbriefe«, alle 24 Bände, prächtiges Exemplar in 12 Pergamentbänden, 11,60 Mark, Georg Forsters sämtliche Schriften, 9 Bände, 3,90 Mark, Almanache, mit Chodowiecki-Kupfern oder ohne sie, gut oder schlecht erhalten, Stück für Stück zehn Pfennige, mit ganz wenigen Ausnahmen.

Daß solche Gebote möglich waren, mehr noch, daß von dem versteigernden Antiquariat die Bücher zu diesen Preisen weggegeben wurden, beweist klar: es gab noch keinen Käuferkreis, der beträchtlich genug gewesen wäre, um überhaupt eine einigermaßen vernünftige, gesicherte Preisbildung zu ermöglichen. Auch die deutschen Antiquariatskataloge der siebziger und achtziger Jahre bestätigen das. Sie sind noch ausschließlich auf Fachwissenschaften eingestellt, heben in keiner Weise die Beschaffenheit der Bücher, abgesehen von ihrem Erhaltungszustand, hervor, und ihre Preisstellung beruht nur auf dem Gebrauchswert für den Forscher oder auf der Beliebtheit belletristischer Werke bei dem großen Publikum.

Wir alle, die damals zu sammeln begannen, haben auch kaum das Bewußtsein gehabt, es könne einmal anders werden und unseren Privatbibliotheken werde ein höherer Wert als der bisherige zuwachsen. Wohl meldeten uns ja die Zeitungen hier und da von den Riesenbeträgen, die in England, Frankreich und Amerika schon für Inkunabeln und *livres à gravures* erzielt wurden, und demgemäß konnte wohl der glückliche Besitzer solcher Schätze auch in Deutschland darauf rechnen, von der steigenden Wertskala dieser international gehandelten Bücher zu profitieren.

Indessen wirkte dies sich auf unserem Markte noch kaum aus. In dem Leipziger großen Antiquariat, wo der Begründer der Firma Fock vor seiner Selbständigkeit heimisch war, kaufte ich noch um 1895 den großen Kehler Voltaire in 80 Bänden in einem wundervollen Halbfranzexemplar auf großem Papier und mit ausgezeichneten Abdrücken sämtlicher Kupfer von Moreau für 80 Mark, und ein vollständiger Dorat in 22 Bänden und mit ähnlich vortrefflichem Zustand der Gravuren Eisens und Marilliers war dort für 100 Mark zu erwerben. Als der vortreffliche, erfahrene Antiquar Max Weg die Sammlung des alten Auktionskommissars der Berliner Königlichen Bibliothek, Müller in Helmstedt, erstanden hatte, enthielt der Katalog auch das herrliche Kalblederexemplar von Goethes Schriften (1787—1790), auf schönstem Velinpapier und so gut wie unberührt, noch dazu laut der Notiz des Vorsatzblattes aus Goethes eigenem Besitz, was sich auch als zutreffend erweisen ließ — und der geforderte Preisbetrug 15 Mark! Gewiß läßt sich einwenden, daß Max Weg vor allem auf dem Gebiet der Naturwissenschaften kundig und tätig gewesen ist; aber wäre für eine solche, in der vordersten Linie stehende Kostbarkeit unserer Dichtung damals schon irgendein Marktwert festgestellt gewesen, so hätte sicher ein derartig lächerlicher Betrag nicht dafür angesetzt werden können. Es ließen sich aus den damaligen Verzeichnissen noch hundert ähnliche Proben einer völlig fehlenden Wertung des älteren deutschen, heute bibliophilen Buchs herausheben; aber weshalb sollte man durch solche Angaben sadistischen Gelüsten zu fröhnen suchen?

Mit dem Gesagten ist ja schon zur Genüge das bewiesen, worauf es ankommt: ein bibliophiles Antiquariat war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland nur existenzfähig, wenn die bereits genannten und ein paar jüngere Antiquare, wie Joseph Baer in Frankfurt a. M. oder Ludwig Rosenthal in Mün-

chen, der aus kleinsten Anfängen erst später zur Größe emporwachsende Karl W. Hiersemann in Leipzig sich gleich ihren Vorgängern auf den außerdeutschen Markt einstellten.

Der wachsende Reichtum des wilhelminischen Zeitalters gebärte bis dahin unbekannte Luxusneigungen. Es kam so etwas auf wie die *Maxime richesse oblige*, und sie wurde in dem Sinne aufgefaßt, daß man möglichst getreu das Gebahren der höheren englischen und französischen Gesellschaft kopierte, so weit es sich mit den herrschenden Reserveleutnantsidealen vereinbaren ließ. Der reich gewordene deutsche Bürger, der Fabrikherr und Kommerzienrat sah es gern, wenn seine Söhne einen Teil des sich mehrenden Geldes auf eine Weise vertaten, die den Anstrich nobler Passionen zur Schau trug. Aber für das Buch fiel dabei kaum irgendwo etwas ab; denn diese Verbindung von Unbildung und imitierter stahlharter weltmännischer Haltung hatte für »Gehirnfatzken« und »Kunst-dusek« nur Spott bereit. Die ersten Jahrgänge des »Simplizissimus«, den Albert Langen 1897 gegründet hatte, können in den Bildern Th. Th. Heines, Wilkes, Rezniceks, Bruno Pauls den Ungeist derjenigen deutschen Gesellschaftsklasse bezeugen, die anderwärts Träger der Bücherliebe geworden und geblieben war.

In Deutschland keimte die erste Saat der Bibliophilie in anderem Erdreich. Eine neue Bewegung begann mit dem Impressionismus, und ihre Kennzeichen waren, wie die aller folgenden Stadien, Abkehr vom Epigonentum, Erneuerung der Formsprache, Aufsuchen bisher nicht betretener Stoffgebiete, zugleich auch das erwachende Gefühl für Echtheit und Qualität des Materials im gesamten Kunstgewerbe. In diese Bewegung wurde das Buch zu seinem Heile mit hineingezogen, und um die Jahrhundertwende entstanden neue Verlage: Eugen Diederichs (1896, erst in Florenz, dann in Leipzig und Jena) und der Inselverlag (1899 von Heymel, Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum in München gegründet und bald nach Leipzig übersiedelt), beide schon getragen von dem neu erwachten Qualitätsstreben und dem aufdämmernden Bewußtsein einer nötigen völligen Regeneration des Buches im Sinne der Bekämpfung des Massengeschmacks, der »Kunst für alle«. Deshalb wird hier nicht die möglichst große, sondern die möglichst kleine Auflage zum Grundsatz, betont durch die an sich zwecklose Numerierung, die wohl dem graphischen Werke, nicht aber dem Erzeugnis der Schnellpresse gebührt.

Allmählich entstanden auf diese Weise Seltenheitswerte. So lange die Zahl der nach ihnen Verlangenden so klein blieb, daß alle ohne Mühe aus dem Vorrat befriedigt werden konnten, so lange man sich womöglich noch um den Absatz bemühen mußte, war selbstverständlich davon keine Rede. Aber nach ein paar Jahren, etwa gegen 1910, reichten vielfach die kleinen Auflagen nicht einmal für den ersten Ansturm, und damit war das Antiquariat für das moderne bibliophile Buch, die nach der Lage des Liebhabermarktes geregelte Bewertung gegeben. Die genannten Verlage und so manche andere, die ihren Fußstapfen folgten, die Publikationen der großen Gesellschaft der Bibliophilen und ihrer Tochtervereinigungen, die Erzeugnisse der Privatpressen ergaben im Verein mit den hervorragenden Werken des Auslandes bald eine solche Menge von eigenartigen, durch ihre Buchform ausgezeichneten Produkten, daß schon in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg in Deutschland ein spezifisch bibliophiles Antiquariat moderner Richtung aufblühte. Krieg und Inflation haben nicht nur keine Unterbrechung dieses Wachstums gebracht, sie haben es zu einer hypertrophie ausarten lassen, die hier nicht geschildert zu werden braucht, weil wirs — wie Wallenstein sagt — »schaudernd selbst erlebt« haben.

Heute steht der Handel mit dem modernen schönen, durch kleine Auflage oder andere besondere Eigenheiten ausgezeichneten Buche als fest eingefügtes Glied des deutschen Antiquariats da. Alljährlich erscheinen zahlreiche Verzeichnisse, die nur diesem Zweig des Altbuchhandels gelten. Aber noch schafft keine vernünftige Preispolitik feste Normen, angemessen dem bescheidenen, durch den deutschen Kapitalmangel bedingten Vermögen des angewachsenen und trotz solchem schwerem Hemmnis noch immer sich mehrenden Käufertums. Sowohl bei den Abnehmern wie bei einem Teile der Händler ist das Wertgefühl für das moderne Buch noch nicht so stark ausgebildet wie anderwärts. Wenn mangelhafte Ausgaben mit Dreifarbendruck nach Rackham, Dulac, Bayros, ausgesprochene Inflationsprodukte, jetzt noch als bibliophil zu hohen Preisen angeboten werden, so kann nur Unkenntnis oder Spekulation auf sie als Voraussetzung dafür gelten. Und andererseits müßten eigentlich solche Herrlichkeiten wie die paar Bücher der Janus-Presse, der Bremer Presse und die wenigen ihnen ebenbürtigen weit höher bewertet sein, wenn man die Preise der in keiner Weise überlegenen englischen Pressendrucke in den gleichen Katalogen

danebenhält. Wobei man indessen nicht übersehen darf, daß eben unser modernes bibliophiles Antiquariat und der dafür in Betracht kommende Käuferkreis noch nicht einmal zwei Jahrzehnte alt ist, während der europäische Westen auf eben soviel Jahrhunderte der Geschmacksbildung und der Handelsübung zurückblickt, und daß — vielleicht der wichtigste Faktor — gerade die Kreise, bei denen Geschmackskultur und die Bereitschaft zu Opfern für sie am stärksten war, durch den Krieg der Möglichkeit beraubt worden sind, sich hier aktiv zu betätigen.

Der Markt des modernen bibliophilen Buches erscheint infolge aller der genannten Umstände noch kaum genügend gefestigt, ein Spiel von jedem Hauch der Luft. Ganz anders und viel besser steht es um dasjenige bibliophile Antiquariat, das sich mit den Zeugen der Vergangenheit befaßt.

Bücher früherer Jahrhunderte sind bei uns ja seit langem Gegenstand des Handels gewesen. Mochten auch, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, im wesentlichen nur die Männer der Wissenschaft nach ihnen verlangt haben, für die Antiquariate war doch schon darin der Anlaß gegeben, sich mit ihnen zu befassen. Eine neue Situation wurde durch die aufwachsende Bibliophilie nur insofern geschaffen, als erstens die Teilnahme sich nunmehr stärker als zuvor den technisch-künstlerischen Eigenheiten und der Qualität des einzelnen Exemplars zuwandte und als zweitens aus der großen Masse eine kleinere Gruppe solcher Drucke emporstieg, die durch Seltenheit und literarische Bedeutung nunmehr einen starken Wettbewerb um ihren Besitz erregten. Es waren für Deutschland die Erstausgaben der großen Dichter des klassisch-romantischen Zeitalters, zum Teil auch die des 19. Jahrhunderts, namentlich so weit sie durch die großen Illustratoren — Neureuther, Schwind, Richter, Menzel — geschmückt waren.

Die Presseerzeugnisse der Inkunabelzeit hatten schon ihren internationalen Kurs, und er stieg, nicht zuletzt infolge des neu einsetzenden deutschen Mitbewerbes, erstaunlich. Allmählich traten auch die Drucke der Reformationszeit, des Barock und Rokoko in die fördernde Beleuchtung bibliophiler Teilnahme. Jetzt wird es schwerlich mehr, wie noch in der Zeit vor dem Kriege, geschehen, daß unter normalen Voraussetzungen eine Fischart-Ausgabe oder die Gedichte Hagedorns im Originaldruck für ein paar Mark zu haben sind. Alles das bezeugt die Beschaffenheit der Kataloge, wenn man ihr Inneres und Äußeres von heute mit dem vor einem Vierteljahrhundert vergleicht. Innerlich hat sich

das literarhistorische, nur dem Gelehrten dienliche Buch in eigenen Abteilungen von dem bibliophilen Buche gesondert. Einzelabteilungen verzeichnen Drucke mit Illustrationen, Einbände, Seltenheiten, und das Schwergewicht fällt nunmehr entschieden nach der Seite dieser neuen Untergattungen der großen Abteilung »Deutsche Literatur«. Äußerlich werden die Hilfen einer geschmackvollen typographischen Einrichtung, guten Papiers, zahlreicher Tafeln und Textbilder, die man bei uns früher kaum kannte, reichlich angewandt, um erhöhte Aufmerksamkeit des Bibliophilen zu gewinnen und seinen Anforderungen auch durch die Ausstattung der Kataloge zu genügen. Schon lange empfindet man es als einen Widerspruch, wenn Kostbarkeiten in bettelhafter Dürftigkeit angeboten werden. Daneben bedeutet es ein psychologisch falsches Verhalten, wenn durch engen Petit- oder Borgisdruck das Lesen erschwert, die Stimmung des Katalogempfängers durch den ästhetisch unerfreulichen Anblick herabgedrückt wird.

Man begreift schwer, daß selbst manche der angesehensten, erfahrensten Antiquare dies noch nicht erkannt haben. Sollte doch schon die Erfahrung, wie stark behaglich eingerichtete, zum Verweilen einladende Räume auf die Kauffreudigkeit zu wirken vermögen, eine Lehre geben. Die neue Gattung der kunstgewerblich ausgestatteten Bücherstuben, deren Erfinder Horst Stobbe in München gewesen sein dürfte, bedeutet eine besonders lobenswerte Note im Bereich des deutschen bibliophilen Antiquariats. Man gedenkt der Erzählungen von den Zusammenkünften der Liebhaber in den alten Pariser und Londoner Buchhandlungen, von dem geistigen Austausch jener geselligeren Zeiten und stellt sich vor, wie etwa auch jetzt um die runden, mit alten und neuen Leckerbissen bedeckten Tische sich die Freunde des schönen Buches sammeln könnten. Aber wer hätte in unserer eiligen, nur auf Energieanspannung bedachten Zeit hierzu die Muße und den nötigen Seelenzustand? Genug, wenn der heutige Antiquar ein paar gute Kunden mit verständnisvollem Blicke eine Weile in solchen Genüssen schwelgen sehen kann und wenn sie nach langem Erwägen und unter schweren inneren Kämpfen schließlich in der Manteltasche den lang ersehnten Almanach heimtragen.

Unter schweren inneren Kämpfen! — Denn es erscheint als der bezeichnendste Zug in dem heutigen Zustand der Bibliophilie und des ihr dienstbaren Antiquariats, daß der Vermögenszustand und die Preisgestaltung nicht mehr in dem

richtigen natürlichen Verhältnis zueinander stehen. Wie das gekommen ist, mag zum Schlusse eine knappe geschichtliche Darlegung zeigen.

Wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, kann man die Zeit bis zum Beginn unseres Jahrhunderts in bezug auf das Verhältnis der deutschen Bibliophilie zum Antiquariat als die prähistorische Epoche bezeichnen. Irgendwelche sichere, von einer festen Tendenz, einer auf den bibliophilen Käuferkreis eingestellten Praxis zeugende Tatsachen lassen sich nicht feststellen; denn selbstverständlich besagen die von den Verhältnissen des internationalen Marktes bedingten Schätzungen hier nichts.

Der Zeitpunkt, in dem ein deutsches Bibliophilentum auf die Preisgestaltung einzuwirken begonnen hat, läßt sich mit hoher Bestimmtheit nachweisen. Es ist die Versteigerung der Bibliothek Joseph Kürschners bei C. G. Boerner in Leipzig im Jahre 1904. Die altberühmte Firma C. G. Boerner hatte sich früher nur dem Kunsthandel hingegeben und schon den Sammlerneigungen des alten Goethe gedient. Zu dem jüngsten Inhaber des ehrwürdigen Hauses, dem jugendlichen Hans Boerner, gesellte sich zu Anfang des 20. Jahrhunderts der kaum den Kinderschuhen entwachsene Wiener Gustav Nebehay, und mit scharfem Blicke erkannten sie beide, daß der Zeitpunkt gekommen war, um das Feld des Buches ihrem Gebiete einzuverleiben.

Der Ankauf der großen, theatergeschichtlich bedeutsamen Bibliothek Kürschners gab den Anlaß der ersten Versteigerung. Schon der Katalog unterschied sich durch das stattliche Format, den geschmackvollen Druck, durch die beigefügten Textbilder und Tafeln von dem bis dahin allein üblichen bescheidenen Äußeren deutscher Antiquariats- und Auktionsverzeichnisse.

Mit Spannung versammelte sich die noch nicht sehr zahlreiche Schar der Käufer am Morgen des ersten Auktionstages, und mit allseitigem Staunen, in einer aus Furcht, Mitleid und Bewunderung gemischten Stimmung wurden die damals unerhörten Ergebnisse aufgenommen. Wagte doch eine Leipziger Buchhandlung, die Firma Gustav Fock, für die Romantiker-Zeitschrift »Trösteinsamkeit« die gewaltige Summe von 200 Mark anzulegen! Beträge von 30 bis 100 Mark für erste Drucke der Klassiker und Romantiker, für Seltenheiten der Theaterliteratur waren häufig, und so verbreitete sich allmählich eine stolze Freude ob der sichtbaren Hochschätzung unserer eigenen deutschen Erzeugnisse, freilich

noch gemischt mit einer gewissen Selbstironie. Denn so mancher der Käufer war sich bewußt, eigentlich seiner Liebhaberei unmäßige Opfer zu bringen, wenn er bedachte, für wieviel geringere Summen er die gleichen Bücher noch kurz zuvor hätte erstehen können.

Bald wurde die vertiefte Sorgfalt der Katalogangaben, der Eifer, mit dem die kleinen Varianten der Drucke festgestellt und zu Wertmaßstäben gemacht waren, Gegenstand einer heiteren Persiflage. Sie kam zum Ausdruck, als der fast gleichzeitig gegründete Leipziger Bibliophilen-Abend sein erstes Jahresessen feierte. Damals verfaßten Anton Kippenberg und Carl Ernst Poeschel als eine genau angegliche Parodie des Kürschner-Katalogs ihren in seiner Art einzigen fingierten »Katalog der Bibliothek Emil Meyer-Stallupönen«. Er bleibt für den, der ihn mit Verständnis zu lesen vermag, ein kulturhistorisches Denkmal. Denn abgesehen von der ungewöhnlich geistreichen Fassung spiegelt er in konvexer Verzerrung den Zustand der deutschen Bibliophilie und des deutschen bibliophilen Antiquariats in ihren Kinderjahren aufs genaueste ab.

Der ersten Boerner-Auktion folgten andere. Sie erwiesen immer mehr die Festigung des Marktes. Kaum je kam es zu Rückgängen der Preise, und von der gewonnenen Basis aus vollzog sich ein langsamer, sicherer Aufstieg. Die Auktionsergebnisse wurden zu Grundlagen der Ansätze in den Antiquariatsverzeichnissen, die bald auch in der Zusammenstellung, neben anderen Gebieten oder ausschließlich, der Bibliophilie gewidmet waren. Neue Firmen taten sich auf, um diesen Zweig vor allem zu pflegen; es sei an Max Perl, Paul Graupe und die zunächst vereinten Martin Breslauer und Edmund Meyer in Berlin erinnert. Die großen alten Münchner und Frankfurter Geschäfte hielten wohl zunächst etwas zurück. Ihnen war das deutsche Buch der jüngeren Jahrhunderte, zumal das eben erst aufwachsende moderne bibliophile Buch, ein Gegenstand, der nicht ganz ebenbürtig, mehr einer Mode dienstbar erschien. Doch bald lenkten auch sie in den neuen, breit dahinwallenden Strom ein, als zu der Schar der Altväter, der Begründer der Gesellschaft der Bibliophilen, sich immer zahlreichere Jünger gesellten, als die Versteigerungen durch die Scharen neuer, begeisterter Adepten bezeugten, daß dem deutschen Buche eine große Gemeinde erwuchs.

Sicherer noch als an solchen symptomatischen Zeichen war das festzustellen, als seit 1907 bei Otto Harrassowitz in Leipzig das von C. Beck herausgegebene

»Jahrbuch der Bücherpreise« erschien und regelmäßig von dem erreichten Stand Kunde gab. Hier konnte man ja leicht ablesen, wie bis in den Weltkrieg hinein der steigende Wohlstand und die ästhetische Bildung Bücherliebe und Bücherschätzung wachsen ließen. Die geschäftliche Kennerschaft auf den hier in Betracht kommenden Gebieten wurde in ungeahntem Maße fruchtbar. Denn abgesehen vom anhaltenden Wertzuwachs des Lagers erfreute das Herz des Antiquars auch der weit lebhaftere, oft freundschaftliche Verkehr mit dem Kunden, der nicht, wie früher der Gelehrte, nur der eigenen Kenntnis vertraute, sondern den erfahrenen Händler zum Berater wählte. Willig ließ der Bibliophile sich in die entlegeneren, noch nicht für die Allgemeinheit aufgeschlossenen Erzgänge leiten, um dort gleich Aladdin mit staunenden Augen Berge von Edelsteinen erblicken. Kleine gegenseitige Überlistungen, jener guerilla, der überall geführt wird, wo Kennerschaft zu entscheiden hat, trübte kaum je diese reizvollen, warmherzigen Beziehungen. Welcher Teilnehmer gedachte nicht der Abende offizieller und inoffizieller bibliophiler Zusammenkünfte, vor und nach den Versteigerungsschlachten, wenn bei einem Glase Wein oder Sekt die Geister in höherer Verfassung miteinander um das begehrte Objekt rangen, — Kämpfe, die in der Regel damit aufs glücklichste endeten, daß jede Partei sich im stillen den Sieg zuschrieb. Wer erinnerte sich nicht des leisen ironischen Lächelns, mit dem nach dem Zuschlag der Bieter zu dem Versteigerer aufsah, wenn er meinte, dessen Unkenntnis habe ihm einen Leckerbissen weit unter Wert gelassen. Vielleicht hatte der kluge Geschäftsmann dem guten Kunden bewußt den kleinen Triumph gewährt, um ihn kauffreudiger zu stimmen.

Und ganz so erging es auch mit den festen Preisen der Antiquariatskataloge. Zumal die neuen Firmen verfolgten häufig die Politik, ihre ersten Verzeichnisse im ganzen oder in einzelnen Ansätzen erstaunlich niedrig zu halten, um sich dadurch vorteilhaft einzuführen; das dicke Ende kam dann gewöhnlich schon bei Nummer zwei oder drei nach.

Nur mit einem wehmütigen Lächeln kann man jetzt an diese glücklichen Jahre zurückdenken. Nicht weil wir arm geworden sind, sondern weil die Verkehrssitten, um es ganz allgemein zu bezeichnen, sich geändert haben. Der Einbruch der Neureichen hat viel schlimmer gewirkt, als es die Verarmung allein vermocht hätte. In der Inflationszeit wurde das seltene alte und das schöne neue

Buch zum Sachwert. Der Arrivierte bestellte, wenn er das Palais auf der Isarhöhe errichtete, bei einem Emil Hirsch so und so viele Meter Bibliophilie für den Bibliothekflügel, der als repräsentatives Symbol der Geistigkeit diente, wurde Mitglied aller ihm zugänglichen Gesellschaften, versuchte in ihren Kreisen an führende Stellen zu gelangen. Der bescheidenere Gewinner begnügte sich mit dem Ankauf von Ganz- und Halblederbänden, deren Inhalt nie von seinem Auge gestreift werden sollte, und meinte, auf diese Weise der Wertminderung seines jungen Vermögens zu steuern. Dem Antiquar wurde die letzte, unvollständige Goethe-Ausgabe aus den Händen gerissen und er mußte darauf bedacht sein, von dem Schund der unaufhörlich herandrängenden neuen »bibliophilen« Drucke so viel wie möglich zu subskribieren, um den ahnungslosen Ansprüchen der einzigen potenten Käufer zu genügen. Was davon am Lager hängen blieb, das erwies sich in dem Morgenrot der Rentenmark als Gespenst, das am hellen Tage nur Abscheu erregen konnte.

Ein neues Licht dämmerte für das gequälte, zerrissene Deutschland herauf. Mühsam kämpfte die Sonne mit den noch immer schwer herabhängenden Wolken; doch man fühlte, es wurde langsam Tag. Die erwachende Tatkraft bewährte sich im zähen Kampfe mit äußeren und inneren Gegnern, mit Streik und fast untragbaren Dawes-Lasten. Wer unbefangenen Blicks auf das letzte Lustrum zurücksieht, der muß zugeben: wir sind wieder im Aufsteigen; neben allen anderen guten Zeichen dürfen auch Bibliophilie und Antiquariat in ihrer jüngsten, heute noch fortdauernden Epoche dies bezeugen.

Die Zahl der Versteigerungen, die rege Teilnahme und die Preise übertreffen bei weitem das, was vor dem Kriege das Übliche war. Berlin ist zu einem Büchermarkt geworden, auf dem nicht selten kostbare Sammlungen, auch solche des Auslandes, feilgestellt werden, und die internationale Wertung wird hier so gut wie in Paris und London geschaffen. Jeder Monat bringt eine Anzahl Kataloge von Bedeutung, oft kostbar geschmückt, stets mit einer Liebe und einem Wissen bearbeitet, die früher als seltene Ausnahmen gelten mußten.

Das sind stattliche Kinder des fruchtbaren Bundes zwischen Literatur und Bibliophilie. Das erste Viertel des 20. Jahrhunderts mag als ihre Verlobungszeit, als die Epoche eines zuerst zögernden, dann immer innigeren Umfangens gelten; nunmehr ist die Ehe geschlossen, und wir dürfen sagen: eine dauerhafte, eine

allen Stürmen standhaltende Ehe! Sie beruht auf der glücklichen Vermischung des edelsten aller Liebhabersports mit einer kaufmännischen Tätigkeit, die wie keine andere der Wissenschaft nahesteht, und auf der beiden gemeinsamen Freude an dem großen Erbe der Vergangenheit, an dem von Geist und Schönheit erfüllten Schaffen der Gegenwart. Diese Freude, vor nicht zu langer Zeit noch das Vorrecht der *happy few*, beginnt jetzt Allgemeinbesitz der gebildeten Deutschen zu werden, ist es schon in einem Maße wie in keinem anderen Lande. Sie ist der gute Stern, der dem deutschen bibliophilen Antiquariat leuchtet und nach menschlicher Voraussicht immer heller über ihm erstrahlen wird.

DER ANTIQUAR UND DIE BESCHREIBENDEN NATURWISSENSCHAFTEN

VON

WILHELM JUNK

Kein Festbankett des Buchhandels steigt, ohne daß nicht in einer der gehaltenen Reden der Buchhändler als Kulturträger gepriesen wird. Auch wenn man von dem Enthusiasmus solcher Stunden absieht, so kann man doch wohl sagen, daß dieses Urteil nicht eine bloße Phrase ist. Auch selbst dann nicht, wenn man in Betracht zieht, daß der deutsche Buchhandel mit seinen drei großen Abteilungen — dem Verlag, dem Sortiment, dem Antiquariat — in seiner ganz ungeheuren Überzahl, sowohl was die Zahl der Firmen, als auch was die der Bücher anbelangt, sich nicht der Wissenschaft, sondern nur der schönen Literatur widmet. Was den wissenschaftlichen Verlag anbetrifft, so ist es ja zur Genüge bekannt, wie opferfähig dieser gerade in Deutschland ist, und wieviel wertvolle Bücher nie erscheinen würden, wenn sich nicht ihrer ein Verleger annehmen würde, der sich ihnen ohne jede Aussicht auf Gewinn, ja oft genug mit der sicheren Aussicht auf Verlust widmet. Und ebenso bekannt ist die Tatsache, daß es gerade die umfangreichsten wissenschaftlichen Unternehmungen sind, die verlegerischer Initiative ihr Entstehen verdanken.

Nicht so bekannt aber in ihrem Einfluß auf die Kultur und besonders auf die Wissenschaft ist die Rolle, die das Antiquariat spielt. Wie ja sein Wirken überhaupt in der Öffentlichkeit weniger beachtet wird als das des Sortiments, oder gar das des Verlages. — Das Antiquariat teilt sich bekanntlich in zwei ziemlich

scharf von einander geschiedene Gruppen, in die bibliophile und in die wissenschaftliche. Erstere, deren große Verdienste auf anderem Gebiete liegen, ist in ihrem Einfluß auf die Kultur und vor allem auf deren höchste Ausprägung, auf die Wissenschaft nämlich, von geringerer Bedeutung. Ihre Spezialität verweist mehr auf das Gebiet der Kunst. Der zweiten Gruppe, dem wissenschaftlichen Antiquariat also, soll diese Betrachtung gewidmet sein. Es besteht wohl darüber ein Consensus omnium, daß es in Deutschland am höchsten dasteht von allen Kulturländern (was bezüglich des bibliophilen Antiquariats nicht so schroff behauptet werden kann). Der Typus dieses Berufes ist ausschließlich deutscher Prägung. Die Vereinigung einer Reihe von Eigenschaften, die den richtigen Antiquar bilden — ich spreche im folgenden also immer vom wissenschaftlichen — ist relativ selten und ist in außerdeutschen Ländern kaum zu finden; und was außerhalb von Deutschland von wissenschaftlichen Antiquariaten großen Stiles existiert, ist wohl fast alles deutscher Gründung oder mindestens deutscher Schulung. Zum Betriebe des wissenschaftlichen Antiquariats gehört vor allem Liebe zum Buch und eine gründliche Erfahrung, für welche Jahrzehnte von Praxis notwendig sind (man spricht, ohne daß ich eigentlich recht den Unterschied kenne, von einer Berliner und einer Leipziger Schule), dann eine große Portion von Fleiß und Intelligenz und Exaktheit, ein Berufsgedächtnis, der Wille und die Fähigkeit, mühsame Mosaikarbeit zu leisten, und ein Eindringen in die Wissenschaft, der sich das betreffende Geschäft widmet. Vor allem aber gehört dazu Verzicht auf schnellen und mühelosen Gelderwerb und also bei allem kaufmännischen Streben ein großer Vorrat ideeller Einstellung. Denn ebensowenig wie das Antiquariatsgeschäft nennenswerte Schwankungen zum Schlechten kennt, wie solche im kaufmännischen Handel besonders jetzt fast Regel geworden sind, ebensowenig kennt es auch günstige Konjunkturen, die rasch und viel Geld bringen. Dieser geruhige Lebenswandel bringt es, nebenbei bemerkt, auch mit sich, daß, wie eine spezialisierte Statistik sicher feststellen könnte, der Antiquar in bezug auf Erreichung eines hohen Lebensalters günstiger dasteht, als Angehörige verwandter Berufsgruppen. Und diese Erscheinung hat wieder den Vorteil, daß er so in der Lage ist, einen reichen Schatz von Erfahrungen anzusammeln, der für seinen Beruf notwendig und, wie wir beweisen wollen, auch für die Wissenschaft von großer Wichtigkeit ist. (Allerdings, was

sehr zu bedauern ist, gehen mit der Person des Antiquars stets auch seine unersetzlichen Kenntnisse zugrunde. Denn es ist leider nicht üblich, daß er sie zu Papier oder gar zum Druck bringt, wie es vor hundert Jahren der berühmte Antiquar Brunet getan hat.) — Worin bestehen nun die Beziehungen des wissenschaftlichen Antiquars zur Wissenschaft, und worin besteht seine Bedeutung für letztere? Nun, die Verdienste des Antiquars in dieser Beziehung sind fünferlei Art. Sie bestehen in der Herausgabe von Katalogen, in der Beschaffung von desideraten, in der Lieferung von Klein-Literatur, in der beratenden Tätigkeit und in seinem Verlegertum.

Der höchste Dienst, den der Antiquar der Wissenschaft leistet, besteht in der Herausgabe von Katalogen, natürlich nicht in der Herausgabe von solchen Katalogen, wie sie selbst in Deutschland 90% aller veröffentlichten bilden, und die ich als Zufallskataloge bezeichnen möchte. Diese sind nichts weiter als Listen — mögen sie noch so umfangreich sein —, in denen Bücher nur aus dem Grunde aufgenommen worden sind, weil sie seit Herausgabe des letzten Kataloges des betreffenden Antiquars neu erworben worden waren. Nein, ich habe jene Kataloge im Auge, die das Ziel verfolgen, sich wirklichen Bibliographien anzunähern. Vorerst muß betont werden, daß äußerliche Bedingung der Herausgabe solcher Kataloge eine bestimmte Einstellung des Antiquariates sein mußte: Die Spezialisierung. Diese begann im wissenschaftlichen Antiquariat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr herausgebildet. Bemerkenswerterweise war es das naturwissenschaftliche Antiquariat, das mit einer solchen Spezialisierung voranging. Jene deutschen Firmen, die groß und bedeutend geworden oder geblieben sind, ohne sich zu spezialisieren, sind an den Fingern einer Hand abzuzählen. (Im bibliophilen Antiquariat, das ja im übrigen überhaupt wesentlich jünger ist, ist eine derartige Spezialisierung kaum eingetreten und ist auch nicht erforderlich.) Ohne diese Einschränkung auf ein möglichst eng umgrenztes Gebiet könnte bei der katastrophal angeschwollenen Literatur, der der einzelne, sei er Antiquar oder Gelehrter, hilflos gegenüberstehen muß, von einer Spitzenleistung nicht die Rede sein. Diese Spezialisierung ist nun außer in Deutschland in keinem andern Land der Erde in solcher Vollendung und Feinheit durchgeführt worden. Selbst nicht in England und Frankreich — andere Länder kennen sie überhaupt nicht — wird die

Umgrenzung der Richtung, der sich ein Betrieb widmet, so strikt und enge durchgeführt wie in Deutschland. Nirgendwo hat sich eben die Überzeugung, daß man heute großes nur im kleinen erreichen kann, so in Tat umgesetzt wie bei uns. Und diese Spezialisierung wird sich in Zukunft — vorausgesetzt allerdings, daß die große Klippe des fehlenden buchhändlerischen Nachwuchses, von der noch gesprochen werden wird, umschifft werden kann — noch mehr ausprägen. Ich z. B., der ich mich seit Jahrzehnten den exakten und den Naturwissenschaften gewidmet hatte, habe schon lange die exakten Wissenschaften ganz »fallen lassen«; und wenn ich heute ein Geschäft aufzubauen hätte, würde ich mich selbst innerhalb der Naturwissenschaften auf ein oder zwei Sonderzweige beschränken. Denn es ist natürlich aus materiellen und ideellen Gründen nicht mehr möglich, heute so wie vor etwa 50 Jahren, das ganze enorme Gebiet der Literatur eines umfassenden Gebietes, wie es eben die Naturwissenschaften sind, sachgemäß zu beherrschen weder als Forscher, noch als Bibliograph, noch als Antiquar. Die Folge dieser weisen Beschränkung und, was erforderlich ist, einer jahrzehntelangen Praxis innerhalb einer Spezialität ist nun auch beim deutschen Antiquar eine sonst unerreichbare Kenntnis der betreffenden Materie. Und nicht nur Kenntnis in äußerlicher Beziehung, also die der Preise und der Seltenheit, des Schicksals der Bücher, deren Bezugsquellen usw., sondern auch Kenntnis in bezug auf den wissenschaftlichen Wert der Bücher, ja sogar in etwas in bezug auf deren Inhalt. Auch die Wissenschaft selbst, der sich der Antiquar widmet, darf ihm nicht fremd bleiben, ja er muß dauernd deren Entwicklung und auch deren Moden zu folgen verstehen. Und er muß immer wieder, sein ganzes Leben lang, lernen und zulernen, in seiner Spezialität. Ein Antiquar ist nur dann »richtig«, wenn er sich nicht scheut, stundenlang über einem seltenen, ihm unbekannten Buche zu sitzen, nur um ihm einige wenige Zeilen einer beschreibenden Notiz in seinen Katalogen widmen zu können. Und es sind nicht die Antiquare, wie sie ja auch zahlreich existieren, die gute Kaufleute sind, welche der Wissenschaftler am höchsten zu schätzen hat. — Andererseits aber, was betont werden muß, kennt das ausländische Antiquariat auch nicht die Universalität des deutschen Antiquars — bekanntlich überhaupt eine deutsche Eigenschaft —, d. h. die Berücksichtigung auch der fremden Literaturen, also nicht bloß die der des eigenen Landes. Bei allen ausländischen Antiquaren ausnahmslos treten fremd-

sprachliche Bücher in den Hintergrund. Diese zwei Vorbedingungen mußten also als Grundlage der Entstehung jenes Antiquar-Kataloges vorhanden sein, über den jetzt zu berichten ist.

Das Sprachrohr, durch das ein Antiquar von den eben geschilderten Qualitäten zur Welt spricht, ist sein Katalog. Was eine Firma ist, was sie bedeutet, wie sie geleitet wird, wieviel ihr Chef versteht, alles das prägt sich in dem Kataloge aus, welchen die Firma herausgibt. (Wenn ein Antiquariat ein außerordentlich großes Lager besitzt, und es veröffentlicht nicht regelmäßig Kataloge über seine Schätze, so sind diese für die wissenschaftliche Welt so gut wie tot.) Aber welch ein himmelweiter Unterschied existiert eben zwischen Katalogen und Katalogen! Es dürfte keinen Kollegen geben, dem mehr solche Listen täglich durch die Hände gehen als mir, und ich sehe sie nun nebeneinander. Einerseits die elend gedruckten, in keiner Weise — nicht einmal alphabetisch — geordneten Listen kleiner Geschäfte, z. B. italienischer, kritiklos in bezug auf Preise, jeder bibliographischen Beschreibung bar, und voll der komischsten Druckfehler — und andererseits den umfangreichen, sorgfältig auf wissenschaftlicher Grundlage eingeteilten Spezialkatalog z. B. einer großen Leipziger oder Berliner Firma. Tadellose Aufnahmen, wichtige bibliographische Notizen, die nicht in dem billigen Vermerk »selten« oder »gesucht« bestehen und nicht bloß in Zitaten aus den bekannten bibliographischen Werken, sondern die den — oft einzigen — Erfahrungen des Herausgebers entspringen. Angaben der Seiten- und Tafelzahl und der Zeitschrift, der eine Abhandlung entnommen ist, Mitteilungen, wie weit ein Periodicum erschienen ist, Notizen über den Verfasser und seine Bedeutung, Bezüge auf dessen andere Werke u. ä. (Allerdings gab es Zeiten, in denen die Beigabe solcher Bemerkungen als nicht vornehm galt — wenigstens im wissenschaftlichen Antiquariat — etwa also als marktschreierisch; ich halte dies für ein falsches Prinzip. Solche qualitativ hochstehende, originale, also anderswo nicht zu findende Angaben muß jeder Leser eines Kataloges schätzen.) Welch ein Unterschied also zwischen diesen beiden Typen von Katalogen! Und die zuletzt beschriebenen sind es nun, die den wichtigsten Dienst der Wissenschaft zu leisten imstande sind. Es wäre nicht in dem Maße so, wenn die Wissenschaften etwas besäßen, was sie eben durch die Bank nicht besitzen: Moderne bis in die — ganz besonders wichtigen — letzten Jahrzehnte durchgeführte Bibliographien. Früher, als die Literatur noch

nicht in der Fülle existierte, als nur ein Bruchteil der Länder der Erde, die heute wissenschaftlich publizieren, für die Erzeugung von Druckwerken in Betracht kam, waren die Verfasser von Bibliographien in einer wesentlich glücklicheren Lage. Was hatten wir früher z. B. in den Naturwissenschaften für klassische, vollständige, zuverlässige Werke, wie die von Carus-Engelmann, Pritzel, Hagen! Aber von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ab fehlen solche vollkommen. Und Zusammenstellungen einschlägiger Literatur sind jetzt nur auf zeitraubendem und wenig zuverlässigem Wege zu schaffen. Über die Notwendigkeit der letzteren aber für den wissenschaftlichen Forscher und Sammler braucht ja nicht gesprochen zu werden. Hätten aber die Wissenschaften solche Bibliographien, so wäre der Nutzen des Antiquariats in dieser Beziehung ein weit geringerer. Da nun aber diese Bibliographien — nebenbei bemerkt ebenso wie große Geschichtswerke über Spezial-Wissenschaften — fehlen, so muß der Gelehrte zu dem Ersatz greifen, den ihm der Antiquar in die Hand legt, eben zu dessen Spezial-Katalogen. Von all den Verdiensten, die ich hier für den Antiquar in Anspruch nehme, ist die Herstellung solcher, sich den Bibliographien annähernden Antiquarkataloge, das Wesentlichste. In solchen Katalogen offenbart sich eben die Fähigkeit des Antiquars. In ihnen lebt die Seele, ohne welche man sich den Körper eines großen Antiquariats nicht denken kann. (Es zeigt sich aber auch, nebenbei bemerkt, in ihnen der große Unterschied zwischen der Arbeit des bibliophilen und der des wissenschaftlichen Antiquariates. Die Eigenschaften, welche diese beiden Gruppen — „Sparten“ ist der seltsame buchhändlerische Ausdruck — ihren Katalogen zu geben haben, sind grundverschieden. Auf dieses sehr interessante Thema hier einzugehen, muß ich mir versagen.) Einen Vorzug also muß der wissenschaftliche Antiquar — im Gegensatz zu seinem bibliophilen Kollegen — seinen Katalogen zu geben versuchen. Das ist der der größtmöglichen Vollständigkeit in bezug auf die angezeigte Literatur. Das ist, wie wir sehen werden, *cum grano salis* zu verstehen. Denn es ist natürlich keinem Antiquar — auch wenn er sich noch so sehr spezialisiert hat — möglich, auch nur annähernd diese Vollständigkeit zu erreichen, geschweige gar ein lückenloses Lager der ins ungeheure gestiegenen Literatur auch nur eines Zweiges einer Wissenschaft zu unterhalten. Aus letzterem Grunde ist er also, will er seinen Katalogen die geforderte Annäherung an die Vollständigkeit ermöglichen, ge-

zwungen, auch Werke in diesen aufzunehmen, die er nicht besitzt. Er muß also »Blindaufnahmen« vornehmen. Aber der Antiquarkatalog muß schließlich gewisse praktische Zwecke verfolgen. Einerseits soll er dem Antiquar Geld einbringen, andererseits den Kunden nicht nur als beratende Bibliographie dienen, sondern auch als Unterlage für seine Käufe. Der Antiquar darf also, da er es aus den genannten Gründen muß, Bücher anzeigen, trotzdem er sie nicht hat, aber er muß andererseits auch die Fähigkeit haben, sie bei Bestellung zu beschaffen und zu liefern. Eine weitere Fähigkeit also muß er besitzen, die nur lange Praxis genügend fördert, die nämlich, beurteilen zu können, ob und wie er ein Buch, das er nicht besitzt, das aber so wichtig ist, daß er es in seinem Spezialkatalog anführen muß, beschaffen kann. Und diese Kunst des Beschaffens von nicht Vorhandenem kann nun ein weiteres Verdienst des fähigen Antiquars um die Wissenschaft sein. Ein Gelehrter braucht z. B. dringend für eine zu verfassende, vielleicht für die Zoologie sehr wichtige Monographie über die Faultiere ein großes englisches Abbildungswerk, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herausgekommen, etwa in einer ganz geringen Auflage erschienen ist, und das vielleicht nie im Handel gewesen war. Er fragt bei den führenden deutschen Firmen an. In Deutschland ist — ein sehr häufiger Fall, wenn es sich um ein Rarissimum handelt — kein Exemplar vorrätig. Die Kunst des erfahrenen Antiquars ist es nun, ein solches Werk zu finden. Gewiß haben wir buchhändlerische Gesuchblätter von großer Bedeutung, die ja jedem, auch dem kleinen Antiquar bekannt sind. In dem englischen Wochenblatt werden z. B. jährlich etwa 400 000 Bücher gesucht, in dem deutschen, das wöchentlich dreimal erscheint, jährlich etwa 300 000, in den übrigen kleinen zusammen vielleicht 50 000. Aber es ist nicht diese Art des Büchersuchens, die einen großen Erfolg verspricht. Aus Gründen, die hier nicht ausgeführt werden können, ist die Aussicht, auf diese Weise ein seltenes Buch zu finden, eine geringe. Und trotzdem wird das Inserat in solchen Gesuchblättern von der überwiegenden Mehrzahl der Antiquare als einziges Mittel zum Zweck angesehen. Ich habe in meinem vor 20 Jahren erschienenen Adreßbuch etwa 2000 Antiquare aller Länder verzeichnet, davon in Deutschland allein etwa 500. Nur ein geringer Prozentsatz von sicher noch nicht 10% unter diesen sind es, die andere erfolgreichere Wege für die Beschaffung des Buches kennen. (Wie es denn überhaupt bei dieser meiner ganzen Betrachtung nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Buchhändlern

ist, die unter der großen Zahl von Kollegen und Auch-Kollegen — schließlich nennt sich ja jeder Buchtrödler Antiquar — die hier geschilderten Eigenschaften besitzt.) So also steht der von mir gepriesene Typus des Antiquarkataloges erst dann auf seiner ganzen Höhe, wenn er einerseits Lücken vermeidet (wobei ich natürlich nicht auf die Aufnahme von Veraltetem oder sonst Wertlosem denke), andererseits aber auch sein Herausgeber die Kunst versteht, nicht Vorhandenes, soweit irgendmöglich, gleich oder im Laufe einer angemessenen Frist zu beschaffen.

Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß solche sich der Vollständigkeit annähernden Kataloge, wie die eben beschriebenen, auch bei den großen Spezialfirmen die Ausnahme zu bilden pflegen. Häufiger sind auch da Lagerkataloge, die nur Verzeichnisse des Vorhandenen sind. (Denn schließlich kann das finanzielle Interesse nun einmal nicht außer Acht gelassen werden.) Jedoch bei dem großen Bücherreichtum solcher Häuser sind auch diese Kataloge von Wert. Außerdem aber besitzen auch sie in jeder anderen Beziehung jene Eigenschaften, die oben nur kurz skizziert werden konnten, also die der Zuverlässigkeit und der bibliographischen Treue. Auch sie also können vielleicht Anspruch erheben, Berater des Gelehrten zu sein.

Ein jeder große Antiquar wissenschaftlicher Richtung hat also, wie eben gesagt, seinen Katalogen möglichste Vollständigkeit zu geben; denn — von allen idealen Motiven abgesehen — kann nur so das höchste Ziel erreicht werden, das dem Antiquar bei der so mühevollen und kostspieligen Herstellung seines Kataloges vorschweben muß, das Ziel nämlich, daß der Katalog von dem Empfänger aufgehoben wird und nicht nur, wie jeder Zufallskatalog, nach der Lektüre weggeworfen wird. So daß er also immer und immer wieder — sagen wir durch zwei Jahrzehnte, bis er eben ganz veraltet ist — bei jeder späteren Nachfrage zu Rate gezogen wird. Aber wie gesagt, kann niemals von einer absoluten Vollständigkeit eines Kataloges die Rede sein. Und da kommt nun der Moment, in dem diese bibliographische Tätigkeit des Antiquars durch eine andere, der Wissenschaft in ähnlicher Weise dienende ergänzt wird: durch die beratende nämlich, durch die Beantwortung eingehender Anfragen. Solche Anfragen, oft in großer Zahl und außerordentlich ins Detail gehend, zu erledigen, ist das tägliche Brot des »Altbuchhändlers«. Am häufigsten wird wohl an ihn die Bitte gerichtet um Zu-

sammenstellungen von Literatur über irgendein eng begrenztes Gebiet, sagen wir, — um bei meiner Spezialität zu bleiben — über die Biologie der Laufkäfer oder über die Flora von Venezuela. Dann aber kommen fast täglich Auskunftseinholungen über Inhalt eines Buches, über die Unterschiede verschiedener Ausgaben desselben Buches, über Erscheinungsorte und -zeiten, Anfragen bezüglich des vergessenen Namens eines Autors oder Büchertitels usw. Besonders natürlich stammen solche Anfragen aus Orten, in denen keine große Büchersammlung ist und kein freundlicher Bibliothekar lebt. Aber selbst letzterer kann in den wenigsten Fällen so versiert sein, wie ein alter Spezialantiquar. Und wer könnte sonst — das ist entscheidend — solche Fragen, deren richtige, erschöpfende und schnelle Beantwortung von größter Wichtigkeit für die Wissenschaft sein kann (zwecklos, Beispiele anzuführen), erledigen, wenn die Zunft der Spezialantiquare ausgestorben wäre? Aber alle diese Anfragen, so verschieden sie auch sein mögen, haben für den Antiquar ein gemeinsames Charakteristikum: Deren Beantwortung ist vom pekuniären Standpunkte fast immer ein Verlust. Denn in den allermeisten Fällen erfordern sie (abgesehen von Kenntnissen) Zeit — das Kostbarste für den überarbeiteten Antiquar — und Mühe, und beide in solchem Ausmaße, daß von einer Entlohnung bei der Unbedeutendheit der meisten Werke, über die angefragt wird, und bei dem relativ geringen Prozentsatz der Bestellungen, die solchen Anfragen folgen, nicht die Rede sein kann. Deshalb kann der Antiquar, wenngleich er natürlich solche Arbeit auch in Hinsicht auf die Erhaltung der Verbindung mit dem Kunden oder mit der Absicht, einen solchen zu gewinnen, leistet, sich doch diese Tätigkeit auf das Konto: »Dienst am Buche und der Wissenschaft« buchen.

Als einen weiteren Dienst, den der Antiquar der Wissenschaft leistet, möchte ich dessen Beschäftigung mit dem, was man buchhändlerische Kleinliteratur nennen könnte, bezeichnen, also mit der Katalogisierung oder Beschaffung von Dissertationen, Sonderabdrücken, Ausschnitten, Zeitschriftennummern, nicht im regulären Handel erschienener Abhandlungen. Ich brauche nicht zu betonen, wie wichtig für die Wissenschaft diese vielen — ja an Zahl die in Bücherform erscheinende wissenschaftliche Literatur überragenden — Abhandlungen usw. sind, und zwar gerade für die mir bei diesen Ausführungen immer vorschwebenden beschreibenden Naturwissenschaften. Der Fortschritt marschiert weit häufiger

in solchen kleinen Publikationen als in Sammelwerken und Lehrbüchern. Es sind nun solche Werke von 1—3 Mark, die ein gewissenhafter Antiquar, der die Vollständigkeit anstrebt, in seinen Katalogen aufzunehmen bestrebt ist. (Über die äußeren Hindernisse dieser Aufnahme, die jetzt eingetreten sind, habe ich noch zu sprechen.) Ja, oft genug wird erst auf dem Umwege des Buchhändlerkataloges die Kenntnis von deren Existenz dem Sammler oder Forscher vermittelt. Und ich brauche also nicht zu betonen, wie stark solche buchhändlerische Tätigkeit den Wissenschaftler fördern kann. Wenn jemand eine große Publikation über die Geologie Südafrikas schreibt, so ist ihm ein sorgfältiger und vollständiger Antiquarkatalog gerade aus dem Grunde wichtig, weil er, sagen wir, alle die Ausschnitte aus dem Journal der englischen geologischen Gesellschaft enthält. Denn die wichtigsten großen Bücher werden diesem Forscher auch ohnedies bekannt sein. Wie muß dieser aber sich — und oft zwecklos — bemühen, wieviel Jahrgänge von Referatenblättern muß er wälzen, ehe er auf anderem Wege seine Bibliographie zusammen hat, die ja allerdings dann vollständiger sein mag. Häufig genug wird er in einem guten Antiquarkatalog eine kleine Abhandlung finden, die nirgendwo registriert ist. In dieser Linie hat sich auch die Firma Fock große Verdienste erworben durch die Herausgabe des bibliographischen Monatsberichtes über Dissertationen usw., der nun bereits im 39. Jahrgange erscheint. Gerade die Dissertation auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften ist im allgemeinen wichtig. (Anders steht es mit denen auf medizinischem und chemischem Gebiete. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß Dissertationen dieser beiden Richtungen mit verschwindenden Ausnahmen für die Wissenschaft wertlos und für den Buchhandel Makulatur sind.) — Aber es ist nicht nur diese Katalogisierung der Kleinliteratur, durch die der Antiquar Anspruch auf Anerkennung von seiten der Wissenschaft hat. Höher erscheint mir sein Verdienst, darin bestehend, daß er — wie es ja jede große Firma tut, die auf sich hält, — von ihm gewünschte, in seinem Kataloge nicht aufgeführte und auf seinem Lager nicht befindliche Kleinliteratur zu besorgen sich bemüht. Die Arbeit und Kosten einer solchen Beschaffung sind bei einer nie im Handel erschienenen Abhandlung weit größer als jene, die ein Sortimentier aufwenden muß, um seinen Kunden ein Konversationslexikon zu besorgen. Von irgendeinem Gewinn, der im Verhältnis zu dieser Arbeit steht, kann nicht die Rede sein. Trotzdem wird sich jede Firma

von Rang solcher Beschaffung unterziehen. Vielleicht ist diese Arbeit die am bewußtesten von ideellen Motiven geleitete, der sich der Antiquar im Dienste der Wissenschaft unterzieht. Und es ist wohl nur der deutsche Buchhändler, der sich nicht scheut, täglich solche für ihn unproduktive Arbeit zu leisten. Wie oft kam auch mir solcher Fall vor, daß ein Gelehrter in einer ausländischen Hauptstadt eine Abhandlung braucht, die vor Jahren in derselben Stadt außerhalb des regulären Buchhandels erschienen war, die er aber in seinem Heimatsort nicht auftreiben konnte. Ich kannte eine Bezugsquelle, ließ mir die Abhandlung aus derselben Stadt kommen, und mit der nächsten Post ging sie dorthin zurück, von wo ich sie eben erhalten hatte. Wie es denn überhaupt — wie schon oben angedeutet — diese Kenntnis der Bezugsquellen ist, die den großen Antiquar von den »Pintschern« unterscheidet: Die Kenntnis und Erfahrung, auf welchem Wege Bücher beschafft werden können, die nicht von einem Verleger zu beziehen sind. Und diese helfen dem Antiquar natürlich nicht nur in bezug auf die eben behandelte Kleinliteratur, sondern auch in bezug auf die Beschaffung seltener, vergriffener, aus dem Handel verschwundener Werke überhaupt. Diese Kenntnis schöpft er nicht nur aus seinem Gedächtnis, das in starkem Maße vorhanden sein muß, sondern vor allem aus den von ihm gesammelten Notizen. Ein jeder Antiquar von Rang besitzt eine solche von ihm angelegte Kartothek, die um so wertvoller ist, je älter seine Firma ist, und je mehr Jahrzehnte die Notizen umfassen. Bezeichnend ist folgende wahre Begebenheit: Ein Wissenschaftler wurde von einem großen westdeutschen Antiquar durch dessen Lager von Millionenwerten hindurchgeführt. Zum Schlusse aber führte ihn dieser in ein kleines Kämmerlein und wies auf einige unscheinbare Kästen hin und sagte: Hier aber ist mein größter Schatz, meine Kartothek.

Erwähnenswert und für die Wissenschaft nicht belanglos mag endlich auch die kuriose Tatsache sein, daß ein jeder größere Antiquar, wenn er nicht — was es ja, wie gesagt, auch gibt — bloß Kaufmann und Geldverdiener ist, dazu getrieben wird, Verleger zu werden. Ich selbst hatte vor 30 Jahren, um meine ganze Kraft dem Antiquariat zu widmen, einen nicht kleinen Verlag, den ich aufgebaut hatte, wieder abgestoßen. Aber bald darauf wurde ich wieder — ich möchte sagen zwangsweise — innerlich dazu gedrängt, von neuem Verleger zu werden, und habe u. a. umfangreiche, schwer wissenschaftliche Reihen ins Leben

gerufen, die seitdem in meinem Verlage erscheinen. Diese eigentümliche Erscheinung rührt daher, daß es niemanden gibt, der so wie der wissenschaftliche Spezialantiquar — eben auf Grund seiner Erfahrungen als Antiquar — erkennen kann, was an Büchern oder Zeitschriften der Wissenschaft fehlt, wo Lücken sind, und der — und das ist die Hauptsache — ermessen kann, wie groß oder aber auch wie klein das Bedürfnis ist. (Denn eine — im Buchhandel allzu leicht eintretende — Überschätzung des Bedürfnisses hat bekanntlich schon manchem Verleger bitteres Leid zugefügt.) Es ist psychologisch verständlich, daß ein Antiquar, von dem immer wieder ein vergriffenes Buch verlangt wird, oder aber, der immer wieder antworten muß: »Über dieses Thema ist nichts publiziert«, dazu gedrängt wird, durch eigene verlegerische Tätigkeit diese Lücken auszufüllen. Und diese genauere Kenntnis der Nachfrage hat dann noch eine andere Erscheinung gezeitigt, die der Wissenschaft nicht gleichgültig sein kann. Das ist die Tatsache, daß es gerade deutsche Antiquare gewesen sind, die es unternommen haben, vergriffene und selten gewordene alte Werke und auch Bände von Zeitschriften auf chemischem oder photographischem Wege »literatim« nachzudrucken. Auf diese Weise wurden nicht nur diese, die zum Schaden der Wissenschaft jahrzehntelang nicht mehr erhältlich waren, wieder greifbar, sondern auch der außerordentlich hohe Preis seltener Zeitschriftenreihen — darüber wird noch zu sprechen sein — wurde zum Nutzen der Wissenschaft herabgesetzt. Aber nicht nur Zeitschriften, sondern auch seltene und immer noch begehrte Fundamentalwerke wurden auf diesem Wege hauptsächlich durch das Antiquariat wieder neu herausgegeben. (Ich verweise diesbezüglich z. B. auf die Tätigkeit der Firma Fock oder auf die Reihe meiner »Facsimile-Edition«.) So erscheint mir die Tätigkeit des Antiquars als Verleger, eben weil sie sich in weit engerer Weise, als dies dem reinen Verleger möglich ist, dem tatsächlichen Bedürfnis der Wissenschaft anschmiegen kann, für letztere von Wichtigkeit. (Hoffentlich wird man nicht solche und ähnliche in dieser Arbeit enthaltenen Ausführungen, die, um die Anschaulichkeit des Beispiels zu erhöhen, meiner eigenen Tätigkeit gewidmet sind, für Renommee oder für eine — an dieser Stelle recht zwecklose — Reklame halten. Jeder Spezialkollege leistet gleiches.)

Kurz möchte ich noch auf das reizvolle Thema der Beziehungen des Antiquariats zu den Bewegungen innerhalb der Wissenschaften eingehen, speziell

derjenigen, der diese Zeilen gewidmet sind. Nicht nur hinsichtlich des Steigens und Fallens des Preises, den der Antiquar für die Literatur ansetzen darf, die von einer neu eingetretenen Bevorzugung oder Ablehnung der wissenschaftlichen Welt betroffen wird, nein, auch in andern Beziehungen müssen derartige wissenschaftliche Wandlungen den Antiquar angehen. Wählen wir aus den wechselnden Bewegungen der beschreibenden Naturwissenschaften, die in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind, einige Beispiele: Sehr vernachlässigt und nur wenig gepflegt war noch im 19. Jahrhundert die historische Betrachtung. Das ist seit 20 Jahren anders geworden. Ein deutlicher Beleg dafür ist die Gründung von etwa fünf Zeitschriften, die sich bloß der geschichtlichen Forschung auf dem Gebiete der Natur- und benachbarten Wissenschaften widmen, ferner die Gründung von historischen Gesellschaften, die zum Teil sehr rührig sind und florieren, die Gründung von Lehrstühlen. Die Folge dieses gestiegenen Interesses ist ein Emporschnellen der Preise vor allem der Druckwerke des 15. bis 18. Jahrhunderts, dann aber auch derjenigen wenigen, in denen über die Geschichte der Naturwissenschaften geschrieben worden war. Von letzteren nenne ich bloß das berühmte, leider unvollständig gebliebene vierbändige Buch: »Meyer, Geschichte der Botanik«, das Anfang dieses Jahrhunderts für 25 Mark zu haben war und heute fast das zehnfache kostet, oder Kopps ebenfalls vierbändige Geschichte der Chemie, deren Preisverhältnisse die gleichen sind. (Ich kann mich bei diesen Betrachtungen lediglich darauf einlassen, die Preisschwankungen als äußeren aber sinnfälligsten Maßstab des gewandelten Interesses anzuführen, wenngleich der Einfluß dieser wissenschaftlichen Bewegungen auf die Beziehungen des Antiquars zur Wissenschaft, wie gesagt, nicht bloß auf Preis-Minderung oder -Erhöhung beschränkt bleibt.) In noch höherem Maße aber zeigt sich die Wandlung bei jenen Büchern, welche die hauptsächliche Unterlage der geschichtlichen Forschung sind, also eben bei den Druckwerken selbst des 15. bis 18. Jahrhunderts. Vor 1900 noch war das Interesse an ihnen, ihre Schätzung und ihr Preis gering. Da konnte man das zwölfbändige Foliowerk des Holländers Rheede v. Draakenstein, das 1678 bis 1703 erschienen war, den *Hortus Indicus Malabaricus*, für etwa 100 Mark kaufen. Heute ist sein Preis etwa der achtfache. Das an Gewicht schwerste Buch der botanischen Literatur, der Folioband von Besler, *Hortus Eystettensis*, 1613 erschienen, kostete etwa 30 Mark und heute sicher auch das

achtfache. Und so geht es fast mit allen alten Werken der zoologischen, botanischen und mineralogischen Literatur. Dann aber traten zu dem preissteigernden Moment das in dem Abfluß an neuen Bibliotheken der ganzen Erde und neben dem genannten außerordentlich gesteigerten historischen Interesse noch zwei wichtige und ungemein starke Faktoren: Erstens die amerikanische Nachfrage nach jener Literatur, die in irgendeiner, wenn auch noch so losen Art mit Amerika verknüpft ist. Der gerade in dieser Zeit so außerordentlich gestiegene Reichtum Amerikas kannte und kennt auch hier keine Preisgrenzen. Ein kleines, nur 120 Seiten umfassendes Werkchen, wie das 1672 in London erschienene von Josselyn, *New-Englands Rarities*, wird heute mit 1000 Mark bezahlt. Und dies, trotzdem von diesem Büchlein ein von mir veranstalteter Nachdruck existiert. Und der zweite viel allgemeinere Faktor, der eine starke Preissteigerung hervorrief, ist das Erwachen des bibliophilen Interesses, das auch etwa 30 Jahre alt ist, in allen Kulturländern. Dann nämlich, wenn einem Buch nicht bloß wissenschaftlicher Wert innewohnt, sondern wenn auch das Äußere (Seltenheit, Druck, Graphik, Schicksal usw.) reizt, tritt eine außerordentliche Preissteigerung ein, die in allen Fällen ausnahmslos weit über jene hinausgeht, die durch Faktoren, wie ich sie oben geschildert habe, bewirkt werden kann. Der Interessentenkreis nämlich für alles, was Kunst bedeutet oder ihr irgendwie nahesteht, ist nun einmal ein weit größerer als der der Wissenschaftler, und erzeugt so eine weit größere Nachfrage, und er ist vor allem viel zahlungskräftiger und zahlungswilliger. Es gibt z. B. aus dem 18. Jahrhundert ein in Regensburg erschienenenes vierbändiges Werk eines wenig geschätzten Autors Weinmann, das den entsetzlichen Titel: *Phytanthozaiconographia* führt und etwa 1000 bunte Tafeln enthält. Einen wissenschaftlichen Wert besitzt diese Zusammenstellung überhaupt nicht, trotzdem sie streng botanisch ist. Würden für diese Folio-bände bloß Botaniker in Betracht kommen, so hätten sie trotz ihres Umfanges und ihrer Pracht nur einen ganz geringen Preis. Da aber die Tafeln schön koloriert sind, so tritt der Bibliophile auf den Plan, und es werden Hunderte von Mark für ein gut erhaltenes Exemplar bezahlt. (Zumal besonders in den allerletzten Jahren die barbarische Sitte eingerissen ist, die Tafeln solcher schönen Abbildungswerke dem Buche zu entnehmen und sie einzeln zu verwerten.) Oder betrachten wir das berühmte und wissenschaftlich hochgeschätzte Buch von

Leonhard Fuchs »Historia Stirpium« in seiner Erstausgabe 1542 in Folio. Die ganz herrlichen 500 Holzschnitte der Pflanzen und die drei Porträts stammen von einem berühmten Künstler des 16. Jahrhunderts. Und so ist das Buch ein begehrtes Objekt der Bibliophilen geworden, selbst wenn diese von Botanik nichts verstehen. Und so kommt es auch, daß es, obzwar seine Auflage keine kleine gewesen zu sein scheint, seit 25 Jahren von 50 Mark auf 1200 Mark im Preise gestiegen ist. Wir können vielleicht annehmen, daß, wenn dieses Buch nur von Wissenschaftlern begehrt werden würde, sein Preis wie andere oben genannte heute etwa auf das achtfache gestiegen wäre. Dies ist ja z. B. der Fall bei den viel späteren Oktavausgaben dieses Werkes, die den Bibliophilen kaum interessieren. Wir können also daraus ersehen, welchen Einfluß die Bibliophilie auf die Preissetzung jener rein wissenschaftlichen Bücher ausübt, die in irgend-einer Beziehung durch ihr Äußeres reizen. Zumal wenn, wie im vorliegenden Falle, das lateinisch geschriebene Werk die Bücherfreunde aller Länder, also auch die der kapitalkräftigen englisch sprechenden, interessiert. Fehlen aber, um bei diesem lehrreichen Beispiele zu bleiben, die drei schönen Porträts, so ist das Buch, obzwar dieser Defekt dem Wissenschaftler fast gleichgültig sein würde, noch nicht die Hälfte des genannten Preises wert. Wie denn überhaupt das Äußere eines Buches, der Einband, die Erhaltung usw. bei allen Werken dieser Doppelstellung für den Preis von ausschlaggebender Bedeutung ist, ganz im Gegensatz zu denjenigen Büchern, die bloß den Wissenschaftler interessieren, und für den diese Momente fast gar keine Rolle spielen.

Um eine Wandlung anzuführen, die eine gegenteilige Wirkung erzielt, sei die Conchyliologie (die Lehre von den Mollusken) erwähnt, für die noch vor 50 Jahren ein recht lebhaftes Interesse gewesen war, das aber jetzt stark nachgelassen hat. Die Sammler von Mollusken — besonders zahlreich gewesen in romanischen Ländern — sind jetzt so gut wie ausgestorben. Früher, in den schönen Zeiten einer geringeren »Sachlichkeit« hat man die prächtigen Tiergehäuse, deren Kenntnis diese Spezialwissenschaft sich widmet, höher geschätzt, während heute eine Abwendung von einem Studium erfolgt ist, das sich nicht mit dem Tier selbst, sondern eben bloß mit seinem Produkt beschäftigt. Daher kommt es, daß, wenn man auch infolge der Nachfrage neu entstandener Bibliotheken von einem Sinken der Preise der conchyliologischen Werke nicht sprechen kann, diese

Literatur der systematischen Molluskenkunde in ihren Preisen weit gegenüber der andern zoologischen Literatur zurückgeblieben ist. Ja, die alten großen Iconographien wie die von Martini-Chemnitz, Ferussac, Kiener, Reeve sind im Gegensatz zu wohl allen andern gleichgültigen zoologischen Prachtwerken nicht einmal vergriffen. — Vor etwa 150 Jahren hatte sich eine ähnliche kleine Revolution abgespielt. Sehr beliebt und sehr kostspielig waren noch im 17. Jahrhundert die großen Abbildungswerke über tierische und menschliche Monstrositäten gewesen. Heute, wo die Wissenschaft auf dem Standpunkt steht, daß die biologische Bedeutung einer Mißgeburt keine große ist, werden diese Werke nur von jenen nicht wissenschaftlich eingestellten Sammlern gekauft, die ein Kuriositätsinteresse haben. — Auf das tiefste eingreifend für Zoologie und Botanik ist die Abwendung von der Systematik, und die Zuwendung zur Biologie. Infolgedessen müßte die riesige Literatur, welche Systematik und Faunistik in all den Jahrhunderten aufgehäuft haben, in denen es ja überhaupt nur kümmerliche Anfänge biologischer Forschung gegeben hat, stark im Wert gesunken sein. Wenn dieses nun nicht der Fall ist, wenn heute z. B. das vierzehnbändige Werk von Zetterstedt über die skandinavischen Fliegen trotzdem auf das vierfache des früheren Preises gestiegen ist, so liegt das daran, daß erstens wiederum der große Bedarf neuer Bibliotheken vorliegt, und dann aber auch daran, daß selbst der reine und »angewandte« Biologe der Kenntnis, die ihm die Systematik vermittelt, nicht ganz entraten kann. Würde sich aber im Gegensatz zu dem Gesagten das im Niedergang begriffene Interesse an der Systematik — also an der Einteilung der organischen Wesen in Arten und die diesen übergeordneten Gruppen — erhalten haben, so wären heute die Preise dieser alten grundlegenden Literatur der Systematik schwindelnde. — Auch der Krieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen hat in dieses ihm anscheinend so ferne liegende Bereich eingegriffen. In Deutschland, zum großen Teil aber auch in andern Ländern ist z. B. die Zahl der sammelnden Zoologen, die ja hauptsächlich Entomologen waren, infolge der Verelendung auf ein Minimum zusammengeschmolzen. So kommt es, daß z. B. ein deutsches Prachtwerk, innerlich und äußerlich auf der Höhe stehend, wie das von Seitz über die Schmetterlinge von Europa, das neu 600 Mark kostet, heute für ein Viertel seines Preises zu haben ist. Eben weil so viele Besitzer es verkaufen mußten und kein Bedarf durch neue Liebhaber eingetreten ist.

Die interessanteste Umwälzung aber auf dem Gebiete der Schätzung naturwissenschaftlicher Bücher ist veranlaßt worden durch das Prioritätsgesetz, das die beschreibenden Naturwissenschaften regiert. Das ist das vor einigen Jahrzehnten aufgestellte Gesetz, demzufolge alle Pflanzen und Tiere jene Namen zu tragen haben, die ihnen derjenige Forscher gegeben hat, der sie zum erstenmal beschrieben hat. Allerdings mit der Maßgabe, daß alle Namen, die ihnen vor Linné gegeben worden waren — der 1753 bzw. 1758 eben diese zoologische und botanische Nomenklatur eingeführt hatte, als ungültig erklärt wurden. — Da hat es sich nun aber bald nach der Annahme dieses ungemein streng durchgeführten Prioritätsgesetzes herausgestellt, daß alte vollkommen anerkannte Namen organischer Wesen, die sie bis dahin trugen, aus dem Grunde für ungültig erklärt werden mußten, weil vergessene Druckwerke auftauchten, in denen dieselben Tiere oder Pflanzen durch frühere Autoren andere Namen erhalten hatten, die nun aber aus dem Grunde an Stelle der jetzt herrschenden angenommen werden mußten, weil diese Druckwerke früher erschienen waren als jene, denen der bis dahin geltende Name entsprang. Diese plötzlich entdeckten Werke nun, welche eine Umwälzung in der Nomenklatur oft der gewöhnlichsten Tiere und Pflanzen verlangten, tauchten also aus dem Dunkel ihrer Vergessenheit auf und wurden aus Makulatur kostbare Bücherschätze. Es sind Publikationen, die zu Lebzeiten Linnés oder kurz nach Linnés 1778 erfolgtem Tode und während der nächsten drei Jahrzehnte erschienen waren. Z. B. gibt es eine Dissertation des Jesuitenpaters in Graz, Poda, aus dem Jahre 1761, enthaltend ein Verzeichnis der Insekten seines heimatlichen Museums, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vielleicht für 2 Mark käuflich war und die heute über 100 Mark kostet. Oder nennen wir die holländische Ausgabe eines Werkes eines sonst unbekannten Mannes Moehring, erschienen 1758, über die Gattungen der Vögel, die ebenfalls früher so etwas wie Makulatur war, die aber heute sicher denselben Preis wie Poda erreicht! Und dies, obzwar ich von beiden Neudrucke veranstaltet habe. Bei Moehring liegt sogar der in der naturwissenschaftlichen Literatur wohl einzige Fall vor, daß die lateinische, sechs Jahre früher erschienene Originalausgabe, deren Übersetzung eben das geschätzte Buch bildet, wertlos ist, eben weil sie noch eine veraltete Nomenklatur enthält.

Noch eine wissenschaftliche Bewegung endlich, der eben geschilderten in ihrer Art und in ihrer Wirkung ähnlich, erfordert die Stellungnahme des Antiquars: Die Darwinistische Deszendenztheorie. Auch da hat es sich herausgestellt, daß schon vor dem großen Engländer eine nicht ganz geringe Schar von Schriftstellern, die unbeachtet geblieben waren, diese Theorie vorausgeahnt und proklamiert hat. Auch diese Schriften sind seit der Entdeckung Darwins zu großer Bedeutung und Schätzung gelangt. Ich nenne als besonderes Kuriosum nur das englische Buch von Matthew über Schiffsholz, das 28 Jahre vor Darwin in seinem Nachtrag Thesen brachte, die zum Teil fast gleichlautend mit denen Darwins sind, und das aus diesem Grunde aus seiner sonst verdienten dunklen Vergessenheit heute zum strahlenden Lichte höchster Schätzung gestiegen ist. Aber Darwin selbst ist auch ein Treffpunkt, wenn man so sagen darf, des antiquarischen und wissenschaftlichen Interesses. Seine *Origin of Species* ist wohl dasjenige neuere Druckwerk, welches die Denkweise der Menschheit am meisten beeinflußt hat. Es ist nun die englische Erstausgabe, im November 1859 erschienen, welche heute ein ungemein begehrtes Objekt geworden ist. Und der Preis dieses Rarissimums beträgt heute Hunderte von Mark, sicher allerdings, weil sich nicht die Wissenschaft um das Buch reißt, sondern Liebhaber in der ganzen gebildeten Welt. Und wieder muß der Antiquar wissen, daß in der ganzen großen naturwissenschaftlichen Literatur dieses Beispiel vielleicht das einzige ist dafür, daß ein naturwissenschaftliches Buch deshalb so exorbitant hoch geschätzt wird, weil es sich in der ersten Ausgabe befindet. Während sonst ganz allgemein der Wissenschaftler spätere Ausgaben, besonders wenn sie verändert sind, der ersten Ausgabe, die in 90 von 100 Fällen zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt, bei weitem vorzieht. Wie denn überhaupt die Erkenntnis der Wertlosigkeit vieler Bücher, die in der, ganz überwiegend kurzlebigen, naturwissenschaftlichen Literatur eine besonders große Rolle spielen (wenngleich vielleicht keine so große wie in der medizinischen und chemischen Literatur), eine Bedingung des Erfolges des antiquarischen Betriebes ist. Und noch etwas mag in dem Zusammenhange mit Darwin interessieren und als Beleg für das Gesagte dienen, die Tatsache nämlich, daß in der streng naturwissenschaftlichen Literatur Darwin vielleicht der einzige Autor ist, bei dem der Fall eines Neudruckes durch andere Verleger nach seinem »Freiwerden« eingetreten ist. In keinem anderen Falle hätte es sich gelohnt.

Und noch einer wissenschaftlichen Wandlung sei gedacht, jener, die hervorgerufen wurde durch den erst lange nach seinem Tode berühmt gewordenen Gregor Mendel. Er gab der organischen Naturwissenschaft das einzige große streng mathematische Gesetz, das sie besitzt, ein Gesetz von weittragendster Bedeutung. Aber er veröffentlichte es in einer kleinen Abhandlung, die fünf Jahre nach Darwins Großtat in den obskuren Verhandlungen einer Provinz-Zeitschrift erschienen war. Ein Antiquar, der heute das täte, wozu er vielleicht vor etwa 30 Jahren berechtigt war, nämlich diesen Band in die Makulatur zu werfen, würde sich heute um mindestens 100 Mark schädigen. Und diese Summe würde das mehrfache betragen, wenn nicht Neudrucke dieses fundamentalen Werkchens erschienen wären. Aber wieder muß der Antiquar auch wissen, daß im Gegensatz zu den oben geschilderten Verhältnissen der mährische Abt Mendel keine Vorgänger hatte, auch wenn es Schriften gibt, die ähnliche Titel tragen.

Ich habe im obigen nur eine kleine Auswahl gegeben aus dem großen Gebiete, das man die Beziehungen der Naturwissenschaft zum Antiquar betiteln könnte. Der Raum verbietet es, dieses interessante Thema weiter auszudehnen. Und ich habe es mir auch, wie erwähnt, versagen müssen, diese Beziehungen, die sich nicht nur in den Bücherpreisen ausprägen, in ihrer Gänze zu schildern. Die Tätigkeit und das Streben des Antiquars dieser Richtung wird auch in anderer Weise von allen Wandlungen und Moden der Wissenschaft beeinflusst.

Steht dieser eben geschilderten nützlichen Tätigkeit des Antiquars für die Wissenschaft eine Schädigung der Wissenschaft gegenüber? Häufig genug kann man das hören. Die Achtung vor dem Stande des wissenschaftlichen Antiquars ist nicht diejenige, die er verdient. Das bibliophile Antiquariat steht in dieser Beziehung — wie ich glauben möchte, unverdientermaßen — besser da. Es hat engere Beziehungen zur Presse, seine Objekte sind von allgemeinerem Interesse usw. (Ich habe über diesen wesentlichen Unterschied an einer andern Stelle ausführlich geschrieben.) Aber das wissenschaftliche Antiquariat selbst tut auch wenig genug, das Publikum über sein Wirken aufzuklären, teils aus mangelndem Interesse, teils weil es keine geschlossene Organisation hat, die sich für die Standesgenossen wirksam ins Zeug legen könnte. Infolgedessen hört man also häufig genug z. B. von der verteuernenden Tätigkeit des Antiquars, also von einem Schaden, den er auf diese Weise der Wissenschaft zufügt. Was ist daran Wahres?

Es braucht nicht betont zu werden, daß, falls der Antiquar dem Gelehrten sein notwendiges Handwerkszeug, das Buch, in unzulässiger Weise verteuert, jeder Nutzen des Antiquariates, von dem oben gesprochen wurde, reichlich wett gemacht werden würde.

Zuvörderst müßte, wenn diese Behauptung richtig ist, die Beobachtung gemacht werden können, daß der wissenschaftliche Antiquar, wenn er durch Jahrzehnte sein Geschäft betrieben hat, reich geworden ist. Das ist nicht der Fall. Ich kenne — im Gegensatz zu bibliophilen Antiquaren — keinen Kollegen, der sich, besteht seine Firma in der ersten Generation, über einen gewissen bescheidenen Wohlstand hinaufgerungen hat. Und dies bei einem Maße von Arbeit und unter Voraussetzung von Eigenschaften, die ihm sicher bei einem kaufmännischen Beruf, dessen finanzielles Ergebnis von der Öffentlichkeit weniger scheel angesehen wird, einen ganz anderen pekuniären Erfolg gebracht hätte. Bei Vertrieb von Stiefeln oder Seifen würde eine Vereinigung von Fähigkeiten und Umständen, die Bedingungen einer erfolgreichen Antiquariatstätigkeit sind, ein wesentlich günstigeres finanzielles Ergebnis bringen. Aber — könnte man einwenden — ist nicht das wenigstens sichere Tatsache, daß eine große Kategorie von wissenschaftlichen Druckwerken jetzt zu exorbitanten Preisen von Antiquaren angezeigt wird? Ganz besonders gilt dies von den Zeitschriften. Die »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie« kostet heute das dreifache des Preises, den sie vor 20 Jahren hatte; der Preis einer vollständigen Reihe der »Flora« war zu Beginn des Jahrhunderts 2000 Mark und ist heute 10000 Mark. Die Beispiele ließen sich außerordentlich vermehren, selbst wenn man nur die deutsche Literatur ins Auge faßt. Und noch krasser liegen die Verhältnisse bei der Zeitschriftenliteratur der exakten Wissenschaften (Liebigs oder Poggendorffs »Annalen«). Und ich bin sicher, daß wir heute noch bei weitem nicht an der obersten Grenze angelangt sind. Aber ich bin weiter gewiß, daß dieser dauernd und sprunghaft steigende Preis — jedes etwa noch auftauchende Exemplar einer solchen Reihe hat sicher einen um mindestens 10% erhöhten Preis dem letzten am Markte befindlich gewesenen gegenüber — bald nur auf dem Papier stehen wird. Denn wir befinden uns bereits in einer Zeit, in der es in einer großen Zahl von Fällen unmöglich ist, solche vollständigen Reihen zusammenzustellen. (Als Regulierung wird dann, wenn der Preis genügend hoch gestiegen ist, die erwähnte,

auf chemischem oder photographischem Wege erfolgende Neuherstellung der vergriffenen Bände sich lohnend erweisen, wenngleich natürlich trotz der Verbesserungen, die im Laufe der Zeit diese 60 Jahre alte Erfindung erfahren hat, das Original immer höher geschätzt werden wird als der Nachdruck.) Und ähnliche große Sprünge machten die Preise aller vergriffenen Werke, die Originaluntersuchungen enthalten, oder die — was allerdings in den beschreibenden Naturwissenschaften nicht häufig ist — einen geschichtlichen Wert haben. Was ist nun die Ursache dieser Verteuerung des wissenschaftlichen Handwerkes der Gelehrten, die sich in ähnlicher Höhe niemals bisher gezeigt hat? Ist nun wirklich das wissenschaftliche Spezialantiquariat daran schuld, dessen Aufblühen zeitlich mit der Verteuerung der Bücher zusammenfällt? Und ist es also ein Schädling? — Nein, schuld daran ist der böse und so oft zitierte Satz von Angebot und Nachfrage. Die Nachfrage nach dieser Literatur ist nämlich eine weit größere als das Angebot geworden. Es hat sich dreierlei gerade in diesen Jahrzehnten ereignet. Erstens: Inflation. Was während dieser verhängnisvollen wenigen Jahre von unersetzlichem literarischem Gut in die damals währungsstarken Länder abfloß, kann nicht statistisch erfaßt werden. Aber es sind sicher verhältnismäßig höhere Werte, als Jenes besessen hat, was Deutschland an Kunstschatzen, Häuserbesitz und Aktien in den verhängnisvollen Zeiten dem Auslande überlassen hat. Jedoch, wie es wohl mit allen Folgen des Krieges der Fall ist (der Krieg war schließlich nicht Neuschöpfer, er war nur, was der Chemiker einen Katalysator nennt) — auch ohne ihn wäre die Kategorie der Bücher und der Zeitschriften, von der wir reden, stark im Preise gestiegen. Sie wären vielleicht heute noch nicht so kostspielig, aber sie würden wohl in einem Jahrzehnt dasselbe kosten wie jetzt. Denn eine andere Ursache — also die zweite — war wirksam. Das ist das Aufblühen der Wissenschaften in vielen Ländern, z. B. Japan, die bis dahin auch nicht im entfernten Maße solche Verbraucher wissenschaftlicher Literatur gewesen waren. Eine große Reihe von Hochschulen und vor allem von Instituten aller Art wurde in verschiedenen Ausländern errichtet, und diese traten bei der Tatsache, daß die wissenschaftliche Literatur — im Gegensatz etwa zur belletristischen — internationaler Verbrauchsartikel ist, als Mitkonkurrent für den Erwerb von Bibliotheken und einzelnen Werken und Zeitschriften auf den Plan. Und jedes Druckwerk, das sie erwarben — dies gilt natürlich auch von den inländischen

Bibliotheken — war für den Handel verloren. Und so entstand eine bis dahin ungekannte Knappheit der angebotenen »Ware«. Endlich als dritter Punkt sei auf die Tatsache hingewiesen, die ebenfalls in hohem Maße gerade auf dem Gebiete der Literatur der Naturwissenschaften preistreibend gewirkt hat: Das Aufblühen von bis dahin nicht gekannten Spezialgebieten der Wissenschaft. Ich zitiere beispielsweise die Bakteriologie, die physikalische Chemie, die Pflanzenpathologie. Alle diese Zweige mußten auf Werke und Zeitschriften zurückgreifen, die in früheren Zeiten erschienen waren, als von diesen Wissenschaften noch nichts existierte als kümmerliche Anfänge. Natürlich waren aber diese alten Werke in Auflagen erschienen, die dem damaligen Bedürfnis entsprachen, also in Auflagen, die im Verhältnis zur heutigen Nachfrage viel zu klein waren. Kein Wunder, daß jetzt solche Bücher begannen, ungemein selten und kostbar zu werden. Nehmen wir als Beispiel die Sowjet-Republik, die fast seit ihrem Bestehen eine neue Station nach der andern für den Pflanzenschutz errichtet hat, der vor 25 Jahren noch relativ wenig gekannt war. Alle diese Stationen brauchen die fundamentalen und umfangreichen Bestimmungs- und Abbildungswerke von Insekten, die ja Feinde vieler Kulturpflanzen sind. So ist es nicht erstaunlich, daß z. B. ein deutsches grundlegendes, wenn auch schon 60 Jahre alte Werk, das von Kaltenbach, seit dem Kriege von 10 auf 80 Mark gestiegen ist, ja, daß auch zu diesem Preise Exemplare noch gesucht werden müssen. — Wo bleibt unter Berücksichtigung des oben gesagten die Schuld des Antiquars, von der häufig genug die Rede ist? Denn er muß ja auch — im Verhältnis zu früheren Zeiten — prozentual um so viel teurer kaufen, als er verkauft. (Glücksfälle, die aber immer seltener werden, sogenannte »trouvailles«, z. B. Ankäufe aus Katalogen von minder versierten Kollegen, seien ausgenommen.) Besser als je kennt heute (in der Zeit so vieler miteinander konkurrierender Antiquare und deren Kataloge und in der Zeit der gestiegenen Bedeutung des Geldes für den Gelehrten) der Besitzer den Wert eines Werkes, das er dem Antiquar verkaufen will. Und den unsoliden Buchhändler würde bald die gähnende Leere seines Lagers überzeugen, wohin es führt, wenn er zu wenig zu zahlen versuchen würde. — Aber vielleicht — könnte man einwenden — ist es nun überhaupt die Spanne des Einkaufs- und Verkaufspreises des Antiquars, die zu groß ist, und die somit berechtigen würde, den Vorwurf, der Antiquaren gemacht werden könnte, zu begründen, daß er

nämlich den Gelehrten ausbeute. Zumal wohl bei keiner andern Ware diese Spanne so leicht vom Publikum zu kontrollieren ist, weil dieses, wie sonst kaum im Leben, ebenso häufig Käufer wie Verkäufer zu sein pflegt. Vielleicht also schlägt der Antiquar auf seine Einkaufspreise zuviel auf? Dies muß — sollte mir auch der Vorwurf, *pro domo* zu sprechen, gemacht werden — auf das entschiedenste geleugnet werden. Nur verbietet es das Ziel dieser Untersuchung und der hier zur Verfügung stehende Raum, den Beweis für meine Behauptung zu erbringen. In den meisten Fällen wird der Antiquar, will er sein Auskommen finden, mit der allerdings anscheinend sehr hohen Spanne von 50—100% zwischen Ein- und Verkaufspreis rechnen müssen. Natürlich gibt es unzählige Ausnahmen, so viele, daß sie fast die Regel durchbrechen; bei einer großen wissenschaftlichen Reihe oder bei der Sicherheit sofortigen Verkaufes wird er mit einem weit geringeren Nutzen, oft genug mit einem solchen von 10%, sich begnügen müssen. Aber die ungeheuren Spesen, so die dem wissenschaftlichen Antiquar im Gegensatz zu fast dem ganzen Handel aufgezwungene Notwendigkeit, ein großes und vor allem ein differenziertes Lager zu halten, dem der schnelle Umsatz anderer Handelszweige fremd ist, die Gewißheit also, daß Bücher, wenn auch mit vollem Sachverständnis eingekauft, ein Jahrzehnt liegen bleiben können und so die jetzt hoch gestiegenen Zinsen fressen, die Spesen der Katalogherstellung und -verbreitung usw. fordern als Regel die obengenannte Spanne. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen großen Antiquarverein, diese Verhältnisse dem wissenschaftlichen Publikum zahlenmäßig klarzumachen, und ich zweifle nicht, daß es in vollem Umfange gelingen würde. Wieder muß ich das Argument anführen, daß trotz dieser 100% kein wissenschaftlicher Antiquar bloß aus seinem Geschäft Reichtümer gesammelt hat. Und andererseits: Ist ein so gebildeter Einkaufspreis verglichen mit andern Waren ein zu geringer? Man bedenke, um ähnliches zu berücksichtigen, was den Erben gezahlt wird für Sammlungen etwa von Käfern und Schmetterlingen, denen der Vorbesitzer die Sammeltätigkeit eines ganzen Lebens gewidmet hat, für die er die größten Opfer gebracht hat, und die noch dazu in ihrer Fülle und Schönheit der nicht sachverständigen Witwe als ein hohes Vermögensobjekt erscheinen! In Wirklichkeit ist für diese durchwegs (wenn solche Sammlungen nicht Unica oder wenigstens Rarissima und Typen enthalten) ein Betrag, der auch nur ein Zehntel der in den Sammlungen

investierten Auslagen deckt, kaum zu erzielen. Eine sachgemäß zusammengestellte Bibliothek aber kann heute mehr denn je als eine gute Kapitalsanlage von steigendem Wert angesehen werden. — Es liegt mir nun fern, behaupten zu wollen, daß Übervorteilungen des Publikums durch den Antiquar zu den Seltenheiten gehören. Bei der ungewöhnlich hohen Zahl von Zwergbetrieben, wie sie im Buchhandel und nicht zuletzt im Antiquariat existieren, wird es natürlich immer und immer wieder vorkommen, daß sich weniger reelle Elemente unter diesen befinden. Wer von der Hand in den Mund leben muß, der wird allzu leicht, besonders in der jetzigen Zeit, der Versuchung anheimfallen, fremde Unwissenheit und den Leichtsinn auszubeuten. (Sehr hübsch sagt schon J. J. Rousseau: *Il est trop difficile de penser noblement quand on ne pense que pour vivre.*) Aber heutzutage, wo jede Provinzzeitung jede Woche Notizen über phantastische Preise bringt, die irgendwo für irgendein Buch bezahlt wurden, gehört schon eine bedeutende Portion Weltfremdheit dazu, bei Verkäufen von Bibliotheken nicht nach der richtigen Schmiede zu forschen. Und wer dies nicht tut: *Volenti non fit injuria*. Bei diesen Ausführungen aber — immer zu wiederholen — denke ich nur an Firmen von Rang. — So also muß zusammenfassend auf das bestimmteste erklärt werden, daß von einer Schädigung der Wissenschaft durch das Antiquariat nicht die Rede sein kann. Gäbe es keinen Antiquar, und gäbe es dafür nur so etwas wie eine Börse, die Kauf- und Verkaufspreise regelt, die Bücherpreise wären nicht wesentlich niedriger, sie wären nur nicht so reguliert. Und wenn sie wirklich durch den Zwischenhandel vergrößert werden, so entspricht diese Erhöhung nur einer angemessenen Entlohnung für jene oben geschilderte Tätigkeit des Antiquars, die er zum Nutzen des Konsumenten ausübt, eine Art Veredelungsverfahren am Buche. Und als weiterer kleiner Beleg dafür, daß dessen Wirken doch das vorteilhafteste für den Bücherverkäufer und -käufer zu sein scheint, mag erwähnt werden, daß alle Versuche, den Antiquar auszuschalten, die ja wiederholte Male von Zusammenschlüssen aller Art versucht wurden, fehlgeschlagen sind. Genau so wie es mit dem Selbstverlag der Fall war, der den »ausbeuterischen« Verleger überflüssig machen sollte. (Beispiele der Ausnahelosigkeit des Zusammenbruches solches Selbstverlegertums kennt ja die Literaturgeschichte.) Und gewiß, der Antiquar muß, will er nicht zugrunde gehen, in erster Linie an den Gelderwerb denken, und er ist gezwungen — das Gegenteil

behaupten zu wollen, wäre lächerlich — das Streben nach dem Nutzen für die Allgemeinheit, den er stiftet, zurückzustellen hinter der Sorge um den eigenen Nutzen. Diese Mentalität hat er nun mal mit allen erwerbenden Ständen und wohl mit den meisten Menschen überhaupt gemeinsam. Und es ist eben nur die Distanz, die er zwischen eigenem und fremdem Vorteil einhält, die entscheidend ist für die Beurteilung seiner Einschätzung als Diener der Allgemeinheit.

Ich habe in obigem den Stand der Dinge skizziert, wie er mir heute vorschwebt. Aber ich bin mir bewußt, daß ich von Zeiten gesprochen habe, die bald vergangen sein werden, so daß ich also in obigem eine Art Nekrolog des deutschen wissenschaftlichen Antiquariates geschrieben habe, wenigstens was jene hohe Stufe und seine wirksame Hilfsarbeit für die Wissenschaft anbetrifft. Und ich fürchte, daß bald das nicht mehr wahr sein wird, was ich einmal in meinem »Palmengärtlein« mit jener Übertreibung, die das Vorrecht des Aphoristikers ist, gesagt habe: Seitdem wir keine Lieutenants mehr haben, bleibt nur noch der deutsche Antiquar, den die Welt uns nicht nachmachen kann. — Zwei Würmer nagen nämlich an den Wurzeln des wissenschaftlichen Antiquariates. Da ist in erster Linie der Notstand, daß es keinen Nachwuchs hat. Die Klage ist allgemein und ist berechtigt. Man denke eben nur an die Mentalität der heutigen Jugend im allgemeinen. Besonders an die, die sich einem Beruf widmet, der schließlich denn doch den Gelderwerb als Ziel hat. Die Neigung der jungen Leute geht dahin, auf schnelle Weise und auf einer Chaussee, die mit der Achtstundenarbeit gepflastert ist, zu Wohlstand zu gelangen. Und es kann nicht geleugnet werden, daß trotz aller unserer Verelendung dieses Ziel für einen Begabten — oder sagen wir: Gerissenen — heute eher zu erreichen ist, als es vor Jahrzehnten der Fall gewesen war. Und sicher ist die Fülle der zu erwerbenden Kenntnisse im Antiquariat eine zu große, um mit einer täglichen achtstündigen Lernzeit auszukommen. Also der Nachwuchs, der jene mehr ideell eingestellte Arbeit leisten will, wie ich sie geschildert habe, ist kaum vorhanden. — Dann aber ist ein anderer Umstand sonderbarer, da äußerlicher Art wirksam, ein Umstand, scheinbar weit hervorgeholt und abwegig, der aber doch die Erfüllung der Arbeit, durch die sich das Antiquariat hauptsächlich in den Dienst der Wissenschaft stellt, schon heute stark beeinträchtigt. Das sind die wohl auf das doppelte und mehr gestiegenen Kosten für die Herstellung, besonders für den Satz und Druck der

Antiquarkataloge. Ich habe in einem meiner Artikel, der vor wenigen Jahren im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« veröffentlicht worden war, berechnet, was die Zeile in einem solchen Katalog schon damals dem Antiquar kostete. Und ich bin sicher, daß man heute mit einer Mark Kosten pro Zeile rechnen muß. Nun erfordert aber jede bibliographisch halbwegs vollständige Katalogisierung gerade einer kleinen und spezialisierten Abhandlung mindestens zwei Druckzeilen. Es müßte also der Antiquar, soll er auf seine Kosten kommen, eine auf diese Weise katalogisierte Dissertation oder einen Sonderabdruck von etwa 50 Seiten mit mindestens 4 Mark ansetzen. Welche Entrüstung würde sich aber bei seiner Klientel ergeben, wenn er dies täte, und wie gering wäre eine Aussicht auf Absatz! Die Folge, die sich schon jetzt zeigt, ist die, daß nur noch Zusammenfassungen von solchen Abhandlungen — sogenannte Konvolute — in Antiquarkatalogen zur Anzeige gelangen. Und daß so das in Wegfall kommen muß, was ich in obigem als einen der wichtigsten Dienste des Antiquars für die Wissenschaft bezeichnete, dessen bibliographische Tätigkeit nämlich, die Herausgabe von Katalogen, die sich Bibliographien annähern, also auch alle Kleinliteratur verzeichnen. Und auch so mancher andere schlecht bezahlte Dienst wird wohl unter der heutigen Umständen bald nicht mehr geleistet werden. So also sehe ich, was die Zusammenarbeit des Antiquars und des Wissenschaftlers anbetrifft, trübe in die Zukunft. Obzwar ich, wie ich betonen möchte, entfernt von pessimistischer Weltanschauung zu sein glaube und auch nicht ein kritikloser *laudator temporis acti*.

DIE BEWERTUNG DER ARBEIT DES ANTIQUARS IN DER ÖFFENTLICHKEIT UND DIE EINSCHÄTZUNG SEINER PERSÖNLICHKEIT

VON

S. MARTIN FRAENKEL

Das Problem der Standesehre ist so alt, wie die Stände selbst sind. Der Bürgerstolz der Stände und Zünfte im Mittelalter und der frühen Neuzeit ist ein so wesentliches Charakteristikum, daß wir uns beides überhaupt nicht getrennt von einander vorstellen können. Es ist ja richtig: Der Einzelne ist nur ein Glied in der großen Kette seiner Berufsgenossen, und wie eine Kette eben nicht stärker ist, als ihr schwächstes Glied, so haben die Zunftgenossen darauf zu achten, daß keiner den Ehrenschild beschmutze. Früher schon ist es so in der Familie selbst primitiver Völker gewesen, und wenn auch das 19. Jahrhundert mit der Aufhebung des Zunftzwanges und ähnlicher Erscheinungen zunächst eine gewisse Lockerung auch dieser Begriffe mit sich zu bringen schien, so ist doch die rückläufige Bewegung sehr bald eingetreten. Zunächst waren es die akademischen Berufe, die hier vorgingen. Dann aber nahmen auch sonstige Standesvereine mehr oder weniger Ehrenparagraphen und Ehrengerichtsordnung in ihren Satzungen auf und bewiesen damit, daß ihnen unbedingt daran gelegen sei, alles zu vermeiden, was das Ansehen des zu ihnen gehörenden Einzelnen und damit der Gesamtheit schädigen könnte.

Es versteht sich von selbst, daß diese Erscheinung um so deutlicher ist, je fester gefügt der einzelne Stand, die einzelne Organisation erscheint, und daß sich da die schlimmsten Auswüchse zeigen, wo jede rationelle Zusammenfassung unmöglich ist: Naturheilkundige und Magnetopathen haben kein Ehrengericht.

Diese Dinge muß man sich vor Augen halten, wenn man in eine Beantwortung der Frage über die Bewertung der Arbeit einer Berufsklasse in der Öffentlichkeit und, was damit zusammenhängt, die persönliche Schätzung des Berufstätigen eintreten will. Wenige Berufe sind wohl in dieser Hinsicht schlechter weggekommen als der des Antiquars, mit dessen Tätigkeit sich zum Teil noch heute eine falsche Vorstellung selbst in gutbürgerlichen Kreisen verbindet.

Drei Gründe sind es, die in diesem Falle zum Nachteil des Antiquars zusammengewirkt haben: erstens einmal die Tatsache, daß gewisse Kreise im Umgange mit »alten Büchern« etwas Körper und Seele Beschmutzendes sehen; der Begriff des Trödel ladens entsteht unwillkürlich in ihrer durch kein Wissen beeinträchtigten Vorstellung. Daß es Antiquitätengeschäfte des Kunstgewerbes usw. gibt, die in der Ausstattung und Aufmachung mit den elegantesten Modewaren-geschäften wetteifern können, daran haben sie sich gewöhnt und erblicken schließlich in einer alten Holzmadonna auch nichts Anrühiges mehr. Daß aber beim Antiquariat, das auf eine derartige Ausstattung keinen Wert legen kann, die inneren Verhältnisse genau so liegen, ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln.

Und dann hat die Sache historische Gründe. Da es den Buchhändlern ehemals verboten war, selbst gebundene Bücher feilzuhalten, weil ja auf diese Weise die Zunftgerechtigkeit der Buchbinder beeinträchtigt wurde, so konnten sie Bücher nur in rohen Bogen — in plano — am Lager halten. Mit den gebundenen Büchern aber handelte der Buchbinder, nicht der Buchhändler; hieraus ergab sich in einer uns heute seltsam anmutenden Logik, daß auch der Handel mit alten, selbstverständlich gebundenen Büchern, dem Buchbinder vorbehalten blieb. Daß der Buchbinder die Bücher bestenfalls dem Einbände nach kannte, ist ja klar, und dies Odium, das auf diese Weise der Handel mit alten Büchern, d. h. ein Geschäft ohne Fachkenntnis auf sich laden mußte, hat selbstverständlich lange, lange Zeit hindurch auf den Antiquar abgefärbt.

Und schließlich kommt noch eine dritte Tatsache hinzu: Jeder Trödler, jeder bessere Makulaturhändler kann mit alten Büchern handeln und tut es. Und jede große Stadt hat ein halbes Dutzend derartiger fragwürdiger Autodidakten, die mit ihrem bizarren Halb- und Viertelwissen, mit dem sie als »Antiquare« tätig

sind, nicht gerade zur Hebung des »Standes« beitragen. Denn wo liegt, nach außen ohne weiteres erkennbar, die Grenze?

Daß die Arbeit des Antiquars nicht schätzt, wer sie nicht kennt, ist nicht zu verwundern. Was soll man aber dazu sagen, daß man auch krause und unfreundliche Urteile über den Antiquar und seine Tätigkeit in Kreisen hört, denen man ein besseres Wissen zutrauen sollte, bei Gelehrten und sogar bei nahen Nachbarn, bei Bibliothekaren? Hier ist es in vielen Fällen die falsche kommerzielle Einschätzung des Antiquars, die schuld ist. Wie oft hat man dem Antiquar den Vorwurf gemacht, daß er sich auf Kosten des armen Gelehrten bereichere, daß die Spanne zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis ungeheuerlich sei. Es würde zu weit führen, dieses Thema hier eingehend zu erörtern. Es genüge der Hinweis, daß seit vielen Jahren die für größere Bibliotheken seitens des Antiquariats gezahlten Preise so hoch sind, daß sie vielfach eine Überzahlung bedeuteten. Dazu kommen die durch Druckkosten, Porti usw. unverhältnismäßig erhöhten Spesen. Daß es kaum einen Antiquar in Deutschland gibt, der in den letzten 30 Jahren am Antiquariat ein reicher Mann geworden ist, ist in Fachkreisen so bekannt, daß man kaum darauf hinzuweisen braucht.

Aber auch die kulturellen Einzelleistungen des Antiquars werden nicht richtig bewertet. Es sei nur auf die Eruiierung wichtiger unauffindbarer Werke hingewiesen, die die Mühe und Umsicht des Antiquars häufig da zu Tage gefördert hat, wo der gesamte Bibliotheksapparat versagte. Auch die mühselige Zusammenstellung von Zeitschriftenserien entspricht in ihrem wirtschaftlichen Nutzen in keiner Weise der Schwierigkeit der Betätigung des Antiquars, denn es werden in die unvollständige, der Ergänzung bedürftige Serie häufig so große Beträge auf lange Zeit hineingesteckt, die Ergänzung kostet häufig so ungeheuerlich viel, daß von einem wirklich rationellen Geschäft vielfach keine Rede sein kann, ohne daß die Öffentlichkeit den Idealismus des Antiquars anerkennt.

Nur wenige werden sich darüber klar sein, welches Maß von Wissen und von liebevollster Versenkung in das Studium der Bücher selbst aufzuwenden ist, um eine bibliographisch einwandfreie Beschreibung für die Antiquariatskataloge zu liefern. Wie viele tausend Bücher sind der Literatur tatsächlich erst durch die kurzen Anmerkungen in Antiquariatskatalogen erschlossen worden, die darauf hinweisen, daß über diese oder jene Materie Wichtiges in den Büchern enthalten

sei. Um nur ein kleines Beispiel zu geben: Welche Bereicherung hat die Amerika-literatur, die Goetheliteratur, die Literatur über Narcotica, über Sport und viele andere Dinge erfahren dadurch, daß der Antiquar jedes Buch auf derartige Beiträge hin durchsah! Hier sind wissenschaftliche Quellen erschlossen worden, an denen die fachliche Forschung ohne weiteres vorübergegangen wäre. Und ferner: Wie bedeutsames Material für die Entstehungsgeschichte von Büchern ist durch dem Antiquar eigene bibliographische Vergleichung erschlossen worden! Wie sich der Blick des Arztes erweitert durch die Vorführung immer neuer Patienten, wie der Jurist sich in die Rechtsgebilde mit viel schärferem Beobachtungsgefühl versenkt, je mehr Fälle er prüfen kann, so schärft sich der Spürsinn des Antiquars fortdauernd durch die Betrachtung und Prüfung neuer, bisher unbekannter Bücher. Aber diese eminent wissenschaftliche Tätigkeit wird dem Antiquar nur schwach gedankt.

Wenn die Tätigkeit des Antiquars der des Bibliothekars ähnelt, so geht sie vielfach über dessen Arbeitsbereich noch wesentlich hinaus. Beide Berufe haben Bücherbestände zu betreuen, für ihre sachgemäße Katalogisierung und Aufbewahrung zu sorgen und sie der Auswertung bzw. Benutzung zuzuführen. Wenn aber mit dem Büchereinkauf die Tätigkeit des Bibliothekars vielfach abgeschlossen ist, so fängt die des Antiquars erst an, denn seine Sorge ist es nicht nur, woher er die Sachen beschafft, sondern auch wie er sie wieder absetzt. Das ist besonders schwierig bei den heute so knappen Barkapitalien im Hinblick auf die noch größtenteils tot daliegenden Antiquariatslager. Es handelt sich hier also im wahrsten Sinne des Wortes bei einer Beherrschung des Berufes um eine volle Kombination der als wissenschaftlich anerkannten Tätigkeit des Bibliothekars mit einer rein kaufmännischen Leistung. Daß sich die Kenntnis der Bedeutung dieses Berufes noch nicht durchgesetzt hat, verdankt er vor allem der geringen Zahl derer, die ihn vollendet ausüben. Wie die meisten Leute eine gänzlich falsche Vorstellung von der Tätigkeit mancher nur gering vertretenen Berufe haben — ich erinnere als Schulbeispiel nur an den Hasenhaarschneider — so steht man auch dem Antiquariat gegenüber: Nur ganz geringe Ansätze der wirklichen Bewertung der Arbeit des Antiquars, weitverbreitet dagegen mangelhaftes Verständnis für die Probleme seiner Tätigkeit.

Mancher Leser wird mir sagen: Ich schätze die Antiquare, mit denen ich arbeite, durchaus hoch und bin mir ihres Wertes und ihrer großen Bedeutung

für die Wissenschaft bewußt. Ihnen möchte ich erwidern: Es freut mich, wenn bei Ihnen die richtige Einschätzung besteht, und ich weiß genau, daß es auch bei anderen Gelehrten der Fall ist; aber daß es noch nicht durchgedrungen ist, im wahren Sinne des Wortes, dafür gibt es einen äußerlichen, sehr einfachen Beweis: Verleger, Fabrikdirektoren, Großindustrielle, höhere Beamte sind zu Hunderten von Hochschulen zu Ehrendoktoren ernannt worden — das Antiquariat, diese treueste und hingebendste Helferin der Wissenschaft, ist bis heute leer ausgegangen, trotzdem es ihm wirklich nicht an Männern fehlt, die den Fakultäten zur Zierde gereichen würden.

Um dem Antiquariat und seinen Angehörigen die Stellung auch nach außen hin zu verschaffen, die sie verdienen, ist es nötig, daß eine straffe Standesorganisation darauf ausgeht, die Vorurteile zu ertönen, die gegen den Beruf bestehen. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß die berufliche Organisation des Antiquariats noch in den Kinderschuhen steckt. Die beiden bestehenden Fachvereine sind eben erst zehn Jahre alt, wenn auch heute fest gefügt und innerlich miteinander verbunden. Daß die Auswirkung ihrer Tätigkeit in zehn Jahren noch nicht in allen Punkten da sein kann, ist selbstverständlich.

Früher war auch der Beruf des Bibliothekars nicht sehr angesehen, er war nicht geschlossen, nicht durch zielbewußt geregelte Ausbildung gegründet und nicht durch äußere Stellung und entsprechende Besoldung ausgezeichnet. Daß es da anders geworden ist, dürfte im wesentlichen ein Erfolg der Berufsorganisation sein. Hoffen wir, daß es auch der Berufsorganisation der Antiquare gelingt, das soziale und kommerzielle Ansehen der Antiquare zu erhöhen und durch Anerkennung seiner wichtigen Leistungen seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt zu sichern und zu heben!

WISSENSCHAFTLICHER BUCHHANDEL UND AUKTIONSWESEN IN ENGLAND

VON

JOHANNES R. LOEWE

Wenn auch nicht ganz unabhängig vom Festlande, so ist doch die Entwicklung des Antiquariatsbuchhandels und des mit ihm eng verknüpften Auktionswesens in England ihre eigenen insularen und doch über die ganze Welt führenden Wege gegangen. Die dem englischen Volke innewohnende Lust am Sammeln trug nicht wenig dazu bei, diese Wege zu ebnen und es ist bezeichnend, daß die Liebe zu dem damals noch geschriebenen Buche bereits 1345, in dem *Philobiblon* des Engländer Richard de Bury, ihren Ausdruck fand. Begünstigt wurde die Vorliebe für Bücher in neuerer Zeit durch den wachsenden Reichtum der Bevölkerung, die durch die hochentwickelte Seefahrt und den Kolonialbesitz geförderte Reiselust und das Landleben der begüterten Kreise. Obgleich die Produktion wohl nie an die deutsche heranreichte, so wurden im Laufe der Zeit doch erhebliche Büchervorräte im Lande angesammelt, besonders Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts; soll doch Heber allein, dessen Bibliothek 1834—36 in dreizehn Teilen versteigert wurde, £ 150 000 für Bücher ausgegeben haben. Auf diesem Boden mußte der Antiquariatsbuchhandel gedeihen und von ihm veröffentlichte Kataloge sind schon aus der Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt. James Lackington, dessen Geschäftshaus »The temple of the muses« als eine Sehenswürdigkeit von London genannt wird, soll um 1790 jährlich zwei Kataloge herausgegeben haben, die er in Auflagen von je 3000 Exemplaren verbreiten konnte, was in Anbetracht der damaligen Bevölkerungszahlen erstaunlich erscheint.

In diese Zeit fallen auch die Anfänge des wissenschaftlichen Spezialbuchhandels; wir wissen von einer Firma Maynard, die Kataloge mathematischer Literatur zusammenstellte, und die Gründungsjahre der großen Firmen Sotheran und Dulau, von denen sich die letztere zunächst dem Import französischer Bücher widmete. Zu seiner Entfaltung kam das wissenschaftliche Antiquariat aber erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich durch zwei deutsche Buchhändler, Nikolaus Truebner und Bernard Quaritch. Der erstere erkannte die Notwendigkeit einer nachhaltigen Pflege der Literatur des Ostens und besonders des fernen Ostens, und von seiner Firma wurden viele Jahre hindurch vortreffliche Verzeichnisse orientalischer Literatur veröffentlicht. Ihnen schloß sich ein regelmäßig erscheinendes Anzeigebblatt von Neuerwerbungen und Neuerscheinungen an. Durch seine Verbindung mit Professor Max Mueller wurde er auch Begründer eines bedeutenden Verlags seiner Richtung. Nach seinem Tode fiel die Firma in die Hände eines üblen Gründers von Aktiengesellschaften, und es ist ein Beweis für die unzerstörbare Kraft eines von fruchtbringenden Gedanken getragenen Lebenswerkes, daß sie trotzdem noch heute unter den Namen Kegan, Paul, Trench, Truebner and Co. besteht. Noch ragender gestaltete sich die Schöpfung von Bernard Quaritch, des Napoleons der Buchhändler, wie er sich selbst nannte oder genannt wurde. Seine buchhändlerische Tätigkeit war allumfassend, nur verschmähte er im wissenschaftlichen Antiquariat die Berücksichtigung der Kleinliteratur. Deshalb sind auch die Kataloge der Firma keine Fachkataloge in dem in Deutschland verstandenen Sinne, sondern Auswahlkataloge eines mit großen Mitteln und außerordentlichem Verständnis zusammengebrachten Lagers. Quaritch war in England einer der wenigen, der sorgfältig kollationierte und es vermied, soweit angängig, unvollständige Bücher anzuzeigen. Da er nur wertvollere Bücher anbot, so konnte er ausführliche, bibliographisch unterstützte Titelaufnahmen drucken, und ein ausgezeichneter Stab von Mitarbeitern ermöglichte es ihm, die Bibliographie nicht nur seinen Zwecken dienstbar zu machen, sondern sie auch wirklich zu fördern. Wie viele Antiquare auch in Deutschland (hier wäre besonders Karl W. Hiersemann hervorzuheben) wurde er Verleger mit dem Buchwesen zusammenhängender Veröffentlichungen, deren Drucklegung ein rechnender Geschäftsmann nie unternommen hätte. Erwähnt sei hier die bekannte Tatsache, daß häufig das im Antiquariatshandel erworbene Geld in wich-

tigen, vom Händlerstandpunkte aus aussichtslosen Verlagsunternehmungen, geopfert wird. Quaritch war Jahre hindurch der Hauptkäufer auf den Bücherauktionen, nicht nur Englands. Paris ausgenommen, neigt der englische Buchhändler nicht zu Geschäftsreisen ins Ausland, weil er, wie die meisten seiner Landsleute, kein Vertrauen in die richtige Anwendung einer etwa vorhandenen Kenntnis einer Fremdsprache hat und in dieser Hinsicht weniger skrupellos als mancher deutsche Kollege ist. Für Quaritch bestand dieses Hindernis nicht und so wurde sein Geschäft ein wahrhaft internationales, obgleich er sich seinem englischen Wirkungskreis vorzüglich anzupassen wußte. So war er Mitbegründer und erster Vorsitzender einer Gesellschaft von Bibliophilen »The sette of odd volumes«, die sehr sorgfältig in der Auswahl ihrer Mitglieder war. Der Antiquar, der nicht nur Bücherhändler ist, steht wie kein anderer Kaufmann unter dem zwingenden Einfluß seiner Ware. Nicht, daß er mehr wie einen winzigen Bruchteil des ihn umgebenden, in Buchstaben verkörperten Geistes in sich aufnehmen kann, aber die fortwährende Beschäftigung mit Büchern zwingt ihn in ihren Bann. So lebte Quaritch bis in ein hohes Alter nur seinen Büchern, der Gewinn kümmerte ihn wenig und der Gedanke an eine Erwerbsgesellschaft auf Aktien erfüllte ihn mit Abscheu. Wie sich denken läßt, wurde er von Gründern mit den verlockendsten Angeboten immer und immer wieder umworben. Sein berühmter Hut war bezeichnend für seine Einfachheit; es wurde gesagt, er habe seit Jahrzehnten sich zum Ankauf eines neuen nicht entschließen können. Erwarb er auf Auktionen besondere Schätze, und mochten es Folianten sein, so nahm er sie häufig selbst mit. Sein Geschäft war ausgezeichnet organisiert. Jede Abteilung, Inkunabeln, englische Literatur, Sprachwissenschaften, Naturwissenschaften, Zeitschriften usw. hatte ihren sorgfältig geschulten Leiter, der Kataloge, Kauf und Verkaufsangebote seines Gebiets bearbeiten und die Ergebnisse dem Haupte der Firma vorlegen mußte. Die Entscheidung, vor allem in Preisfragen, traf Quaritch selbst, belobte aber häufig seine Mitarbeiter, wenn sie auf Auktionen selbständig handelten und mit gutem Grunde unter dem Drucke der Verhältnisse über die vorgeschriebenen Gebote wesentlich hinausgingen. Besondere Sorgfalt wurde den im Buchhandel üblichen Kartenaufnahmen der Ankäufe gewidmet, auch die Auktionsergebnisse wurden im weitesten Sinne berücksichtigt und so erstand im Laufe der Jahrzehnte eine äußerst wertvolle Statistik des Vorkommens und der erzielten Preise der

bemerkenswerteren Bücher und Manuskripte. Quaritch starb 1899 und seine Firma wird in seinem Sinne für die Erben weitergeführt. Das Geschäftshaus befindet sich jetzt unweit Old Bond Street, im bevorzugten Westen, und dorthin sind auch viele große Firmen abgewandert. Der Hauptsitz des Verlagsbuchhandels ist bekanntlich Paternoster Row und das Zeitungsviertel rund um Fleet Street. Am Abschluß dieser Straße war vor 20 Jahren noch Holywell Street zu finden, der Kai der Bouquinisten Londons. Hier war der Markt der Bücher, die der Zufall aus Makulaturverkäufen und Nachlaßauktionen zusammenwürfelte und wo Bücher, die sonst niemand haben wollte, in den »two penny boxes« landeten. Dort und bei anderen Einkaufsgelegenheiten versorgten sich auch die Antiquare, deren Lager in einem Sack Platz fand und die mit diesem von Buchladen zu Buchladen zogen. Daß man aus diesen dunklen Gewässern auch Gold waschen konnte, erfuhr vor Jahren der Schreiber dieser Zeilen, als er aus einem dieser Säcke ein Exemplar von Harvey, *de motu cordis*, Frankfurt 1628, herausfischte. In der Nähe von Holywell Street befinden sich die »courts of justice« und in den sie umgebenden Straßen hat der juristische Buchhandel seinen Hauptsitz. Law books werden von anderen Geschäften überhaupt nicht geführt und sie werden auch stets getrennt von anderen Büchern versteigert.

Die Vormachtstellung Londons, die Vertriebsmethoden des Verlags und die im ganzen Lande üblichen Auktionen von Nachlässen haben es mit sich gebracht, daß die Geschäfte in der Provinz, die Anspruch auf den Namen Buchhandlung machen können, durchgängig Antiquariat führen, um lebensfähig zu bleiben. In den Universitätsstädten, in Manchester und Liverpool, in den großen Städten des Südens, in Edinburgh und Dublin finden sich Firmen, die über bedeutende Lager wissenschaftlicher Literatur verfügen; sie können aber den Wettbewerb mit den großen Londoner Häusern nicht aufnehmen. Wie maßgebend der Antiquariatsbuchhandel der Hauptstadt ist, wurde in einer Ausstellung nur englischer Bücher aus der Zeit von 1477—1800 erwiesen, die 21 Firmen 1912 in Stationer's Hall, der englischen Buchhändlerbörse, veranstalteten. In Berlin würde es dem dort ansässigen Buchhandel unmöglich sein, eine gleichwertige Ausstellung deutscher Literatur aus derselben Zeit zusammenzubringen. Da müßten mindestens Leipzig, München und Frankfurt mit beisteuern.

Die Bücherauktionen beeinflussen und befruchten den englischen Antiquariats-handel in weit größerem Maßstabe, als das in Deutschland der Fall ist. Besonders in London ist das Versteigern von Büchern ein selbständiger Berufszweig, der nie in Verbindung mit dem Buchhandel ausgeübt wird. Bücherversteigerungen fanden auf dem Festlande statt, bevor sie, 1676, in England eingeführt wurden, und die heute noch führende Firma Sotheby wurde 1744 gegründet. Neben ihr kommen für Bücher hauptsächlich noch in Betracht Hodgson, Puttick and Simpson und Christie. Das zuletzt genannte Welthaus versteigert in erster Reihe Gemälde und andere Kunstgegenstände und wertvolle Möbel; da aber seine Auftraggeber in vielen Fällen den oberen Zehntausend angehören, so bringt es auch häufig wertvolle Bibliotheken unter den Hammer. Nachlässe jeder Art werden in England fast immer versteigert und so hat denn jedes Städtchen seine Auktionen auch von Büchern, selbst in Landhäusern werden sie abgehalten. Diese country sales spielen eine große Rolle im Geschäftsbetrieb des Antiquars und dort ist mit dem »knock-out« zu rechnen, den man wohlwollend als eine Art Rückversicherung betrachten könnte. Bringt doch der Besuch einer Auktion auf dem Lande Zeitverlust und Unkosten mit sich und werden vor allem die Bücher, dem Londoner Geschäftsgebrauch entgegen, als gegen Barzahlung verkauft betrachtet, sollten sie auch unvollständig oder der Beschreibung nicht entsprechend sein. Der Einkauf auf Versteigerungen erfordert besondere Eignung, lange Schulung und ein Einfühlungsvermögen, dessen Grundlage Fachkenntnisse und ein rasches Urteil sein müssen. Bezeichnenderweise nennt man einen Bieter, der unüberlegt und nur von den anderen getrieben handelt, einen plunger (Taucher). Entgegen den auf dem Festlande herrschenden Gebräuchen erledigt der englische Auktionator seine Aufgabe mit nur zwei Hilfskräften, einem Schreiber und einem Markthelfer, der die Bücher herumzeigt. Es muß rasch geboten werden, je nach dem Wert der Nummern (lots) werden in der Stunde zwischen 60 und 150 verkauft, ein Gebot unter einem Schilling wird nicht angenommen. Außerhalb Londons wird nur gegen bar versteigert, in London erhalten bekannte Käufer, die regelmäßig bedeutende Erwerbungen machen, Monats- und längeren Kredit. Richtpreise sind unbekannt. Das Versteigerungswesen, wie es in England gehandhabt wird, bietet dem Antiquar manche Vorteile. Er ist nicht, wie bei Bibliothekskäufen, darauf angewiesen, Bücher abzuschätzen und mitzubezahlen, an deren Erwerb ihm

nichts liegt, deren Wert er aber in Anrechnung bringen muß, soll sein Angebot als ein beachtenswertes in Betracht kommen. Einer für ihn wichtigen Auktion wird er immer selbst beiwohnen und dann sein fachmännisches Urteil zur Geltung bringen können, ohne ihm unbekannten Zahlengrößen gegenüberzustehen. Die Versteigerung der Bibliothek eines bekannten Gelehrten oder Sammlers ist aber auch eines der denkbar besten Werbemittel, sie hat fast immer Umsätze von anderen Exemplaren mancher der versteigerten Werke zur Folge. Auf die Preisbildung haben die Auktionen einen maßgebenden Einfluß und die in *Book-prices current* verzeichneten Ergebnisse könnte man als mit dem Kurszettel vergleichbar ansehen. Allerdings mit den gedanklichen Einschränkungen, mit denen der Kurszettel gelesen werden muß. Auktions- und Katalogpreise stehen oft im Widerspruch zueinander, der Auktionspreis wird in den meisten Fällen von zwei willigen Käufern gestaltet, während der Katalogpreis das Auge eines Käufers suchen soll. Wie allgemein bekannt, werden für die Erstausgaben englischer Dichter und Romanschriftsteller Preise erzielt, denen, nur die weniger festländischen Erzeugnisse die Wage halten können. Ohne den amerikanischen Markt würden aber die Erstausgaben von Burns, Dickens, Dodgson (Puppe Wunderhold), Fitzgerald usw. annähernd die Preishöhe von heute nie erreicht haben. Das gleiche gilt für die Bücher, die die Entdeckungsgeschichte Amerikas und die Kolonisation der Vereinigten Staaten anbetreffen. Die höchsten Preise verzeichnet aber heute nicht mehr London, sondern New York und der amerikanische Aufkäufer ist ein ernster Konkurrent für den englischen Antiquar geworden.

Man hatte in England nach dem Kriege die Auflösung vieler deutscher Bibliotheken und eine Hochflut des Angebots aus den Ländern deutscher Zunge erwartet. In der bekannten Zeitschrift *Nature* wurde auch die Frage erörtert, wie der deutsche wissenschaftliche Antiquariats- und Exportbuchhandel um seine Weltgeltung gebracht und durch den englischen ersetzt werden könne. Wie die Verhältnisse liegen, hat man heute in maßgebenden Kreisen Deutschlands für die hervorragende Stellung, die der deutsche Buchhändler im Auslande bisher eingenommen hat und für die Wichtigkeit dieser Stellung, kein Verständnis. Eine große Anzahl von führenden Buchhandlungen im Auslande war von Deutschen gegründet und geleitet worden, und diese Wegbereiter des Deutschtums hatten sich ohne Ausnahme aus Angestelltenstellungen emporgearbeitet. In England

sollen gegenwärtig nur Ausländer angestellt werden dürfen, deren Arbeitsleistung ein Engländer nicht übernehmen kann. Derartige Bestimmungen werden sich wohl überleben. Hat aber der tariferte Gehilfe von heute noch das Bestreben, der Gleichheitsdumpfheit zu entkommen und sich einen neuen, lohnenderen Wirkungskreis zu erringen? Unterstützt werden solche Bestrebungen, sollten sie doch vorhanden sein, nicht nur nicht, sondern sie werden unterbunden durch die zum größten Teil ins Werk gesetzte Ausschaltung des deutschen Fachbuchhandels vom Import ausländischer Literatur und somit vom Verkehr mit dem Auslande überhaupt.

JAPANBÜCHER UND JAPANISCHE BÜCHER IN DEUTSCHLAND

VON

FRIEDRICH M. TRAUTZ

Japans ganzes Schicksal ist durch seine ferne Insellage und durch Chinas Nachbarschaft beeinflusst. Zunächst wurde es viel später als China besiedelt, und erst 2000 Jahre nach dem Aufkommen der Bilder- oder besser Ideogrammschrift in China, um die Mitte des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung, wurde diese eigentümliche Schrift der lernbegierigen, intelligenten Inselrasse der Japaner bekannt.

Die japanische Sprache, der man im allgemeinen uralaltaischen Ursprung nachsagt, muß es sich seitdem gefallen lassen, mit chinesischen Zeichen geschrieben zu werden, obwohl sie mehrsilbig, agglutinierend und dem Chinesischen, wozu die chinesische Schrift genau paßt, ganz unähnlich ist. Unendlich merkwürdig, aber doch genial, daß Japan dieses Schriftsystem, mit Hilfe seiner füllenden japanischen Silbenschriften, zu einem noch heute brauchbaren und gebrauchten »System von Aushilfen« umzugestalten vermochte! —

Aber nicht nur im Fernen Osten wuchs Japan im Schatten seines überwältigenden kontinentalen Nachbarn heran. Auch im Abendland wurde das zahlenmäßige Übergewicht des früher entdeckten und leichter an seinen Häfen erschlossenen China bedeutsam: Hinter dem Studium des Chinesischen ist bis in unsere Tage das Studium des weniger zugänglichen, weniger übersichtlich erscheinenden und in der Tat weniger einheitlichen Japanischen zurückgetreten.

Dabei sind die Japaner zeitlich der europäischen Sinologie um über tausend Jahre voraus; sie lesen die chinesischen Ideogramme sinngemäß in der Aussprache ihrer eigenen Sprache ab und haben mit heißem Bemühen ein eigentümliches System der Interpretation des Chinesischen entwickelt. Sie empfinden einen chinesischen Text auch nicht in dem Sinne fremdsprachig wie wir: hat das Japanische doch aus dem Chinesischen Tausende von Lehnwörtern in einer angeähnelten Aussprache übernommen.

Teile der gewaltigen chinesischen Literatur, die im Mittelalter und in der Neuzeit immer wieder, auf Befehl chinesischer Kaiser, in großen, vielbändigen Literatursammlungen erneut gedruckt wurden, sind in Deutschland an verschiedenen Stellen in größeren Bibliotheken vorhanden. Die größte und schönste derartige Sammlung ist die musterhaft katalogisierte und aufgeschlossene der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Neben dieser, in Europa an zweiter Stelle — nach Paris — stehenden chinesischen Büchersammlung, ist die japanische Sammlung klein und lückenhaft, aber in zunehmendem Wachstum begriffen.

Da die japanische Literatur einen großen Teil der chinesischen in sich aufgenommen hat, namentlich zu den chinesischen Klassikern und zu dem riesigen Kanon des ostasiatischen Buddhismus, der in drei neuen japanischen Ausgaben vorliegt, eine ungeheure Erklärungsliteratur besitzt, und die Bücherproduktion in Japan gewaltig anwächst, so steht der Umfang der japanischen Literatur wohl kaum hinter dem der chinesischen zurück.

Wenn wir uns denken könnten, daß den Wikingern des Ostens die Kultivierung ihrer Inseln, ihr Jäger-, Fischer- und Seefahrerdasein Zeit gelassen hätte, eine eigene Schrift zu ihrer Sprache zu entwickeln, bevor sie von Chinas kultureller Überlegenheit erdrückt, der undankbaren Anähnung einer fremden Schrift sich zuwandten, dann läge am Ende die japanische Literatur in einer Schrift vor, nicht schwerer zu lesen als etwa das Griechische. Ganz gewiß hätte nach der Entdeckung Japans durch die Portugiesen, um 1542, die Kenntnis seiner Literatur sehr bald sich im Abendlande verbreitet. So aber blieb es Engelbert Kämpfer, der erst 1690—91, also vor 240 Jahren in Japan war, vorbehalten, die ersten japanischen Texte in einheimischer Schrift — nicht die erste Kenntnis chinesischer Zeichen in Europa überhaupt! — dem Abendlande zu vermitteln. Es war ein seltsames Geschick, daß die von 1549—1637 in Japan tätigen Jesuiten

und die von 1609—1853 dort Handel treibenden Holländer zwar die Landessprache zum Teil weitgehend erlernten, daß aber die Schrift ihnen ein Buch mit sieben Siegeln blieb.

Eine weitere Folge davon ist, daß noch heute der europäische Bücher- und Japanfreund meist einen scharfen Strich ziehen muß zwischen dem Japanbuch, d. h. dem in europäischen Sprachen geschriebenen, für ihn lesbaren Buch über Japan, und dem »japanischen Buch«, d. h. dem in japanischer Sprache und Schrift geschriebenen Buche, das er nicht benutzen kann.

Nichts zeigt deutlicher die Wichtigkeit des »Japanbuchs« für uns Deutsche als die Tatsache, daß zwei ausgezeichnete deutsche Japan-Bibliographien vorliegen, die von Wenckstern — Fr. von Wenckstern, *A Bibliography of the Japanese Empire*, 1. Bd. (von 1859—93) Leiden, E. J. Brill, 1895, 2. Bd. (von 1894 bis 1906) Tokyo, The Maruzen Kabushiki Kaisha, 1907 — und die von Nachod — Oskar Nachod, *Bibliographie von Japan*, 1906—1926, Bd. I: Nr. 1—4019, Bd. II: Nr. 4020—9575, Leipzig, Verlag Karl W. Hiersemann, 1928. — Sie verzeichnen in je zwei dicken Bänden nur europäisch geschriebene Japan-Literatur. Beide Werke umfassen zusammen etwa 20—25 000 Titel von Büchern, Zeitschriften und Aufsätzen.

Aus diesen 25 000 Nummern wählen ihre Literatur über 99% aller Deutschen aus, wenn sie sich über eine japanische Frage unterrichten wollen. Noch nicht einmal 1% bedient sich der japanischen Originalliteratur, die natürlich hundert- und tausendmal so viele Werke und Bände umfaßt, und von der immer nur ein ganz kleiner Bruchteil übersetzt werden konnte und übersetzt werden kann.

Die im vorstehenden geschilderten Umstände erkannt zu haben, ist das Verdienst der Gründer des Japan-Instituts in Berlin, welches sich vor einer Generationen dauernden Aufgabe sieht: die Geistesschätze Japans in die deutsche »Universitas Literarum« auf breiter Grundlage weiter hineinzuführen und durch Auskunfterteilung und durch literarische Veröffentlichungen, sowie namentlich durch eine quellenmäßig bearbeitete, lesbare Kulturgeschichte von Japan das Weltkulturbild des gebildeten Deutschen des 20. Jahrhunderts um eine von Sympathie getragene Kenntnis eines der eigenartigsten Inselreiche der Welt zu bereichern.

Welch gewaltige Kulturaufgaben! liegen heutzutage auf Deutschland, dem raumengen, übervölkerten europäischen Kontinentalstaat! Wie unendliche Kräfte und wie phantastische Summen bindet und verschlingt bei uns allein das rein geographische Angrenzertum von einem Dutzend Staaten, Sprachen und Kulturen! Mit Grauen sieht der dieser Kulturaufgaben bewußte deutsche Gebildete, welche Kraftverschwendung besonders in den geistigen Zentren Deutschlands, in den Großstädten, getrieben wird mit Vergnügungen und Zeitvertreib, die mit Kultur schon nichts mehr zu tun haben. Der auf der Welt sprichwörtlich gewordene Träger deutscher Geistigkeit, das gute deutsche Buch, ist der Leidtragende. Nicht nur der Absatz des neuen Buches geht zurück, auch das alte Buch, das in die deutschen Bibliotheken verschwunden, dort zum Gebrauch bewahrt wird, ist, fast möchte man sagen, je besser es ist, von Jahr zu Jahr um so weniger verlangt und gekannt. Und doch wäre es schon wirtschaftlich von großer Bedeutung, wenn auch die breite Schicht der Gebildeten wenigstens ungefähr wüßte, was wir an Japanbüchern und an japanischen Büchern in Deutschland haben.

Im folgenden sei darum der Versuch gemacht, einen Blick zu werfen auf die in Deutschland vorhandene Japanliteratur und japanische Literatur. Dabei wird sich eine Reihe von Aufgaben als notwendig herausstellen, die in dieser Hinsicht auf der deutschen Japanologie, auf den deutschen Bibliotheken und auf den großen deutschen Buchhandlungen liegen, und deren baldige Lösung nicht nur von wissenschaftlicher, sondern von großer und allgemeiner Bedeutung ist.

Von jeher hat man dem Deutschen eine gewisse Neigung zur Erlernung fremder Sprachen nachgerühmt. Es ist mit der Berechtigung dieser Behauptung wohl auch nicht viel weiter her als anderswo in Europa, aber man kann unter dem »Japanbuch in Deutschland« eine ganze Reihe englischer, holländischer, französischer u. a., vielleicht sogar portugiesischer Literatur miterwähnen in der folgenden kurzen Übersicht über die Entwicklung der europäischen Japanliteratur bis zu der Zeit (1853), als sich Japan dem Weltverkehr öffnete.

1549 war mit dem Heiligen Franz Xaver zum erstenmal das Christentum durch die portugiesischen Jesuiten nach Japan gebracht worden. Wenn wir hören, daß die Jesuiten das Christentum dort »gepredigt« haben, müssen wir uns fragen, wie ihnen denn angesichts der bis dahin noch ganz unbekannten japanischen Sprache dies möglich geworden ist, zumal sie doch nicht einfache

Probleme des täglichen Lebens zu behandeln hatten, sondern ihnen oblag, die schwierigen Begriffe Seele und Gott, Himmel und Hölle, Sündenvergebung und Erlösung zu erklären. Ein überaus interessantes Werk in deutscher Sprache beschäftigt sich mit diesem Gegenstand, das »Kirchliche Sprachproblem in der Japanischen Jesuitenmission des 16. und 17. Jahrhunderts« von Georg Schurhammer S. J. in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (Leipzig, 1928). — 1926 erschien von G. Schurhammer und E. A. Voretzsch ein weiteres Werk über diese Zeit, die fesselnd geschriebene »Geschichte Japans 1549—1578 von P. Luis Frois, S. J.«, aus dem Portugiesischen übersetzt.

Dort sieht man, daß die Jesuiten damals in Japan tief genug in die japanische Sprache eingedrungen waren, um sich ihrer für alle Zwecke des täglichen Lebens und der christlichen Seelsorge zu bedienen. Es ist ihnen dies natürlich nicht ohne eine lexikalische Grundlage möglich gewesen. Auf Grund eines in damaliger Zeit sehr bekannten siebensprachigen Wörterbuchs aus der Feder des alten Ambrosius Calep (*Ambrosii Celepini Dictio / narivm lingvarum septem, / / Respondent autem Latinis vocabulis, / Graeca, Italica, / Gallica, / Hispanica, / Germanica, / Belgica, / Praefici svnt item tres indices Alphabeticci, ... Basileae, / ex officina Henric. Petrini. / 1575.2.*) haben sie 1595 in Amakusa und 1603 in Nagasaki ein Wörterbuch herausgegeben, welches heutzutage zu den seltensten Büchern auf der Welt gehört. Es wurde bald ins Spanische übersetzt und 1630 zu Manila neu gedruckt. In diesem sogenannten »Jesuitenwörterbuch« sind die japanischen Wörter in Umschrift wiedergegeben und keine japanischen bzw. chinesischen Schriftzeichen verwendet. Léon Pagès hat von dem Lexikon eine französische Ausgabe 1862—68 in vier Lieferungen erscheinen lassen, in der das Portugiesische bzw. Spanische ins Französische übersetzt und die Schreibweise der japanischen Worte in Katakana beigelegt ist.

Der berühmte englische Japanologe Sir Ernest Satow hat auf diese überaus seltene Jesuitenliteratur in einer jetzt ebenfalls seltenen Schrift hingewiesen (*The Jesuit Mission Press in Japan 1591 to 1610, VI, 54 pp. with plates, 4 to, London, 1888.* — Neudruck 1926 — *Privately printed; besprochen von B. H. Chamberlain in den »Transactions Asiatic Society Japan«, vol. XVII [pt. 1]*)

Yokohama, 1889). Er führt darin auch andere Jesuitenveröffentlichungen auf, die infolge der bis 1637 dauernden großen Christenverfolgungen in Japan zu den ganz großen Raritäten in der Bücherproduktion jener Zeit gehören. Wir erwähnen daraus die folgenden:

Sanctos / nogosagveono / vchinvgigaqi / quan dai ichi. / [Verz.] / Fiienzo cvnitacacvnogvn / Iesvsnocompanhianocollegio / Cazzusa ni voite Superiores no von yuruxi uo cò / muri coreuo fan to nasu mono nari. Goxuxxe irai / MDLXXXXI. / 8 . [Satow, Nr. 1]

Nifon no / cotoba to / Historia uo narai xiran to / fossvrv fito no tame- / ni xeve ni yava ragveta- / rv feiqe no Monogatari. / [grav.] / Iesvs no Companhia no / Collegio Amacusa ni voite Superiores no go men- / qio to xite core uo fan ni qizamu mono nari. / Go xuxxe yori M.D.LXXXXXII. [Satow, Nr. 2]

Fides no dōxi / to xite P. F. Luis de Grana- / da amaretaru xo no riacu. / Core uo Companhia no Superiores no go saicatu / vomotte Nippon no cotoba ni vasu. / [grav.] / Iesvs no Companhia no / Collegio Amacusa ni voite Superiores no go men / qio toxite core uo fan ni qizamu mono nari. / Go xuxxe yori M.D.LXXXXXII [Satow, Nr. 3]

Emmanue- / lis Alvare e so- / cietate Iesv / de institvtione grammatica / Libri tres. / Coniugationibus accessit interpretatio / Iapponica. / In Collegio Amaev- / sensi Societatis Iesv / cvm facultate Svpriorvm. / Anno M.D.XCIIII.4°. [Satow, Nr. 4]

Contemptvs / mundi jenbu. / core yovoitoi, Iesv Chris- / tono gecōxequoio manabi tatematçu- / ru michino voxiyuru qiō. / Nippon Iesvsno Companhia / no Collegio nite Superiores no goguegiuo / motte coreuo fanni firaqu mono nari. / Toquini goxuxxeno nenqi. 1596. [Satow, Nr. 6]

Doctrina Christam. / Nagasaqvi ex Officina / Gotō Thome Sōin typographi Societatis Iesv. / Cum facultate Ordinarij, & Superiorum. / Anno 1600. [Satow Nr. 11],

Arte da Lingoa de Ia- / pam composta pello / Padre Ioão Rodriguez Portugues da Cōpa- / nhia de Iesv diuidida em tres / Livros / - Com licença do Ordi- / nario. e Svpiores em / Nangasaqui no Collegio de Iapao da / Companhia de Iesv. / Anno 1604, [Satow, Nr. 13]

Manuale / ad Sacramenta / Ecclesiae ministranda. / D. Ludouici Cerqueira Japonensis Episcopo / opera ad usum sui cleri ordinatum. / - Cum approbatione,

et facultate. / Nangasaquij, / In Collegio Japonico Societatis Iesv. / Anno Domini. M.D.CV. [Satow, Nr. 14]

Epistolae / Iapanicae, / de mvltorvm genti- / lium in varijs Insulis ad Christi / fidem per Societatis nomi- / nis Iesu Theologos / conuersione. / In quibus etiam mores, leges, / lorùmque situs, lucu- / lenter descri- / buntur. / Lovanii, / Apud Rutgerum Velpium, / Sub Castro Angelico. / Cum Priuilegio Regio / Ad 4. Annos. / 1569.

Cartas qve / los padres y her- / manos de la Compa- / ñia de Iesus, que andan en los Reynos / de Iapon escriuieron a los de la mis- / ma Compañia, desde el año de / mil y quinientos y quarēta / y nueue, hasta el de mil / y quinientos y se- / tenta y uno. / En las qvales se da no- / ticia de las varias costumbres y Idolatrias / de aquella Gentilidad: y se cuenta el / principio y successo y bondad / de los Christia- nos de / aquellas par- / tes. / Con priuilegio de Castilla y Aragon. / En Alcala / En casa de Iuan Iniguez de Le / querica. Año / 1575.

Sendschreiben | / Des Ehrwürdi- / gen Herrn Ludouici Froes | / von der Societet Jesu ausz Japponia | von einem jungen Fürsten | wie Ritter- / lich vnd bestendig er sich in seiner bekerung / zu dem Christlichen Glauben erzaigt hat | / Was er auch für anfechtung | betrübnussen / vberstanden: Allen Christglaubigen / sehr nützlich vnd lustig / zulesen. / Ausz dem Latein ver- / teuscht. / - Getruckt zu München | bey / Adam Berg. / Mit Röm: Kay: May: Freyheit nit nachzutrucken. / Anno M.D.LXXXIII. [87 S. Enth. Brief v. 6. Juni 1577]

Lettera / annale / delle cose del Giapone / del M.D.LXXXII. / Con privilegio. / — In Milano. / Appresso Pacifico Pontio, M.D.LXXXV. / Con Licentia de' Superiori. [Von P. Gasparo Coeglio aus Nagasaki, v. 13. Febr. 1582.]

Zeitung | / Welcher Gestalt | im Martio dieses fünffvndachtzigisten Jars | / etlich König vnd Fürsten ausz Japonia ihre / Abgesandten | desz Glaubens halben | genRom / geschickt haben: / Mit angeheffter kurtzer Beschreibung / derselben jetztgemeldten Land / vnnd Inseln: / Auch eines Euangelischen Manns censur vnd / Vrtheil | was von solcher Schickung / zuhalten sey. / — Getruckt vnnd ausgangen im Jar / als man zäle / — M.D.LXXXV.

Frische histori- / sche Relation / Von / Mann vnd Weibspersonen | / so in Japon vmb desz Catholischen / Glaubens willen | den 17. Nouembr. desz / 1608. vnd den 11. Jan. vnd 14. Nouem. desz / 1609. Jars gemartert worden. / Ausz dem / Zu

Rom jüngstgetruckten Ita- / lianischen Exemplar ins Teutsch gebracht. /
Anno [Vign.] 1613. Mit Röm. Keys. Mayest. Freyheit. / Getruckt zu Ingolstadt
durch / Andream Angermayr. [125 S.]

Historische Relation | / Was sich inn etlichen / Jaren hero | im Königreich
Iapon, so wol / im geist- als auch weltlichen Wesen | nam- / hafktes begeben vnd
zugetragen. / Zum andern | von dem Standt vnd Ge- / legenheit der gantzen
OstIndien | wie auch die Ve- / stungen zu Mozambic, Goa vnd Malaca, von den
Hol- / ländern belägert vnd was sie deren orten / auszgericht. / Drittens
Durch Aegidivm Albertinvm, Fürstl. / Durchl. in Bayren | . . . Secretarien, ausz
vnderschiedlichen der / Societet Iesu Italianischen vñ Frantzösischen Jahr-
schreiben | / vnd anderer Herrn Missiuen | in vnser hochteutsche Sprach
vbersetzt. / — Getruckt zu München | / Durch Nicolaum Henricum | im Jahr /
M. DC. IX.

Beweist schon das Vorstehende, daß die Jesuiten in Japan fleißige Literaten waren, so legten die in Europa gedruckten entsprechenden Bücher dafür erst recht Zeugnis ab. Eine Reihe von deutschen Bibliotheken hat, vielfach aus alten Klosterbeständen, geradezu Schätze an solcher äußerst kostbaren Literatur, die von hohem kulturgeschichtlichem Wert wird, sobald bei uns an die Geschichte des europäischen Kultureinflusses in Japan und umgekehrt ernstlich herangegangen wird, eine Aufgabe, die für die nächsten Jahre und Jahrzehnte ohne Zweifel bevorsteht und an der auch von japanischer Seite auf Grund von japanischen Quellen gearbeitet wird, wie das im Japaninstitut in Berlin schon in Erscheinung getreten ist.

Viele wichtige Handschriften aber schlummern noch in den Archiven von Portugal und im Britischen Museum, vielleicht auch in deutschen Jesuiten-Archiven, deren Orte nicht bekannt sind, und harren der Herausgabe und des Druckes.

Es ist auf diesem Gebiet schon manches quellenmäßig einwandfrei erforscht und deutsch veröffentlicht worden. Man braucht nur z. B. die Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens unter Namen wie Rieß, Lönholm, Nachod u. a. m. nachzusehen. Aber der in Deutschland lebende Historiker sieht sich noch immer der Unmöglichkeit gegenüber, in annähernd lückenloser Vollständigkeit die bei uns zugängliche Literatur aus Japans Jesuiten-

zeit (1549—1637) und holländischer Epoche (1609—1853) nachzuschlagen, wenn ihn eine japanische kulturgeschichtliche Frage z. B. im Rahmen weltgeschichtlicher Betrachtung interessiert. Trotz der Bibliographien von Cordier (1922), Nordenskjöld (1883), Pagès (bzw. Wenckstern), worin vieles, aber lange nicht alles, mehr oder weniger erfolgreich aufgesucht werden kann, drängt sich eine übersichtliche, vollständige Zusammenstellung jener alten und kostbaren Literatur als wichtiges Desideratum auf. Bei den sehr hohen Preisen, die seit einigen Jahren die Werke jener Epoche erzielen — (Vgl. 1928. Nr. 314. *Bibliotheca Asiatica* (XXIV). *A Catalogue of Oriental Literature. Old Travels, Jesuit Relations, Books on the Near East, the Far East, Oriental Numismatics, Etc.* W. Heffer and Sons Ltd. Booksellers and Publishers Cambridge, England. Und *Printed Books and Manuscripts on Japan.* — Maggs Bros. 34 & 35, Conduit Street, New Bond Street London, W. and 130, Boulevard Haussmann, Paris. — Nr. 515. 1929. — *Bibliotheca Asiatica*, Part III... *Manuscript of the Sixteenth and Seventeenth Centuries on the Spanish and Portuguese Catholic Missions and Martyrdoms. Commerce, Policy, and Colonial Administration in India, Japan, Siam, China, and the Philippines.* — Maggs Bros. London, W... Paris) — hat die Zusammenstellung gerade jetzt auch wirtschaftlichen Wert. Nur ein wohlgeordneter Katalog dieser Werke, aller ihrer zahlreichen verschiedenen Ausgaben mit allen, zum Teil seitenlangen Titeln, kann diese Lücke wirklich ausfüllen. Das Japaninstitut in Berlin hat daher einen Katalog »Alt-Japan« begonnen, und dazu an die deutschen Bibliotheken die Bitte um Mitarbeit, bzw. um Angabe einschlägiger dort vorhandener Werke gerichtet. Etwa ein Drittel aller deutschen Bibliotheken haben zustimmend geantwortet und Angaben teils in Aussicht gestellt, teils geschickt; einige haben sogar durch Übersendung der Werke selbst die Arbeit des Japaninstituts in allerdankenswertester Weise gefördert. Erstaunlich war, im Laufe der Arbeit zu sehen, wieviele neue, in keiner Bibliothek verzeichnete Titel und Werke aufgefunden wurden, auch solche, die ohne Angabe Japans auf dem Titel zum Teil kapitellange Ausführungen darüber enthalten.

Möchte es gelingen, — wenn das Japaninstitut binnen kurzem den einschlägigen Bibliotheken die erste Umdruckausgabe seines Kataloges versendet, die als sog. Korrektur- und Ergänzungsausgabe mit Berichtigungen und Erweiterungen an das Japaninstitut zurückerbeten wird, um daraus die zur Drucklegung bestimmte

Ausgabe zusammenzustellen — die Mitarbeit möglichst vieler Bibliotheken und auch Antiquariate zu gewinnen. Wertvolles Material kann auf diese Weise wieder ans Tageslicht gefördert, der deutschen Forschung zugänglich gemacht und den Auskunftsstellen bekanntgegeben werden. Mit dem Katalog »Alt-Japan« haben aber die deutschen Bibliotheken auch dasjenige Literaturverzeichnis an der Hand, welches ihnen beim Angebot solcher kostspieligen Literatur die Frage der Anschaffung sofort zu entscheiden gestattet und Doppelanschaffungen in Deutschland vermeiden hilft.

Aber nicht allein die japanische Jesuitenzeit mit ihrer immerhin beschränkten Literatur ist in dem Katalog »Alt-Japan« des Berliner Japaninstituts enthalten. Dieser geht vielmehr bis zum Jahre 1853, wo durch die Amerikaner das verschlossene Japan dem Weltverkehr eröffnet wurde, und umfaßt somit auch die sog. holländische Epoche. Diese aber ist für die Kulturgeschichte Japans von größter Bedeutung: In diese Epoche fallen die ersten Besuche von Deutschen in Japan und die ersten deutschen und z. B. der erste schwedische Bericht über das ferne Inselreich, sodann die einzig dastehenden Werke der beiden großen deutschen Japan-Klassiker Kämpfer und Siebold.

Bibliographische Forschungen im Japaninstitut (siehe die Veröffentlichung von H. v. Schulz in der Japanisch-Deutschen Zeitschrift 1929, S. 1—19, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10) haben eine Reihe von Deutschen festgestellt, die im Laufe des 17. Jahrhunderts kürzere oder längere Zeit in Japan gewilt haben. Der erste, soweit die Forschungen bis jetzt reichen, ist Jürgen Andersen aus Schleswig, der vom 9. bis 18. September 1646 in Japan war; ihm folgte 1651 der Chirurgus und Barbier Johann Jacob Mercklein von Winsheim und 1680—85 der Chirurg Christoph Frick aus Ulm. Wir fügen hier die genauen Titel ihrer Reisebeschreibungen ein:

Orientalische Reise-Beschreibunge Jürgen Andersen aus Schleswig der An. Christi 1644. ausgezogen und 1650. wieder kommen. Und Volquard Yversen aus Holstein so An. 1655. ausgezogen und 1668. wieder angelanget. Seynd beyde respective durch Ost Indien | Sina | Tarta- / rien | Persien | Türkeyen | Arabien gezogen: und haben zu Wasser und Land viel merckliche Dinge gesehen und erfahren; Herausgegeben Durch Adam Olearium Schleswig, ... 1669.

Joh. Jac. Mercklein Journal, oder Beschreibung was sich auf währender unserer neunjährigen Reise im Dienste der Niederländischen Ost-Indischen Comp. zugetragen. — In: Fr. Carons u. Jod. Schouten's „Wahrhaftige Beschreibungen dreyer mächtigen Königreiche | Japan, Siam und Corea von Christoph Arnold vermehrt | verbessert | und geziert. — Nürnberg | 1672.

Christoff Frikens Ost-Indianische Räysen und Krieges-Dienste oder eine Ausführliche Beschreibung was sich Zeit solcher | nemlich von A. 1680. biss A. 1685 hin und wieder begeben. . . . Ulm / gedruckt bey Mattheo Wagnern | 1691.

Diese Reisebeschreibungen gehören somit zu den ältesten und durch ihre Seltenheit bemerkenswertesten Japanbüchern in Deutschland. Namentlich ist die Reiseschilderung Merckleins auch mit hübschen Kupfern verziert.

Hier mag noch Carons Reise erwähnt werden: — Beschrijvinge / Van het Machtigh Koninckrijcke / Japan, / Vervattende / Den aert en eygenschappen vant't Landt, / manieren der Volckeren, als mede hare grouwelijcke / wreedtheydt teghen de Roomsche / Christenen, gesteldt / Door François Caron. / T'Amsterdam, / Door Joost Hartgers, Boeck-verkoeper 1649. — Ein kleines Buch in einer wunderbaren gotischen Type gedruckt, ein drucktechnisches Meisterwerk.

Bis 1641 war Caron Direktor der holländischen Faktorei in Japan. Gerade fünfzig Jahre nach ihm weilte nun in Japan der Mann, mit dem die noch heute mit Recht als wissenschaftlich zu bezeichnende deutsche Japan-Literatur anhebt, Engelbert Kämpfer aus Lemgo in Lippe-Detmold. Sein Werk »Geschichte und Beschreibung von Japan« (Lemgo 1777), ist das erste deutsche »Japanbuch«. Es hat eine überaus merkwürdige Geschichte: wie wir gesehen haben, war Kämpfer nicht der erste Deutsche, der seinen Fuß auf japanischen Boden setzte, aber er war der erste deutsche Wissenschaftler, der als Arzt im Dienste der Niederländischen Ostindischen Kompagnie 1690 und 1691 in Japan noch in jedem Jahre die sog. Hofreise seiner Handelsgesellschaft von Nagasaki nach Yedo und umgekehrt mitgemacht hat. Sein Werk ist noch heute in allem Wesentlichen grundlegend und die erste encyklopädische Beschreibung des Inselreichs und seiner kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Zustände.

Kämpfer starb 1716. Vier Jahre vor seinem Tod erschien sein berühmtes lateinisch geschriebenes Buch: *Amoenitatum / Exoticarum / Politico-physico / medi-*

carum / Fasciculi V, / Quibus continentur / Variae Relationes, Observationes / & Descriptiones / Rerum Persicarum / & / ulterioris Asiae, / multâ attentione, in peregrinationibus per universum Orientem, collectae, / ab / Auctore / Engelberto Kaempfero, D. / (Vign.) Lemgoviae, / Typis & Impensis Henrici Wilhelmi Meyeri, / Aulæ Lippicae Typographi, 1712. 4°, worin er alle möglichen Nachrichten und Forschungsergebnisse von seinen großen Reisen niedergelegt hat, die ihn von Schweden durch Rußland, Persien, Indien, Java bis nach Japan und zurück geführt haben. Durch dieses Buch wurde der englische Sammler Sir Hans Sloane auf Kämpfer aufmerksam und ließ durch den hannöverschen Leibarzt Dr. Steigerthal, der mit seinem Fürsten häufig kontinentale Bäder aufsuchte, in den Jahren 1723—25 Kämpfers gesamte hinterlassene Handschriften aufkaufen. Nach dem im Britischen Museum aufbewahrten Originalbriefwechsel hat dieser Verkauf den Erben Kämpfers 102 ¹/₂ Pfund Sterling eingebracht.

Durch diesen Verkauf nach England ist die von Kämpfer in Deutschland jahrelang angestrebte Drucklegung seiner weiteren Werke endgültig unmöglich gemacht worden. Sir Hans Sloane ließ jedoch in London von einem dort ansässigen schweizer Arzt, namens Scheuchzer, Kämpfers Geschichte von Japan ins Englische übersetzen. Diese Übersetzung erschien in zwei mit guten Kupfertafeln versehenen Foliobänden in London und erregte großes Aufsehen. Das der Übersetzung zugrunde gelegte Manuskript Kämpfers ist größtenteils verloren; nur noch ein Rest wird im Britischen Museum aufbewahrt.

Die deutsche Ausgabe von Dohm, die 50 Jahre nach der englischen erschienen ist, geht auf zwei Abschriften von Kämpfers Geschichte von Japan zurück — davon eine von der Hand eines Neffen des Verfassers — welche beide dem Verkauf nach England entgangen und in Lemgo in Vergessenheit geraten waren. Die Manuskripte, bzw. das aus beiden zusammen hergestellte Manuskript dieser deutschen Ausgabe scheint restlos verloren zu sein. Aber auch die Kämpfersche Ausgabe von 1777 ist vergriffen. Schon 1783 ist eine abgekürzte Ausgabe davon in kleinerem Format in Frankfurt und Leipzig erschienen, seitdem nichts mehr.

Obwohl es außerdem noch zwei französische und eine holländische Kämpfer-Ausgabe gibt, sind doch die englische von 1728 und die deutsche von 1777 die wertvollsten geblieben. Allerdings sind alle Ausgaben durch Hunderte von Druckfehlern besonders in den japanischen Namen verunstaltet, und diese

Druckfehler scheinen von den des Japanischen unkundigen Abschreibern verschuldet zu sein. Ihnen war die stellenweise etwas schwierige Handschrift Kämpfers natürlich in allen deutschen Wörtern durchaus lesbar, während sie in den ihnen unbekannten japanischen Namen sich häufig irrten. So wird bei der notwendigen Neuherausgabe von Kämpfers gesammelten Werken für den Japan betreffenden Teil auf die einzige anscheinend noch vollständig vorhandene Handschrift zurückgegriffen werden müssen, die sich im Britischen Museum befindet und vom Schreiber dieses Aufsatzes im Sommer 1928 eingehend durchgegangen worden ist. Übrigens nähern sich die jahrelangen vorbereitenden Arbeiten des Kämpfer-Forschers Dr. Karl Meier-Lemgo und die Vorstudien, die im Japan-Institut in Berlin für diese Kämpfer-Ausgabe gemacht werden, ihrer Vollendung. Es mag gestattet sein, auch die Titel der anderen hier genannten Arbeiten und Bearbeitungen Kämpfers bibliographisch genau anzugeben:

Engelbert Kämpfers M. D. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedicus abgekürzte Geschichte und Beschreibung des japanischen Reichs aus den Originalhandschriften des Verfassers mit Erinnerungen von Christian Wilhelm Dohm, Professor und Herrn Hofleibarzt Casimir Medicus herausgegeben. Mit Kupfern. Frankfurt und Leipzig 1783.

Engelbert Kämpfers Weyl. D. M. und Hochgräfl. Lippischen Leibmedikus Geschichte und Beschreibung von Japan Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1777—1779. 2 Bde. in-4.

Histoire naturelle, civile, et ecclesiastique de l'empire du Japon: Composée en Allemand Par Engelbert Kaempfer, ... Et traduite en François sur la Version Angloise de Jean-Gaspar Scheuchzer ... A Amsterdam, Chez Herman Uytwerf. M.DCC.XXXII.

The History of Japan, giving an Account of The ancient and present State and Government of that Empire; Written in High-Dutch by Engelbertus Kaempfer, ... and translated from his Original Manuscript, never before printed, By J. G. Scheuchzer, ... London. With the Life of the Author, and an Introduction ... Illustrated with many copper plates. — London: Printed for the Translator. MDCCXXVII in-fol.

De Beschryving van Japan, behelsende een verhaal van den ouden den tegenwoordigen Staat en Regeering van dat Ryk, van deszelds Tempels, ...

In't Hoogduytsch beschreven door Engelbert Kaempfer, ... Uyt het oorspronkelyk Hoogduytsch Handschrift, ... in het Engelsch overgezet, door J. G. Scheuchzer, ... En uyt het Engelsch in't Nederduytsch vertaalt. — t'Amsterdam, By Arent van Huyssteen, ... 1733. in fol. (vgl. dazu Karl Meier-Lemgo »Die erste Erforschung Japans durch Engelbert Kämpfer«. Köln. 1928. Schaffsteins Grüne Bändchen Nr. 79).

Es ist nun wohl kaum ein reiner Zufall, sondern durch die englische Kämpfer-Ausgabe von 1728 mit zu erklären, daß sich zu den bei der Niederländischen-Ostindischen Kompagnie tätigen Ärzten und Naturforschern auch ein Schwede gesellte, der später noch lange Jahre in Upsala als hochangesehenes Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften lebende Carl Peter Thunberg. Ihn hat dort Seume, der bekannte Verfasser des Spaziergangs nach Syrakus, 1805 noch besucht. Thunbergs Reisebeschreibungen — er war 1776 in Japan gewesen — gehören ebenfalls zu den sehr gesuchten Büchern über Japan und seien daher hier genau dem Titel nach mitgeteilt:

Voyages de C. P. Thunberg, au Japon, Par le Cap de Bonne-Espérance, les îles de la Sonde, etc. Traduits, rédigés et augmentés de notes considérables Par L. Langlés A Paris, An IV. [1796].

Voyage en Afrique et en Asie, principalement au Japon, pendant les années 1770—1779. Servant de suite au Voyage de D. Sparmann; Par Charles-Pierre Thunberg Traduit du Suédois A Paris, . . . L'an troisième de la République (1794).

Travels in Europe, Africa, and Asia, made between the years 1770 and 1779. In four volumes . . . By Charles Peter Thunberg . . . London, 1795.

Thunberg, C. P. Resa uit Europa, Asia. Africa. Upsala, 1789—93, 8vo, 4 vol.
— — — — übersetzt von C. H. Grosskurd, Berlin, 1792, 8vo, 2 vol.

— — — — K. P. Thunbergs Reisen in Africa und Asien, vorzüglich in Japan, während der Jahre 1772 bis 1779 auszugsweise übersetzt von Kurt Sprengel, und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Reinhold Forster, Berlin, 1782, 8vo.

C. P. Thunberg, Observationes in linguam Japonicam. Nova acta Upsal. (V. 258—273). 1792.

In diesem Zusammenhang sei es gestattet, noch einmal einen Blick zurückzuwerfen auf eine frühere Zeit, als der erste Schwede in Japan war, Olof Erickson

Willmann. Sein Buch *Een kort Beskriffning Uppå Trenne Resor och Peregrinationer | sampt Konungarijket Japan: I. Beskrifwes een Reesa som genom Asia | Africa och många andra Hedniska Konungarijken | . . . aff Nils Matson Kiöpping. II. Förstelles thet stoor och machtige Konungarijke Japan | III. Beskrifwes een Reesa till Ost-Indien | China, och Japan giordhoch beskrefwen aff Oloff Erickson Willman. IV. Vthfores een Reesa ifrån Musscow . . . etc.* — Wisingsborgh, Johann Kankel, anno 1667 gehört unzweifelhaft zu den ersten europäischen Quellschriften über Japan nach der Jesuitenzeit. Es ist hübsch geschrieben und nur in einer zweiten Auflage (1674) in der Preußischen Staatsbibliothek vorhanden. Eine deutsche Ausgabe der Abenteuer jener ersten schwedischen Japanfahrer ist im Japaninstitut in Berlin in Vorbereitung.

Aber kehren wir wieder zum deutschen Japanbuch jener Zeit zurück. Zwanzig Jahre nach Thunbergs Japanfahrt wurde dann in Würzburg der zweite große deutsche Japanklassiker geboren, Philipp Franz v. Siebold. Er war der Sproß einer alten Medizinerfamilie, die sich namentlich auf dem Gebiet der Geburtshilfe seit Jahrzehnten an der Universität in Würzburg eines hervorragenden Rufes erfreute. So kam es, daß auch Philipp Franz v. Siebold sich dem ärztlichen Beruf zuwandte und 1820 an der Universität Würzburg zum Doktor promovierte. Sein Doktor-Diplom und das ihm 1833 nach Rückkehr von seiner berühmten japanischen Reise verliehene Ehren-Doktor-Diplom der Universität Würzburg, mit Siegel in silberner Kapsel, werden als bedeutsame Dokumente im Japaninstitut in Berlin unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

Siebolds Leben ist aus der von seinem Sohn Alexander verfaßten Lebensbeschreibung bekannt, die der zweiten Auflage seines Nippon-Werkes vorangeht. Im übrigen ist diese längst vergriffene zweite Auflage eine stark verkürzte und dürftige Neuausgabe seines Lebenswerks und infolge des wenig guten Papiers und der technisch mäßigen Reproduktion der Bilder, wegen des fehlenden Index usw. keine besonders erfreuliche Erscheinung unter den deutschen Japanbüchern.

Ganz anders die erste Auflage: »Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern: Jezu mit den südlichen Kurilen, Krafto, Koorai und den Liukiu-Inseln, nach japanischen und europäischen Schriften und eigenen Beobachtungen bearbeitet von Ph. Fr. von Siebold, . . . Ausgegeben unter dem Schutze Seiner Majestät des Königs der Niederlande. — Leyden, bei dem

Verfasser. Amsterdam bei J. Muller & Comp. Leyden bei C. C. van der Hoek. 1832.« Dies ist nicht nur das größte, sondern auch zweifellos das umfassendste aller über Japan in europäischen Sprachen geschriebenen Werke. Es ist gleichzeitig zum größten Teile holländisch erschienen und, in Teilen, in stark verkleinertem Format französisch und russisch.

Das Werk erschien in Lieferungen und auf Subskription, und zwar nur in etwa einhundert Exemplaren, welche alle unvollständig sind. Der im Nachlaß des Verfassers vorgefundene »Prospekt« verzeichnet drei verschiedene Ausgaben zu 25, 20 und 15 holl. Gulden pro Lieferung. Dieser Prospekt, ein bibliographisches Kulturdokument seiner Zeit, hat folgenden Wortlaut:

Subscriptionsbedingnisse.

Bei der Ausgabe eines so ausgebreiteten, kostbaren Werkes kann der rasche Fortgang und die gute Ausführung nicht zweckmäßiger, als durch Subscription gesichert werden. Auf das ganze Nippon-Archiv steht die Unterzeichnung bis zur Erscheinung des sechsten Heftes offen. Eine später erfolgende Unterzeichnung wird nur auf jene Hefte angenommen, welche noch zu erscheinen haben; die bereits ausgegebenen Lieferungen dagegen unterliegen einer Erhöhung des Preises um den vierten Theil.

Die Preise der Unterzeichnung, beim Empfange jeder Lieferung zu entrichten, sind folgende:

- A. Der Text in groß-imperial Quartform, fein Velinpapier, die Steindruckblätter auf halben Bögen, groß-imperial Velinpapier; die Kleidertrachten, Gewächse, u. d. gl. mit Farben ausgemalt, die Tafeln ungeheftet, in gefälligem Pappeumschlage, f. 25.

Dem Atlas dieser Form ist ein auf den Inhalt des Werkes anspielendes Titelblatt beigegeben.

- B. Der Text in groß-imperial Quartform, fein Velinpapier; die Steindurchblätter in derselben Größe, ledig in einem Umschlage; Trachten, Gewächse, u. d. gl., ausgemalt, f. 20.
- C. Der Text in groß-imperial Quartform, fein Velinpapier; die Steindruckblätter in gleicher Größe, ohne Ausmalung, mit einem Umschlage, f. 15.

Die Unterzeichnung steht offen bei dem Verfasser, bei J. Muller & Co. zu Amsterdam, bei C. C. van der Hoek zu Leyden, und in den vornehmsten Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Das ganze Werk, aus 20 bis 25 Heften bestehend, wird in einzelnen Lieferungen, jede 6 bis 8 Bögen stark, in groß-imperial Quartform, mit 20 Steindruckblätter, ausgegeben, Blätter in Folio werden jede für 2 Quartblätter gerechnet. Jährlich werden 4 Hefte erscheinen. Im Laufe der Ablieferungen wird jeder Abteilung ein Titelblatt für Text und Atlas beigegeben, und am Schlusse des Archivs für die Abhandlungen, Auszüge u. dgl., eine systematische Ordnung angewiesen werden. —

*

Unter den Subskribenten auf ein derartig teures Werk standen natürlich die europäischen Souveräne und Fürsten an erster Stelle. Die Lieferungen erfolgten in großen Zeitabständen, bedingt vielfach durch den langsamen Eingang der Zahlungen, und die Versendung der kostbaren zum Teil handgemalten Tafeln, der großen Karten in Doppelfolio und der Druckbogen in Großquart verursachte hohe Portokosten; auch gingen hin und wieder Sendungen verloren. So erklären sich die vielfachen, meist gar nicht ausfüllbaren Lücken in den einzelnen Exemplaren. Ein einigermaßen vollständiges Nippon-Werk in der 1832—52 erschienenen großen Originalausgabe erzielt heute je nach der Erhaltung und dem Grade der Vollständigkeit 5—10000 Mark. Es muß als ein besonderer Glücksfall bezeichnet werden, daß eines der schönsten und vollständigsten Exemplare, aus dem Besitz des Kaisers Franz I. von Österreich († 1835), sichtlich das Lieblingskind eines gewissenhaften Bibliothekars, von ausgezeichneter Erhaltung in vier Bände gebunden, durch Ankauf in das Japaninstitut in Berlin gelangt ist; dort befindet sich, mit einer Stiftung von Frau Cl. Sielcken-Schwarz (Baden-Baden) vom Institut erworben, auch ein großer Teil der Handschriften Philipp Franz von Siebolds, aus dem Nachlaß seines ältesten Sohnes.

Ein eigentümliches Geschick hat diesem größten Japanbuch aller Zeiten, wozu sein Verfasser unter Lebensgefahr von 1823—1830 in Japan die Grundlagen Stück für Stück zusammengebracht hatte, doch die Vollendung versagt. 1851 schrieb Siebold: »Mit Ablieferung des 17., 18., 19. und 20. Heftes ist unser

Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern, bis auf zwei Lieferungen vollendet. Diese beiden letzten Hefte werden im Laufe des Jahres 1852 erscheinen und ihnen die Titelblätter zu den verschiedenen Abteilungen des Werkes und an 100 Bogen Text mehr als im Prospectus versprochen, gratis beigegeben werden. Die Mannichfaltigkeit der wissenschaftlichen Gegenstände, welche in diesem Werke behandelt werden, und der Reichthum des von uns auf Japan dazu gesammelten Baustoffes bestimmten uns, die Bogenzahl desselben zu vermehren, und die Beschreibung eines Landes, worauf in neuerer Zeit die Blicke aller Seefahrt und Handel treibenden Nationen der gebildeten Welt gerichtet sind, so ausführlich und vollständig als möglich zu bearbeiten. Am Schlusse des Archivs wird den Abhandlungen und den darauf bezüglichen Abbildungen, Karten, Übersichtstafeln u. dgl. eine systematische Ordnung angewiesen werden. Wir ersuchen daher die Herren Subscribenten und Buchhändler, uns mit Reclamationen von fehlenden Textbogen, lithographischen Abbildungen, Karten u. s. w. bis dahin zu verschonen. — Leiden und St. Martin bei Boppard a/R. im September 1851. — v. Siebold.

1853 aber, als die Öffnung Japans für den Weltverkehr durch das amerikanische Geschwader des Kommodore Perry herbeigeführt worden war, ergriff den 57jährigen Forscher die Nachricht von einer Möglichkeit, das Land seiner Liebe und Arbeit wiederzusehen so heftig, daß er die Fortsetzung seines Werkes aufgab, und alle vorhandenen Lieferungen und Reste an den Londoner Buchhändler Quaritch abstieß. Dieser ließ, so gut es gehen wollte, eine Übersicht über die sieben Text- und sieben Tafelteile anfertigen, die fehlenden Titelblätter schlecht und recht drucken, und verkaufte, was er auf diese Weise erworben hatte, mit großem Profit, denn schon damals erzielte das Werk, welches in den 80er und 90er Jahren in besseren Exemplaren 1500 Mk. kostete, einen über den Subskriptionspreis hinausgehenden Betrag.

Auch die anderen Werke Philipp Franz von Siebolds, seine *Bibliotheca Japonica*, die er zusammen mit einem chinesischen Mitarbeiter Kotchingchang und dem genialen holländischen Sprachforscher J. J. Hoffmann († 1878) veröffentlichte, und seine *Fauna Japonica* in vier prachtvollen Bänden, sowie seine herrliche *Flora Japonica* sind Werke, die Tausende von Mark kosten, wenn man sie überhaupt bekommen kann. Die beiden letztgenannten Werke sind vollständig er-

schiene. Die *Flora Japonica* ist der russischen Großfürstin Anna Pavlowna, Gemahlin Wilhelm Friedrichs von Oranien, gewidmet. Übrigens hat Siebold nach dieser von ihm hochverehrten Fürstin die japanische kaiserliche Wapppflanze *Paulownia Imperialis* genannt.

Es ist Philipp Franz von Siebold nun tatsächlich gelungen, noch einmal nach Japan zu kommen. In Begleitung seines erst dreizehnjährigen Sohnes Alexander landete er, der 1823 zum erstenmal Nagasaki besucht hatte, dort wieder 1859 und verweilte in Japan bis 1861. (Vgl. Baron A. v. Siebold, Ph. Fr. von Siebolds letzte Reise nach Japan, 1859—62. Berlin, 1903).

Philipp Franz von Siebold starb 1866 in München mitten in den Vorbereitungen zu einer dritten Japanreise. Sein literarischer Nachlaß, namentlich auch seine Bildersammlung von Japan, alles vor der Zeit der Photographie von Künstlerhand ausgeführt, befindet sich zum größten Teil im Besitze seines Enkels, des Grafen Alexander von Brandenstein-Zeppelin, viel Handschriftliches ist im Japaninstitut und einige Bände des niederländisch-japanischen Wörterbuchs, welches Siebold in Nagasaki anlegte, sind ins Britische Museum nach London gekommen. Seine beträchtlichen Sammlungen jedoch befinden sich in Leiden, München und Würzburg, einige Stücke daraus auch in Berlin.

Bei der im Februar 1928 stattfindenden Einweihung des Siebold-Gedächtniszimmers im Japaninstitut in Berlin trat der Plan hervor, die große Nippon-Ausgabe, ein Buch von außerordentlicher kultureller Bedeutung, mit Hilfe des reichen von der Siebold-Forschung in den letzten Jahrzehnten zu Tage geförderten Materials an Bildern, Briefen, Dokumenten für die letzten nicht mehr erschienenen Lieferungen, zu ergänzen und neu herauszugeben. Der von der rühmlich bekannten Firma Ernst Wasmuth A.-G. in Berlin angeregte Plan wird hoffentlich dazu führen, die prachtvollen Bände, ein unvergängliches Werk deutschen Forschermutes und wissenschaftlicher Gründlichkeit, in der vom Verfasser geplanten Vollständigkeit, und darüber hinaus noch mit den Bildern usw. aus seinem Nachlaß geschmückt der deutschen gebildeten Welt darbieten zu können. Wenn es nicht in dem Riesenfolio und -Quart der Erstausgabe möglich ist, dann in einem kleineren handlichen Format und womöglich mit den meisten Bildern in modernem Reproduktionsverfahren unmittelbar nach den künstlerischen Originalvorlagen.

Alexander von Siebold hat in einer vierzigjährigen Diplomatenlaufbahn ohne Parallele in den japanisch-deutschen Kulturbeziehungen das Werk seines Vaters fortgesetzt. Sein Nachlaß, von dem sich ein Teil in der Buchhandlung Gustav Fock in Leipzig befindet, verdient, wenn die Geschichte der japanisch-europäischen Kulturbeziehungen geschrieben wird, die ernsteste Beachtung.

Auch auf dem medizinischen Gebiet darf ein Buch nicht unerwähnt bleiben: F. Schottländer, Erwin von Baelz, 1849—1913, Leben und Wirken eines deutschen Arztes in Japan (Stuttgart 1928). Leider liegen die Lebenserinnerungen seines Freundes und Kollegen, des Professors Scriba, der mit Baelz an der Universität in Tokyo tätig war, noch nicht vor.

Damit sind wir aber schon in die Neuzeit eingetreten, da Japan nicht mehr wie eine Muschel in der Schale sich dem Einfluß des Abendlandes verschloß, sondern in regsten Austausch mit der europäischen Geisteswelt eingetreten ist. In dieser Zeit ist es im Rahmen dieses Aufsatzes aus Raummangel nicht mehr annähernd möglich, die Fülle der Japanbücher auch nur zu nennen. Einiges sei trotzdem gestattet noch anzuführen; aber es bedeutet keinesfalls ein ablehnendes Urteil, wenn hier und da ein Name fortbleiben mußte.

Es gibt einen weltbekannten Aufsatz über Japanbücher in Chamberlains *Things Japanese*, einem zu dem Besten gehörenden Werk, was überhaupt über Japan geschrieben worden ist. Chamberlain nennt darin ein Dutzend Werke und bemerkt dabei, daß eine derartige unvollkommene kurze Liste wenigstens besser sei als gar keine. Wenn die von mir gegebene Liste nun etwas anders ausfällt, wie die vor 25 Jahren niedergeschriebene des berühmten englischen Japanologen, so macht sie ganz gewiß deswegen nicht entfernt den Anspruch besser zu sein.

Ich beginne mit zwei sehr ernst zu nehmenden Sammelwerken:

I. »Die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens«, der 1872 in Tokyo von Deutschen und Japanern gegründeten und bis heute blühenden Gesellschaft gleichen Namens. Ein 1927 erschienener Katalog des Verlags Asia Major gibt eine willkommene nach Verfassern geordnete Übersicht aller bis dahin erschienenen Arbeiten und Aufsätze.

Die berühmten *Transactions of the Asiatic Society of Japan* sind das englische Gegenstück zu der uns Deutschen besonders nahestehenden vorgenannten periodisch erscheinenden Sammlung. Infolge der Vernichtung der Bestände

durch das große Erdbeben 1923 gehört ein vollständiger Satz der *Transactions* zu den Kostbarkeiten, die sich im allgemeinen der Privatmann nicht leisten kann. Dagegen befinden sich in den größten deutschen Bibliotheken von Berlin, München, Hamburg, Leipzig diese für das Studium unerläßlichen Bänderreihen, in manchen auch das europäische Gegenstück: die seit 1892 in 25 Bänden erschienenen *Transactions and Proceedings of the Japan Society in London*.

II. An zweiter Stelle ist zu nennen Reins zweibändiges Werk »Japan, nach Reisen und Studien«, 1. Bd. 2. Aufl., Leipzig 1905; 2. Bd. Leipzig 1886, und sein englisches, weniger wissenschaftliches Gegenstück: Brinkley *Japan and China* London, 1904. Beiden Werken ebenso wie dem französischen von Mazelière, *Le Japon. Histoire et Civilisation* (8 vols. Paris 1907—23.) haftet der Nachteil an, den alle umfassenden Darstellungen eines großen Reiches und begabten Volkes bei der Bearbeitung durch einen einzigen Verfasser haben werden, daß gewisse Seiten je nach Neigung und Anlage des Verfassers zu kurz kommen.

III. An dritter Stelle ist die großangelegte Geschichte von Japan von Murdoch *A History of Japan*, 3 vols. (Yokohama 1910, Kobe 1903, London 1926.) zu nennen, die mit der Meiji-Zeit abschließt. Eine bequeme Ergänzung dazu bildet Okumas *Fifty Years of New-Japan*, ursprünglich japanisch erschienen unter dem Titel *Kaikoku go ju nen shi*. Das deutsche Gegenstück zu Murdochs Werke verdanken wir Nachod (Geschichte von Japan. Bd. 1: Die Urzeit bis — 645 n. Chr. — Gotha, Perthes 1906). Der umfangreiche zweite Band befindet sich im Druck; sein erster Teil ist demnächst zu erwarten. Damit ist aber noch nicht das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung abgeschlossen, so daß Deutschland auf seine deutsche Geschichte von Japan noch längere Zeit wird warten müssen.

IV. Auf dem Gebiet der japanischen Literatur nennen wir Karl Florenz »Geschichte der japanischen Literatur« (Leipzig, C. F. Amelang, 1906), und von demselben, »Die japanische Literatur«, in Die Kultur der Gegenwart Teil I, Abt. 7 III (Leipzig, B. G. Teubner 1907. 8^o) und deren englischen Vorgänger *A History of Japanese Literature* von W. G. Aston (London 1899). Die beiden berühmten Sterne am Himmel der japanischen Wissenschaft haben sich auch beide durch eine Übersetzung des *Nihongi* und durch zahlreiche andere Veröffentlichungen ausgezeichnet:

Japanische Mythologie. Nihongi »Zeitalter der Götter«. Nebst Ergänzungen aus andern alten Quellenwerken. Von Dr. Karl Florenz Bungaku-Hakushi Professor an der Universität zu Tokyo. Mit Illustrationen. — Tokyo, Druck der Hobunsha. 1901. 2 Bde. 8°.

Nihongi. Übersetzt von Aston. 2 Bde. Suppl. zu den *Transactions and Proceedings of the Japan Society London*.

V. Wenn auf dem Gebiete der Kunst Chamberlain Wm. Andersons *Descriptive and Historical Catalogue of Japanese and Chinese Paintings in the British Museum* aufführt, so sind auf deutscher Seite zu nennen vor allen Dingen Brinckmann »Kunst und Handwerk in Japan« (Berlin 1918), Große »Die ostasiatische Tuschmalerei (Berlin 1922), »Der Stil der japanischen Lackkunst« (Zschr. f. Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft Bd. 1. 1906) und »Die ostasiatische Plastik« (Zürich, Seldwyla. 1922) sowie O. Kümmel »Kunstgewerbe in Japan« (Berlin 1911) und sein eben erst im »Handbuch der Kunstwissenschaft« erschienener, reich illustrierter Beitrag »Die Kunst Chinas, Japans und Koreas«, der, aus dem reichen Wissen des Verfassers, eine für weite Kreise berechnete meisterhafte Übersicht bietet. In diesem Zusammenhang kann sich der Freund der Kunst Japans nicht versagen, auf die vortrefflichen Baltzerschen Bücher »Die Architektur der Kultbauten Japans« (Berlin 1907) und »Das japanische Haus« (Berlin 1903) sowie auf Rumpf »Meister des japanischen Farbenholzschnittes; — Neues über ihr Leben und ihre Werke« (Berlin, De Gruyter. 1924) hinzuweisen.

VI. Auf dem Gebiet der Sprache nennen wir:

Lehrbuch der japanischen Umgangssprache von Prof. Dr. Rudolf Lange. Formenlehre und die wichtigsten Regeln der Syntax. Berlin 1906.

Einführung in die japanische Schrift. Stuttgart und Berlin 1896.

Übungs- und Lesebuch zum Studium der japanischen Schrift von Prof. Dr. Rudolf Lange. 2. Aufl. Berlin 1909.

Clemens Scharschmidt. Schriftreform in Japan. Ein Kulturproblem. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. 1. Abt.: Ostasiatische Studien. Bd. 26/27, 1924. S. 163—212.

— — Unshū-Shōsoku oder Die Briefsammlung des Unshū. Von Fujiwara Akihiro. Der älteste japanische Briefsteller (11. Jahrhundert n. Chr.). Übersetzt von Cl. Scharschmidt. Mitteilungen d. Sem. f. Or. Spr. zu Berlin. Jahrg. XXI. 1918.

A Practical Introduction to the Study of Japanese Writing (Moji no Shirube) by Basil Hall Chamberlain. London 1905.

— — A Handbook of Colloquial Japanese . . . 4. ed. London 1907.

Sansom, G. B. — An historical Grammar of Japanese. Oxford 1928.

Pierson, J. L. — 10000 Chinese-Japanese Characters. E. J. Brill, Leiden 1926.

An unabridged japanese-english Dictionary, with copious illustrations by F. Brinkley, F. Nanjo, Y. Iwasaki. Tokyo 1896.

J. G. Hepburn, A Japanese-English and English-Japanese Dictionary. Tokyo 1903.

J. M. Lemaréchal, Dictionnaire Japonais-Français. Tokyo-Yokohama 1904.

VII. Über japanische Religion, namentlich Buddhismus sind Karl Florenz »Die historischen Quellen der Shintō-Religion« (Göttingen 1919) und H. Haas »Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier. II. Fortschritte des Christentums unter dem Superiorat des P. Cosmo de Torres« (Suppl. der MDGO. Tokyo 1902 und 1904) von führender Bedeutung. Dazu kommen Reischauers *Studies in Japanese Buddhism* (New York-London 1917), D. T. Suzukis *Essays in Zen Buddhism* (London 1927) und *Le Bouddhisme Japonais* von Ryauon Fujishima (Paris 1889), ferner das im Erscheinen begriffene japanisch-französische *Hōbōgin*, herausgegeben von Silvain Lévi und der Maison Franco-Japonaise in Japan.

VIII. Unter die bemerkenswertesten Erscheinungen für den allgemein interessierten Japanfreund zählen die Bücher von Lafcadio Hearn, insbesondere seine *Glimpses of unfamiliar Japan* und *Out of the East, Gleanings in Buddha-Fields* und *Kokoro*. Den wunderbaren englischen Stil können natürlich die deutschen Übersetzungen von Berta Franzos (Frankfurt a. M., Rütten und Löning, 1906—1912) nicht so nahe kommen, wie man wünschen möchte, aber wer darauf angewiesen ist, dem können sie nur empfohlen werden.

IX. Über Japans Weltstellung, Land und Volk, geographisch-wirtschaftlich und psychologisch-geopolitisch unterrichteten Bücher wie J. Witte »Japan zwischen zwei Kulturen« (Leipzig 1928) und Haushofers bekannte Schriften »Dai Nihon« (Berlin 1913), »Japan und die Japaner« (Leipzig und Berlin 1923).

X. Zum Schluß sei nur noch für den, dem eine Japanreise beschieden ist, kurz hingewiesen auf Murrays *Handbook for Travellers in Japan* (neunte Aufl. 1907, vergriffen), auf die *Official Guides to Eastern Asia* der Kaiserl. Jap. Staatseisenbahnen (5 Bde. 1913—1917), auf Meyers »Weltreise« und O. Scholz, »Handbuch für den Verkehr mit Japan« (1928), sowie Terry's *Japanese Empire*, London 1914.

Damit dürfte ein dem deutschen Japanfreund und dem deutschen Bücherfreund willkommener Überblick über das Japanbuch in Deutschland zu der Ausführlichkeit, die der Raum erlaubt, geführt sein. Es muß betont werden, daß unter den Japanbüchern in wachsender Anzahl auch solche erscheinen, die von Japanern in englischer oder deutscher Sprache geschrieben sind. Vor allem die bekannten Bücher von Nitobe *Bushidō* (New York u. London, 1900. — Deutsch von Ella Kaufmann, Tokyo 1901), Okakura *The Ideals of the East* (London 1903) und *The Japanese Spirit*, (London 1905), T. Wakameda *Kokinshū* (*Early Japanese Poets*, London 1922), Y. Fujikawa (Kurze Geschichte der Medizin in Japan, Tokyo 1911) und eine Reihe von englischen Zeitschriften, z. B. *The Eastern Buddhist*, Kyoto 1921 bis heute — und sehr viele andere.

Es bleibt noch übrig, über japanische Bücher in Deutschland einiges zu sagen. Entsprechend der leider noch geringen Zahl von Deutschen, die sich — abgesehen von den reizvollen japanischen Bilderbüchern — des japanischen Buches zu bedienen imstande sind, darf ich mich hier kürzer fassen und im allgemeinen auf die Anführung von Werken verzichten, die der deutschen Allgemeinheit, an die sich dieser Aufsatz richtet, nur Titel bleiben würden. Nur eines Buches, welches uns Deutschen besonders nahesteht, sei hier gestattet, zu gedenken, der großen Siebold-Biographie des hochbetagten Professors Dr. S. Kure. Im Jahre 1896 als Broschüre von 120 Seiten erschienen, ist 1928 das prachtvolle Werk im Umfang von nahezu 1500 Seiten in erweiterter, mit vielen Bildern geschmückter Auflage erschienen, ein sprechendes Zeugnis für die in dem Namen Siebold noch heute liegende unverwelkliche völkerverbindende Kraft. Der holländische Titel des Werkes lautet:

Philipp Franz von Siebold, Zijn Leven en Werken. Ter herdenking van zijne verdiensten voor Nippon, beschreven door Prof. Dr. Shuzō Kure, emeritus hoogleeraar aan de Keizerlijke Universiteit te Tokyo. Tweede, vermeerderde en volledig omgewerkte uitgave ter gelegenheid van de viering van de honderdste wederkeer van

den datum van zijne eerste aankomst in Nippon. (Met zes Bijlagen) (Tokyo, Tohodo, Tanaka, 1926).

Wenn im folgenden von japanisch gedruckten Werken die Rede ist, so drängt sich eine Frage auf: wo findet man in Deutschland überhaupt solche Bücher? Wie oben bemerkt, in erster Linie in Berlin in der Preußischen Staatsbibliothek, ferner in der Bibliothek des Seminars für Orientalische Sprachen, in der Handbibliothek des Museums für Völkerkunde und in der Ostasiatischen Kunstabteilung, die jetzt als Asiatische Sammlungen vereinigt sind, in der Staatlichen Kunstbibliothek und in der Bücherei des Japaninstituts. Weitere japanische Bücherbestände befinden sich in München in der Bayerischen Staatsbibliothek und im Ethnographischen Museum, in Leipzig im Ostasiatischen Seminar der Universität, in den Universitätsbibliotheken Hamburg und Göttingen, in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle, in Frankfurt, Heidelberg usw. usw., im ganzen in ungefähr fünfzehn Bibliotheken in Deutschland.

Schon diese Aufzählung zeigt die Notwendigkeit einer Bibliographie aller japanischen Bücher in Deutschland. Das Japaninstitut hat diese Aufgabe schon begonnen und einem guten Kenner der japanischen Literatur, F. Rumpf, anvertraut; durch seine lange Abwesenheit in Japan ist zur Zeit in dieser Arbeit eine Stockung eingetreten.

Es wäre außerordentlich dankenswert, wenn, soweit noch nicht geschehen, sich die im Besitz japanischer Bücher befindlichen deutschen Bibliotheken alle bereit finden möchten, im Austausch gegen den Katalog der Bücherei des Japaninstituts eine Abschrift (Photographie) der japanische Bücher aufführenden Zettel ihrer Kataloge dem Japaninstitut zu überlassen. Das Japaninstitut kann leider aus finanziellen Gründen Katalogisierungsarbeit in fremden Bibliotheken nicht übernehmen und ebensowenig die Verantwortung für richtige Lesung der oft schwierigen Büchertitel, die im Japaninstitut nicht vorliegen oder in der Bibliothek des Japaninstituts nicht vorhanden sind.

Wenn selbst in einem so bekannten Buch wie Serruriers *Catalogue raisonné de 1263 livres et manuscrits japonais enregistrés à la bibliothèque de l'Université, du Musée Ethnographique et du Musée botanique de Leyde (Leyde, 1896)* eine ganze Reihe von irrtümlichen Titellesungen vorkommen und jeder Japanologe zugibt, daß z. B. in der Lesung von Eigennamen die Hilfe eines sachkundigen

Japaners kaum ganz entbehrlich ist, so ersieht auch der Laie, daß man wegen einer irrtümlichen Lesart japanischer Büchertitel niemanden tadeln darf.

Schon um in fremden Bibliotheken die dort katalogisierten Bücher mit Bestimmtheit auffinden zu können, kann das Japaninstitut die dortigen Titel-lesungen in seiner japanischen Gesamtbibliographie von Deutschland nicht gut anders aufführen, wie sie ihm mitgeteilt werden. Es muß der Zeit und den betreffenden Bibliotheken überlassen werden, Irrtümer in ihren Zettelkatalogen zu berichtigen. Natürlich steht zur Beantwortung von Titel betreffenden Anfragen das Japaninstitut gern zur Verfügung, bittet jedoch jeder Einzelfrage das entsprechende Buch unter allen Umständen beifügen zu wollen.

Für den verhältnismäßig geringen Umfang der japanischen Büchersammlungen in deutschen Bibliotheken sind zwei historische Gründe verantwortlich zu machen. Einmal hat man jahrzehntelang versäumt, die in schneller Umwandlung begriffene, namentlich die periodische, japanische Literatur in Deutschland überhaupt zu sammeln. Die Schwierigkeit, Lücken auszufüllen und auf dem Transport oder sonst Verlorengegangenes zu ergänzen, ist auch heute noch eine Crux. So kommt es, daß der mit näherliegenden Aufgaben befaßte deutsche Bibliothekar erst in allerneuester Zeit Mittel und Kräfte für den japanischen Teil seiner Bibliothek hat erübrigen können.

Ein weiterer Grund für die Unzulänglichkeit der japanischen Bücherbestände in Deutschland liegt aber in dem äußerst schnellen Anwachsen der japanischen Bücherproduktion selbst; dieses erschwert außerordentlich ein Nachkommen mit den beschränkten deutschen Mitteln, wodurch wiederum die große wirtschaftliche Bedeutung eines Kataloges aller schon in Deutschland irgendwo vorhandenen japanischen Bücher bestätigt wird.

Selbst der für jede japanologische Arbeit notwendige Grundstock an Lexicis und anderen Hilfsmitteln ist in Deutschland an den allerwenigsten Stellen zu finden. Infolge der Schwierigkeit der japanischen Sprache, der Kompliziertheit und des Umfanges der japanischen Schrift, ist ein Grundstock schon eine kleine Bibliothek für sich, die auf dem Laufenden zu erhalten, die Mittel eines kleinen Instituts restlos, wenn nicht mehrfach verschlingen müßte.

Mit Recht wird von japanischer Seite betont, daß es in Japan 129 Höhere Schulen und Hochschulen gibt, an denen Deutsch gelehrt und gelernt wird; ihnen

stehen nur etwa ein halbes Dutzend deutsche Orte gegenüber, wo man Japanisch lernen kann. Wenn unter den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen in Deutschland dieser Zustand trotz unserer beschränkten Mittel verbessert werden soll, dann muß die Auswahl der für Deutschland aus Japan zu beschaffenden Bücher irgendwo zentralisiert werden, um unnötige Kosten durch Mehrfachbestellung der gleichen Werke auszuschließen. Die gegebene Stelle für diese sehr spezielle Aufgabe dürfte das Japaninstitut in Berlin sein, und zwar deshalb, weil es allein sich in seiner Bücherei ganz auf Japan beschränkt und weil durch das Entgegenkommen und die Initiative der japanischen Regierungsstellen ein Japanisch-Deutsches Kulturinstitut in Tokyo zur Zusammenarbeit und wechselseitigen Förderung ins Leben gerufen worden ist, woher rechtzeitig und regelmäßig die Neuerscheinungen mitgeteilt werden.

Nach dem Vorstehenden kann nicht wundernehmen, daß, wie die deutsche Allgemeinheit, so auch der deutsche Buchhandel dem japanischen Buch noch etwas anders gegenübersteht wie z. B. der europäisch-amerikanischen Auslandsliteratur. Das kann natürlich nur mit der Zeit besser werden. Das Japaninstitut ist selbstverständlich gern bereit, auf Grund seiner Bücherei und soweit seine Kräfte es erlauben, auch dem deutschen orientalistischen Buchhändler bei auftauchenden japanologischen Fragen mit Auskunft zur Seite zu stehen. Mit Freuden kann festgestellt werden, daß davon in wachsendem Maße Gebrauch gemacht wird.

Auch in anderer Hinsicht steht das Japaninstitut in enger Fühlung mit deutschen Verlegern, und zwar der verschiedensten Spezialfächer, je nachdem, ob es sich um eine rein japanologische Veröffentlichung, um ein Werk aus dem Bereich der Geschichte, der japanischen Kultur im allgemeinen oder um Kunst im besonderen, ob es sich um ein Tafelwerk oder um einen Textdruck oder um beides gleichzeitig handelt, was vom Institut oder unter seiner Mitwirkung herauszugegeben in Aussicht genommen ist. Außer schon genannten seien beispielsweise folgende Arbeiten erwähnt:

Der Geist Japans. Studien zu seiner Geschichte.

Vollständige deutsche Übersetzung des Kojiki.

Übersetzung von G. Kato, A Study of Shinto, the Religion of the Japanese Nation.

FRIEDRICH M. TRAUTZ

Übersetzung des Ise Monogatari.

Der Tokaido, Beiträge zur japanischen Kulturgeschichte der Tokugawazeit, und Band »Japan« (300 Bilder aus Land und Volk) in der Orbis Terrarum-Serie von Ernst Wasmuth A.-G.

Ein wissenschaftliches Werk über den japanischen Teekult.

Ein Sachlexikon zur Geschichte und Kultur Japans.

Erschienen ist Nr. 1 der Kleinen Schriften zur japanischen Kultur:

Dr. W. Prenzel, Japanische Blumenkunst.

Im Druck und nahezu vollendet:

O. Nachod, Geschichte von Japan. Bd. II.

Wenn in den Satzungen des Japaninstituts ihm in erster Linie »die Förderung aller auf Japan bezüglichen Spezialwissenschaften« zur Aufgabe gemacht wird, so ergibt sich daraus schon die im vorstehenden näher ausgeführte enge Beziehung des Instituts zum »Japanbuch und zum japanischen Buch in Deutschland«. An derselben Stelle ist aber auch der idealistische Charakter des Instituts zu unzweideutigem Ausdruck gekommen, indem jede politische und wirtschaftliche Tätigkeit ausgeschlossen wird.

Soll aber die ideale Tätigkeit des Instituts, die auf dem Ausbau der Bibliothek und der gesamten Hilfsmittel beruht, weiterentwickelt und zu größeren Leistungen befähigt werden, die dann der ganzen am Japanbuch und am japanischen Buch in Deutschland interessierten Allgemeinheit zugute kommen, so bedarf das Institut der Unterstützung und der Mitarbeit eben dieser Allgemeinheit und des gesamten deutschen Buchhandels, insbesondere des wissenschaftlichen Antiquariats.

UNSERE GEISTIGEN BEZIEHUNGEN ZU DEN VEREINIGTEN STAATEN VON NORDAMERIKA

VON

PAUL GROSSMANN

Geistiges Wechselverhältnis zu Amerika? Gibt es denn so etwas? Liegt nicht das, was wir mit dem reichen Lande drüben zu tun und handeln haben, fast ausschließlich auf wirtschaftlich-materiellem Gebiet? Haben nicht die Leute unter uns recht, die achselzuckend von der Union als von einem üppig wohlhabenden, aber kulturlosen Lande sprechen, dem jede höhere Geistigkeit, jeder Idealismus fehle, dem es deshalb versagt sei, anderen Nationen geistige Gaben im Tausch darzubringen? Hat nicht eben noch das Kriegserlebnis den Beweis geliefert, daß geistig-seelische Brücken gegenseitigen Verstehens von Amerika nach Deutschland nicht bestanden? Gewiß, viel Trauriges muß da zugegeben werden — und dennoch haben die streng Verurteilenden, die Dünkelhaften unter uns unrecht. Gerade das Verkennen und Unterschätzen der Amerikaner hat uns im Kriege vielleicht mehr geschadet wie jeder andere Fehler. Eigentlich könnten wir Deutsche es uns bei einigem Nachdenken selber sagen: Warum sollte ein Volks- und Staatswesen, dessen weiße Bevölkerung zu mindestens einem Drittel, wenn nicht gar zur Hälfte deutsches Blut in den Adern hat und zudem von allen anderen europäischen Nationen wertvolle Bestandteile in sich aufgenommen hat — warum sollte ein solches Volk in den rund drei Jahrhunderten seines Wachsens nicht auch Sinn für die höheren Dinge des Lebens gezeitigt haben? Wer Amerika wirklich kennt, muß zugeben: es besitzt Kultur, nicht nur die von Europa mehr oder weniger mühelos hinübergebrachte, sondern eine mit eigener, neuer Färbung.

Und freudig darf er hinzufügen, daß an der Bildung dieser amerikanischen Kultur deutscher Geist in hohem Grade teilgenommen hat.

Fast schon von den ersten Anfängen der amerikanischen Siedlung an sehen wir ein stetes Hin und Her von Menschen und Gedanken zwischen Deutschland und der Neuen Welt. Unstreitig ist in dieser ganzen Entwicklungszeit bis hinein in die Gegenwart Deutschland weit überwiegend der gebende Teil gewesen; doch lassen sich Rückwirkungen von Amerika nach Deutschland auch schon in der Vergangenheit nachweisen.

Der deutsche Kosmograph Waldseemüller war es, der 1507 dem neuen Lande den Namen »Amerika« gab. Ein anderer Deutscher, Peter Minuit aus Wesel, 1626 zum Gouverneur der Kolonie Neu-Niederland ernannt, kaufte von den Indianern die Insel Manhattan, auf der sich dann aus dem Fort Neu-Amsterdam das gewaltige New York entwickeln sollte.

Auch bei den Anfängen der amerikanischen Demokratie, des *government of the people, by the people, and for the people*, die heute zu den unerschütterlichen Glaubensartikeln jedes echten Amerikaners gehört, ist deutscher Einfluß am Werk gewesen. Hier wirkten ein radikaler amerikanischer Geistlicher, John Wise, und ein Recht und Freiheit liebender deutscher Einwanderer Jacob Leisler, zusammen. England hatte sich der holländischen Kolonie bemächtigt. Leisler, aus Frankfurt gebürtig, und in der Neuen Welt schnell zu Wohlstand gekommen, wurde zum Führer des Volkes von New York gegen die Willkürherrschaft des englischen Statthalters (1689), war selber eine Zeitlang Gouverneur von New York und berief eine gesetzgebende Körperschaft aus Vertretern der Bürger. Was er durch die Tat vertreten hatte, nämlich der Glaube an die unveräußerlichen Grundrechte des Menschen und an das Mitbestimmungsrecht der Regierten, das wurde einige Jahrzehnte später in einer gelehrten Streitschrift von dem Neuengländer John Wise wissenschaftlich begründet, und zwar nach dessen eigener Angabe in Anlehnung an die Gedanken des deutschen Staatsrechtslehrers Samuel Pufendorf. Gewisse wichtige Stellen der späteren Unabhängigkeitserklärung sollen fast wörtlich aus Wises Abhandlung übernommen sein. Leislars Plan, alle Kolonien zu einer gemeinsamen Aktion gegen die französische Gefahr zusammenzubringen, gilt heute als Vorläufer jenes großen Kongresses, dem die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit verdanken.

Auch der erste Schritt zur Erkämpfung der Preßfreiheit in Amerika wurde von einem Deutschen getan. Johann Peter Zenger, dem Herausgeber einer fortschrittlichen Zeitung, gelang es in seinem Kampf mit den Behörden und Gerichten der Auffassung Geltung zu verschaffen, daß die wahrheitsgemäße Darstellung tatsächlicher Zustände nicht an und für sich als aufrührerisch angesehen werden darf.

Während der ganzen kolonialen Periode Amerikas finden wir die Deutschen, als einzelne wie als Gruppe, bei allen großen Streitfragen des öffentlichen Lebens immer auf der fortschrittlichen Seite. Mehr als einmal führten sie dabei Gedanken ein, die aus der deutschen Geisteswelt stammten, aber in der alten Heimat nicht hatten fruchtbar werden können, weil die Zeit nicht reif war, während diese Gedanken im Boden der Neuen Welt Wurzel faßten und zu wirkungsvoller Blüte gelangten. So hatten z. B. schon im Jahre 1688 die Deutschen von Germantown in Pennsylvania einen schriftlichen Beschluß bei der Quäkergemeinschaft eingereicht, letztere solle mit allen ihren Mitteln gegen die Schande der Sklavenhalterei protestieren. Das Original dieser hochinteressanten Urkunde ist von Rudolf Cronau in seinem verdienstvollen Buch über deutsches Leben in Amerika in Faksimile wiedergegeben. Besonders am Aufbau dieser Kolonie Pennsylvania haben die Deutschen mitgearbeitet, und nicht zum wenigsten ihrer freiheitlichen Gesinnung ist es zu danken, wenn Pennsylvanien im späteren Unabhängigkeitskampf mit an der Spitze marschierte. Wie bedeutsam ihr Einfluß gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß selbst ein Mann wie Benjamin Franklin der Besorgnis Ausdruck gab, die Deutschen könnten die ganze Kolonie germanisieren, statt sich selbst anglisieren zu lassen.

Es kam die Zeit des Freiheitskampfes, der Losreißung von England. Die deutschen Kolonisten halfen diesen Kampf innerlich vorbereiten durch ihren Unabhängigkeitssinn und ihre Abwehrstellung gegen englische Bevormundung. Ohne Zweifel hat die große Menge der deutschen Ansiedler auf seiten der Freiheitsbewegung gestanden und wacker unter Washingtons Fahnen gekämpft. Von dem Geist völliger Hingabe, mit dem sie sich der Sache der Freiheit widmeten, legen die Taten eines Mühlentberg, eines Herkheimer glänzendes Zeugnis ab. Preußisch-deutscher Geist schmiedete und schärfte das Schwert, mit dem die Freiheit erstritten wurde. General Steuben, der ehemalige Adjutant Friedrichs des Großen,

brachte Ordnung, Gehorsam und Mannszucht in Washingtons verwahrlostes Heer und machte so erst den endgültigen Sieg der Amerikaner möglich. Zusammenfassend kann man sagen, daß während dieser ganzen Periode, wie auch später noch, treffliche deutsche Männer gar oft auf verantwortungsschweren und mühereichen Posten gestanden haben, aber auf Posten, die nicht eigentlich entscheidende Entschlüsse verlangten und daher bei Umwelt und Nachwelt weniger bemerkt wurden. Eine führende Rolle im politisch-öffentlichen Leben Amerikas haben die Deutschen, mit einer Ausnahme, nie gespielt.

Aber der Freiheitskampf des jungen Staatswesens wirkte auch zurück auf Deutschland selbst. Das junge Dichtergeschlecht mit Klopstock und Wieland an der Spitze jauchzte ihm zu; Schiller, Schubart und andere protestierten gegen die Verschacherung deutscher Soldaten an England zur Unterdrückung der amerikanischen Freiheitskämpfer. Ein Umschwung bereitete sich vor im politischen Denken und Fühlen des deutschen Volks. Friedrichs des Großen sympathisierende und helfende Stellung gegenüber den Amerikanern ist bekannt. Goethes Faust genießt in der Vision von dem »freien Geschlecht«, das auf »freiem Boden« sich kräftig regt, den ersehnten höchsten Augenblick. Und schon hier darf erwähnt werden, daß später der gewiß monarchisch gesinnte Bismarck gesagt haben soll: »Lebte ich in Amerika, so würde ich auch Republikaner sein«. Schließlich bestand ja auch zwischen dem amerikanischen und dem preußisch-deutschen Staat die Ähnlichkeit und Geistesverwandtschaft, daß in ihnen zwei junge Nationen neuer Art in Auflehnung gegen die hergebrachte Ordnung Europas und der Welt emporwuchsen.

Auf die politische Lostrennung folgte Schritt für Schritt auch die innere Unabhängigmachung von England. Sie füllte einen großen Teil des 19. Jahrhunderts und vollzog sich im Zusammenhang mit der Gewinnung der mittleren und westlichen Teile des Kontinents. Dort war es, und nicht in den Küstenstaaten am Atlantik, wo unter stärkster Mitbeteiligung deutscher Einwanderer der neue amerikanische Menschentyp entstand, der amerikanische Nationalcharakter sich entwickelte. Denn in den Oststaaten lebten die Bewohner noch lange in europäischen Gewohnheiten und Überlieferungen fort; dort begann sogar eine Scheidung der Bevölkerung in verschiedene Klassen, und die Ansätze zur Bildung einer Aristokratie waren und sind noch heute unverkennbar. Aber an der immer weiter

sich vorschiebenden Westgrenze der Siedlungen, im Ringen mit der Wildnis der Urwälder und weiten Ebenen des Mississippibeckens waren die Pioniere gezwungen, zu den Anfängen der Kultur, ja zur ungekünstelten Natur zurückzukehren. Hier gab es nicht Klassenunterschiede, sondern Kameradschaft und Gleichberechtigung; der Wert des Menschen wurde nach seinen Leistungen bestimmt; es wuchsen Selbstbewußtsein, Manneswürde, Ritterlichkeit gegen die Schwachen. Dabei leuchtete im innersten Bewußtsein wie ein Stern der Zweck, das Ideal, um dessentwillen man dies alles unternommen hatte: Freiheit, Gerechtigkeit unter den Menschen, Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen. Und es ist unverkennbar, daß gerade diese Vergeistigung des Lebenskampfes, der Gerechtigkeitssinn, der hochstrebende Idealismus germanisches Erbteil waren. Dort also, im mittleren Westen, entstand die soziale Demokratie; dort auch gewann die amerikanische Nation durch die Rückkehr zur Natur die Jugendkraft und Elastizität, um die sie noch heut mit Recht beneidet wird.

Von nun an beobachten wir zwischen dem neuen Land und unsrer Heimat ein ständiges Hinüber und Herüber von befruchtenden Gedanken und von Menschen, die als Träger geistiger Güter gelten dürfen.

Friedrich Lists, des deutschen Nationalökonomen, amerikanischer Aufenthalt kam auch der deutschen Volkswirtschaft zugute. Noch drüben im fremden Lande veröffentlichte er 1827 sein Werk *Outlines of a New System of Political Economy*, nachdem er zuvor die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Volkes von den Anfängen an gewissermaßen am lebenden Modell hatte studieren können. Er sprach als erster die Schutzzollgedanken aus, unter deren Leitung sich Amerika zur gewaltigen Wirtschaftsmacht entwickelt hat.

Viele Deutsche gingen hinüber und nahmen tätigen Teil am Aufbau des neuen Wirtschafts- und Staatslebens. Ihre Berichte über amerikanische Ideen von Freiheit und Demokratie blieben in der alten Heimat nicht unwirksam. Sie übten ihren Einfluß aus auf die deutsche Generation, deren freiheitliche Bestrebungen zur Revolution von 1848 führten.

Während all dieser Jahrzehnte aber bewegte sich von Amerika aus herüber ins »Land der Dichter und Denker« ein Zug von Pilgern, die hier höhere Geistesbildung suchten und fanden. Diese Beziehungen sind in dem kürzlich erschienenen Buch des amerikanischen Universitätspräsidenten Charles F. Thwing *The German*

and the American University ausführlich geschildert. 1766 hatte Benjamin Franklin in der Georgia Augusta zu Göttingen eine Stätte entdeckt, wo junge Amerikaner sich dem *higher learning* widmen könnten. Der erste Amerikaner, der an der Georgia Augusta promovierte, war B. S. Barton, der später der Vater der amerikanischen Medizin genannt wurde. Dann folgte von 1815 an schnell hintereinander ein bedeutsames Quartett: Everett, Ticknor, Bancroft und Cogswell. Alle vier haben im geistigen und öffentlichen Leben Amerikas eine hervorragende Rolle gespielt. Everett wurde Professor des Griechischen an Harvard, dem ältesten College der Vereinigten Staaten, dann Gouverneur von Massachusetts und später Gesandter in England. Ticknor bekleidete an derselben Universität die Professur für neuere Sprachen und Literatur. George Bancroft, ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben von Alexander von Humboldt, machte auf seiner Wanderschaft von Jena nach Göttingen 1819 einen Besuch bei Goethe in Weimar, und der Olympier unterhielt sich mit dem jungen Mann über Carlyle und Emerson. Bancroft, der sich der Geschichtsschreibung widmete, wurde später Gesandter in England und 1867 in Preußen. Cogswell wurde Lehrer der Geologie und Mineralogie an Harvard. Zusammen mit seinem Freunde Bancroft hatte er (etwa 1825) die Round Hill School in der Nähe von Boston, die erste Anstalt nach dem Muster der deutschen Gymnasien, gegründet.

In den hundert Jahren, die nach 1815 folgten, sind über 10000 amerikanische Studenten an deutschen Universitäten eingeschrieben gewesen. Es ist dies nicht eine geschätzte Zahl, sondern sie ist durch vollständige Namensverzeichnisse belegt. Viele von ihnen sind College- oder Universitäts-Präsidenten geworden und dadurch Mittler deutschen Einflusses auf das amerikanische Bildungswesen. Einige haben im späteren Leben den Gesandten- oder Botschafterposten in Berlin bekleidet und in dieser Eigenschaft unserm Lande die einstige Gastfreundschaft nützlich vergolten. So der schon erwähnte Bancroft. Dann der treffliche Andrew D. White, Präsident der Cornell-Universität, der 1879—1881 Gesandter und 1897—1902 Botschafter in Berlin war. Harvardman, Göttinger und Berliner Student wie Bancroft, war A. B. Houghton, der als erster amerikanischer Botschafter nach dem Weltkrieg 1922—1925 unendlich viel Gutes für Deutschland gewirkt hat. Ein Seitenstück zu A. D. White stellt der gegenwärtige Botschafter in Berlin, Jacob Gould Schurman, dar, der in Göttingen und Heidelberg studierte

und ebenfalls lange Jahre Präsident von Cornell war. Über seine unverhohlenen warmherzige Einstellung Deutschland gegenüber herrscht nur eine Stimme des Lobes. Von anderen geistigen Führern Amerikas, die sich ihr Rüstzeug auf deutschen Hochschulen geholt haben, seien nur noch erwähnt die Dichter James Russell Lowell und Longfellow, sowie der Historiker und Bismarckfreund Motley.

Niederschläge amerikanischer Erlebnisse und Eindrücke aus jener frühen Zeit des 19. Jahrhunderts finden wir auch im deutschen Schrifttum, so bei Karl Postl (Charles Sealsfield), Gerstäcker und Lenau. Sealsfield schickte einer späteren Ausgabe seiner Erzählungen aus der westlichen Hemisphäre die Worte voraus: »Der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation sind diese Bilder häuslichen und öffentlichen Lebens freier Bürger als Spiegel zur Selbstbetrachtung gewidmet.«

Angeregt durch solche Schilderungen, abgestoßen durch das politische Elend im Metternichschen Deutschland, wanderten in jenen Jahrzehnten neben den Scharen tüchtiger deutscher Bauern und Handwerker auch viele hochgebildete Männer über das Meer. Die Amerikaner machten nun schon die ersten Versuche, ihre Colleges nach dem Muster deutscher Universitäten umzugestalten, und so fanden denn mehrere der geflüchteten deutschen Akademiker ein willkommenes Wirkungsfeld an amerikanischen Hochschulen, vor allem Karl Follen und Karl Beck an Harvard und Franz Lieber am Columbia College in New York. Follen und Lieber haben auch auf das politische Leben ihrer neuen Heimat hochbedeutenden Einfluß gewonnen.

Dieser geistige deutsche Einfluß wurde dann noch gesteigert durch das Hereinströmen jener Scharen von hochgebildeten und idealgesinnten Deutschen, die man unter dem Namen der Achtundvierziger zusammenfaßt, weil sie infolge der Stürme des Revolutionsjahres 48 das Vaterland verließen. Deutschlands ewig bedauernswerter Verlust bedeutete für Amerika eine hohe Gunst des Schicksals. Denn in dem inneren Leben der Vereinigten Staaten hatte sich ein tieferstes Problem erhoben, das sogar zu einem Auseinanderbrechen der Union zu führen drohte: die Sklavenfrage. Schon Karl Follen war eifrig für die Befreiung der Schwarzen eingetreten und hatte dieser seiner Überzeugung sogar seine Harvard Professorur zum Opfer gebracht. Als feststehend darf gelten, daß ohne die Hilfe der Achtundvierziger der bedeutendste und edelste der amerikanischen Staats-

männer, Abraham Lincoln, nicht zum Präsidenten erwählt worden und somit die Abschaffung der Sklaverei damals noch nicht erfolgt wäre. In dem Bürgerkrieg, der über der Sklavenfrage ausbrach, kämpften Hunderttausende von Deutschen auf der Seite der Union und der Menschlichkeit, waren Helfer bei der sittlichen Erneuerung der amerikanischen Nation. Die Deutschen von Germantown in Pennsylvania waren es gewesen, die zuerst gegen die Sklaverei protestiert hatten, und jetzt waren es wieder Deutsche, die die Entscheidung im richtigen, im menschlich-sittlichen Sinne herbeiführten.

Die leuchtendste Gestalt im Schwarm der deutschen Achtundvierziger in Amerika ist unstreitig Carl Schurz, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in diesen Tagen in symbolischer Einmütigkeit hüten wie drüben feierten. Nachdem er Lincoln in den Sattel hatte heben helfen, ihm und dem Adoptivvaterland als Gesandter in Madrid und als General im Bürgerkrieg gedient hatte, setzte er sich als Journalist und später als Innenminister unter Präsident Hayes 1877—81 für eine durchgreifende Reform des öffentlichen Verwaltungsdienstes ein. Seinen Bemühungen ist es vornehmlich zu danken, daß dem schändlichen Treiben der Beutepolitiker Einhalt getan und an ihre Stelle vorgebildete und geprüfte Beamte gesetzt wurden. Zum endgültigen Sieg gelangte dieser »Civil Service« allerdings erst unter Präsident Cleveland.

Nachdem die Krise des Bürgerkrieges überwunden war, setzte in den neu Vereinigten Staaten allenthalben ein gewaltiges Aufblühen, eine riesenhaft answellende Tätigkeit auf allen Gebieten, auch auf den kulturellen, ein. Immer bedeutsamer wurden die Mitarbeit und der Einfluß deutschen Geistes im kulturellen und öffentlichen Leben der Union. Die Namen auch nur der verdientesten Männer zu nennen oder die Beziehungen auf den verschiedenen Gebieten im einzelnen aufzuzeigen, ist hier unmöglich. Zusammenfassend sei nur darauf hingewiesen, daß deutsches Vorbild oder deutsche Anregung wirksam waren bei der Regelung des amerikanischen Eisenbahnwesens, bei den wirtschaftlichen Unternehmungen der Kommunalverwaltungen, beim Schutz der natürlichen Hilfsquellen, besonders in der Forstwirtschaft, bei der Gewerkschaftsbewegung und bei der sozialen Fürsorgetätigkeit, in welcher letzterer schon zu frühen Zeiten die Franckeschen Stiftungen in Halle Anregung gegeben hatten. Besonders hervortretend war deutscher Einfluß auch im Bildungswesen, wo treffliche, zum Teil

noch lebende deutsche Gelehrte ihr Bestes hergaben für die kräftig emporwachsende amerikanische Kultur. Vom Gebiet der Germanistik seien hier nur genannt der gediegene Philologe von Jagemann, der Gründer des Harvard Germanischen Museums Kuno Francke, der wackere Kämpfe und Faust-Erklärer Julius Goebel, der Leiter der deutschen Abteilung an der Universität von Wisconsin A. R. Hohlfeld. Noch bekannter war vielleicht der Psychologe Hugo Münsterberg an der Harvard Universität. Nicht minder wichtig war die Förderung, welche die amerikanische Heilkunde in fast allen ihren Zweigen von deutschgeborenen Medizinern erfuhr. Die Zahl der hierhergehörenden Namen ist so groß, daß ihre Nennung in dieser Skizze füglich unterbleiben muß. Gibt es doch selbst heute eine »Deutsche Medizinische Gesellschaft der Stadt New York«. In Philadelphia erinnert das berühmte »Wistar Institute of Anatomy and Biology« an den deutsch-pennsylvanischen Mediziner Kaspar Wistar, und in Chicago hat das 1859 gegründete Hahnemann Medical College bis 1922 bestanden.

Mit dem schier unersättlichen Bildungsstreben einer jungen, noch immer werdenden Nation haben die Amerikaner die reichen Geistesgüter, die Deutschland ihnen zu bieten hatte, in sich aufgenommen und verarbeitet. Daß sie unserm Vaterlande dafür dauernden Dank schulden, soll und muß wahr bleiben. Ebenso wahr aber ist es, daß die junge, von feurigen Missionsinstinkten getriebene Nation längst angefangen hat, auch uns an ihren eigenen geistigen Errungenschaften teilhaben zu lassen. Sie ist eifrig bereit und bei aller Bescheidenheit stolz darauf, zu beweisen, daß auch sie etwas leisten kann und zu bieten hat, das über das rein Materielle hinausgeht. Das haben die Einsichtigen in Deutschland auch längst erkannt. Dem Gefasel von der Kulturlosigkeit der Vereinigten Staaten braucht man nur entgegenzuhalten, daß ohne Zweifel die philosophischen Gedanken Emersons, und am Schluß des 19. Jahrhunderts die des Pragmatikers William James sowie des kristallklaren Josiah Royce bedeutsam auf deutsches philosophisches Denken gewirkt haben. Auf unsere Lyrik ist die seltsame, urkräftige Gestalt des Poeten Walt Whitman nicht ohne Einfluß geblieben.

So kam es denn, daß bald nach der Jahrhundertwende von deutscher wie von amerikanischer Seite gemeinsame Schritte unternommen wurden, um die geistigen Wechselbeziehungen zwischen beiden Völkern zu organisieren. Deutsche Gelehrte, die sich drüben in führenden Stellungen befanden, haben dabei tatkräftig

mitgewirkt. Interessant ist es, nachzulesen, was Kuno Francke von seinen Unterhandlungen mit dem verstorbenen Ministerialdirektor Althoff über den geplanten Professorenaustausch zu berichten hat. Der Austausch kam zustande, zunächst zwischen der Harvard-Universität und der preußischen Unterrichtsverwaltung. An Harvard wirkten nacheinander Wilhelm Ostwald, Rudolf Eucken, Eduard Meyer, Paul Clemen, Eugen Kühnemann und Max Friedländer, sowie der Zoologe Kükenenthal aus Breslau und der Theologe v. Dobschütz aus Halle. Entsprechend lehrten in Berlin die folgenden Harvard-Professoren: der Sozialethiker Peabody, der Religionshistoriker Moore, der wegen seiner Arbeiten über Atomgewichte bekannte Chemiker Richards, der Philologe Schofield, der Physiologe Theobald Smith, der Psychologe Münsterberg, und der Mediziner Minot. — Das durch Harvard gegebene Beispiel fand Nachahmung; noch zwei andere Gruppen von deutschen Gastprofessoren waren in den bis zum Weltkrieg folgenden Jahren in Amerika tätig: die Carl-Schurz-Professoren an der Staatsuniversität von Wisconsin und die sogenannten Kaiser-Wilhelm-Professoren. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier einige Namen verzeichnet. Erster Carl-Schurz-Professor in Madison (Wisc.) war der weithinwirkende Eugen Kühnemann aus Breslau. An Cornell lehrten Elster und Bonn, an Columbia (N. Y.) der Anglist Schick aus München und der Historiker Daenell aus Kiel. Zu den Kaiser-Wilhelm-Professoren an Columbia gehörten Hermann Schumacher, Leonhard, Albrecht Penck. Der Germanist Julius Petersen lehrte an der Yale-Universität, sein Fachkollege Friedrich v. d. Leyen an der Stanford-Universität in Californien. Als Gegengabe sandte Amerika die sogenannten Roosevelt-Professoren an die Berliner Universität: zuerst den Staatswissenschaftler und tapferen Deutschlandfreund John W. Burgess, dann den Universitätspräsidenten und Philologen Benjamin I. Wheeler, den Literaturhistoriker Alonzo Smith, den Geschichtsschreiber und Napoleonforscher W. M. Sloane, den Nationalökonom Paul S. Reinsch und den Sozialethiker Felix Adler.

Einen wichtigen Fortschritt in der Organisierung des geistigen Verkehrs mit den Vereinigten Staaten bedeutete es, als 1911 auf Betreiben Hugo Münsterbergs das Berliner Amerika-Institut gegründet wurde, das nunmehr zur zentralen Vermittlungsstätte für alle kulturellen Beziehungen zu Amerika, besonders für die noch anzubahnenden, werden sollte. Münsterberg selbst war sein erster Direktor.

Das neue Institut übernahm vor allem auch den Austausch von wissenschaftlichen und amtlichen Druckschriften mit der Smithsonian Institution in Washington, der nach einem Verträge aus dem Jahre 1874 zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich bestand. So wurde der Zugriff auf das sich mehrende wissenschaftliche Material wesentlich erleichtert. Wie sehr die deutschen Geistesarbeiter die Erzeugnisse amerikanischer Forschung schätzen, geht schon hervor aus ihren ungeduldigen Klagen, wenn einmal in der Belieferung eine kleine Lücke entsteht oder eine erbetene Abhandlung nicht schnell genug ankommt. Aber nicht nur durch diesen Schriftverkehr, sondern auf jede tunliche Weise sollte nach Münsterbergs Plänen das Amerika-Institut die kulturellen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten systematisch pflegen, sie dem Spiel des Zufalls entziehen. Ersprießlich und noch Besseres für die Zukunft versprechend war die Entwicklung der ersten drei Jahre.

Dann kam der Wirbelsturm des Weltkriegs, der alle Pläne über den Haufen warf und auch allzubald den geordneten vernünftigen Verkehr mit den amerikanischen Wissenschaftlern zerschnitt. Es kam die seelenvergiftende Lüge und Propaganda in Amerika, unter deren verwirrendem Hauch leider auch mancher amerikanische Geistige, auf den Deutschland hatte zählen dürfen, kläglich versagte. Aber schon hier sei es gesagt, daß die meisten von ihnen diesen Irrtum wieder abgeschüttelt haben, daß mehr und mehr in der amerikanischen Nation die angeborene Ritterlichkeit zum Durchbruch kommt, und daß Deutschland für die Wiederherstellung seiner Ehre sich keine besseren Vorkämpfer wünschen kann als solche amerikanischen Historiker wie Sidney B. Fay und Harry Elmer Barnes. Wir würden gerechter über jene amerikanischen Opfer der Kriegspsychose denken, wenn wir uns gegenwärtig hielten, daß auch unter uns noch heute gar viele zu schnell bereit sind, über Amerikaner und amerikanische Dinge absprechend zu urteilen, ohne die tatsächlichen Verhältnisse und den Geist Amerikas zu kennen.

Doch der Krieg ist vorüber, und uns interessiert die gegenwärtige Lage.

Die Tätigkeit des Berliner Amerika-Instituts hatte auch während des Weltkriegs nie ganz geruht. Der Anstoß zur Wiederaufnahme der regelmäßigen Beziehungen kam von amerikanischer Seite. Die Smithsonian Institution schlug die Fortsetzung des Druckschriften-Austausches vor und gewährte für die im

verarmten Deutschland besonders schwierige Anfangszeit sogar eine finanzielle Beihilfe. Dieser Austausch hat sich seitdem stetig entwickelt und erweitert, so daß Deutschland in diesen Beziehungen, die Amerika mit 62 Kulturländern der Erde unterhält, längst wieder an erster Stelle marschiert. Fast gleichzeitig traf das Amerika-Institut Abmachungen mit dem Copyright-Amt in Washington, wonach eine zweijährige Frist geboten wurde, innerhalb deren die in der Zwischenzeit erschienenen deutschen Werke des Schrifttums und der Kunst sich den amerikanischen Urheberrecht erwerben konnten.

Aber die Lage hatte sich doch merkwürdig verändert. Beide Völker standen sich etwas entfremdet und verwundert gegenüber; sie waren einander zum Problem geworden und bei uns dämmerte die Ahnung herauf, daß man vieles Amerikanische nicht richtig beurteilt hatte, daß man umlernen müsse. Genesungs- und aufbaubedürftig suchten wir amerikanisches Leben zu verstehen und davon zu profitieren.

Amerika ist seit langem gewohnt, in Deutschland das klassische Land der Gelehrsamkeit, der gründlichen, gewissenhaften Forscherarbeit zu sehen. Während des Krieges wurde diese Einschätzung dann zu Propagandazwecken sogar künstlich übersteigert: man glaubte von der teuflischen Klugheit deutscher Wissenschaftler oder Hexenmeister die unheimlichsten Dinge befürchten zu müssen. Wohl erwartete man also nach dem Frieden, daß das deutsche Volk sich wieder emporarbeiten würde. Daß aber nach dem tiefsten Elend der Inflationszeit die wirtschaftliche Erholung so schnell einsetzte, kam doch als eine Überraschung. Wir haben ein deutsches Buch über »Das amerikanische Wirtschaftswunder«; den Amerikanern aber ist die Stabilisierung der Mark ein »deutsches Wirtschaftswunder«, ein Rätsel, das studiert werden muß. Sie trauen uns an Fähigkeiten und Leistungen weit mehr zu wie wir selbst; sie haben wohl auch noch nicht erkannt, bis zu welchen Tiefen die Grundfesten nicht nur unseres wirtschaftlichen, sondern auch unseres geistigen Lebens erschüttert worden sind. Und so kommen sie denn, einzeln und in Gruppen, um zu beobachten, zu untersuchen, zu lernen. Falsch wäre es, diesen Wissensdurst der Amerikaner im ganzen auf rein selbstische Motive zurückführen zu wollen. Nein, der Wahrheit und den Amerikanern zur Ehre sei es gesagt, daß ihre Lernbegierde gepaart ist mit Hilfsbereitschaft. Schon Carl Schurz und die große Schar der deutschen Einwanderer seiner Zeit

durften es verspüren, daß drüben ein Geist warmherziger Hilfsbereitschaft herrschte, der bis zur Opferfreudigkeit zu gehen vermochte. Und dieser Geist ist noch heut am Werke. Nicht nur Missionstrieb, nicht nur verzeihlicher Jugendstolz ist es, wenn der Amerikaner freudig bereit ist, uns und die Welt an seinem Geistesgut teilhaben zu lassen; es steht dahinter das Bewußtsein des eigenen Wertes, es steht dahinter ein Ideal.

In der Tat: ein Ideal. Es gilt hier, eine irrtümliche Auffassung richtigzustellen, die in der Häufigkeit, mit der sie in Deutschland zum Ausdruck gebracht wird, leicht ernstliche Verstimmung und vielleicht dauernden Schaden stiften kann. Mehr oder weniger verschleiert geben manche Deutsche die Ansicht zu erkennen, daß das amerikanische Volk im allgemeinen doch eigner Kultur bar, seine wissenschaftlichen Leistungen unerheblich und seine Haltung dem Leben gegenüber nur auf den äußerlichen Genuß abgestimmt sei. Diejenigen Deutschen, die lange Jahre drüben gewohnt und mit den Amerikanern gearbeitet haben, werden durchweg die Versicherung geben, daß die Nation jenseits des Atlantik nicht nur sich eine eigene Kultur geschaffen hat, sondern auch von einem wirkungskräftigen Idealismus beseelt ist. Diese Tatsache bleibt bestehen trotz aller menschlichen Irrtümer, Unvollkommenheiten und Auswüchse, die wir manchmal unangenehm zu spüren glauben. Der typische Amerikaner glaubt, ungeachtet aller Selbstkritik und gelegentlichen Ironie, an die idealistische Grundlage seiner freiheitlichen Regierungsform, an die Macht der Wahrheit und der Menschenliebe, an endgültige Besserung durch das Mittel der Erziehung. Wir Deutsche wollen gewiß nicht jeder Kritik uns begeben; aber wir werden mehr erreichen, wenn wir nicht blind sind für das Positive und Gute beim Fremden. Erst vor kurzem noch hat der gewiß deutschfreundlich gesinnte Botschafter Schurman öffentlich Veranlassung genommen, seine Landsleute gegen eine solche leichtfertige Beurteilung zu verteidigen. Er knüpfte an ein Wort des Berliner Philosophen Carl Stumpf an, der in einer fesselnd geschriebenen Würdigung des amerikanischen Psychologen und Pragmatikers William James die Frage stellt: Wie reimt sich mit der Erscheinung dieses Mannes, der sich als echter Amerikaner fühlte, die landläufige Auffassung, daß die amerikanische Geistigkeit gänzlich auf Erwerb und technische Vervollkommenung eingestellt sei? Schurman wies mit Recht darauf hin, daß das Streben nach den Gütern dieser Erde, nach Wohlstand, bei allen Völkern zu finden sei; daß es

bei den Amerikanern nur deshalb mehr in die Augen springe, weil es von größerem Erfolg gekrönt sei, was wiederum seinen Grund in der besonderen Begabung des amerikanischen Volkes, in der Art seiner Regierung und in dem Reichtum seiner natürlichen Hilfsquellen habe. Nach Aristoteles sei der beste Prüfstein für den Charakter der Nationen die Art, wie sie ihren überschüssigen Reichtum verwendeten; und in keinem Volk gebe es, auch verhältnismäßig, mehr und umfassendere Stiftungen Reicher für ideale Zwecke wie bei den Amerikanern. Gewiß hat Schurman damit Recht. Aber ein noch besserer Beweis für den Charakter der Amerikaner ist wohl die große Zahl jener stillen Denker- und Träumernaturen unter ihnen, die genau wie bei uns ohne Rücksicht auf Erwerb ihr ganzes Leben und all ihre Kraft in den Dienst ihrer Wissenschaft oder ihrer Kunst stellen, von denen nur die wenigen Namen der Berühmtesten zu uns dringen. Und treffend fragt Schurman: Wie wäre es wohl möglich gewesen, daß Abraham Lincoln, dieser reinste und edelste unter allen Staatsmännern des 19. Jahrhunderts, dem amerikanischen Volke zum Führer wurde, wenn eben dieses Volk jeglichem Idealismus abgewandt wäre?

So ist denn der geistige Verkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten wieder voll im Schwunge und mehrt sich von Tag zu Tag. Wenn 1815 der junge Bancroft nach Weimar zu Goethe pilgerte, so kommt heute eine ganze »Schwimmende Universität« auf Besuch nach Deutschland. Ordnung in diesen Verkehr zu bringen und die Beziehungen planmäßig zu gestalten, ist längst als eine notwendige Aufgabe erkannt worden, der sich verschiedene Organisationen hüben und drüben widmen. Dem Berliner Amerika-Institut muß zugestanden werden, daß es dabei Pionierarbeit geleistet hat. Bei der Entstehung der meisten Unternehmungen, die sich hier in den Nachkriegsjahren aufgetan haben, um die eine oder andere Seite des Kulturaustausches zu fördern, hat es hilfreich und oft im Verborgenen mit Hand angelegt. Und alle Strebungen nach geistiger Fühlungnahme, die noch nach der rechten Verbindung suchen, wenden sich jetzt zuerst an das Amerika-Institut als an das zentrale »Clearing House«. In den Vereinigten Staaten ist in dem New Yorker »Institute of International Education« eine Hauptstelle geschaffen worden, die nicht nur im Bildungswesen, sondern auch auf andern Kulturgebieten die Beziehungen zum Ausland unter ihrer Obhut hat. Ihr Gegenspieler in Deutschland ist das Amerika-Institut zu Berlin.

Ein zweites Paar von Gegenspielern ist zu sehen in dem »American-German Student Exchange«, ebenfalls mit Geschäftsstelle in New York, und dem Akademischen Austauschdienst in Berlin. Diese Organisationen ermöglichen es einer wachsenden Zahl von Studenten aus beiden Nationen, schon in ihrer Ausbildungszeit mit dem wissenschaftlichen Leben des anderen Landes in engste Berührung zu kommen.

Ganz ähnliches leistet die Werkstudentenhilfe mit dem Hauptsitz in Dresden, die unter Dr. Schairers Leitung alljährlich einer Reihe von ausgebildeten Studenten der technischen Wissenschaft Gelegenheit verschafft, sich längere Zeit in verschiedenen amerikanischen Industriebetrieben praktisch zu betätigen. Gerade diese Teilnahme an der alltäglichen Arbeit des anderen Volkes ist besonders segensreich. Da erst geht das wirkliche Verständnis auf. Man muß die Berichte der Zurückgekehrten über ihre amerikanischen Erfahrungen lesen, um zu ermessen, welche Befruchtung für unser Volk von dem frischeren Geist der Neuen Welt zu erhoffen ist.

Die »Vereinigung Carl Schurz« in Berlin hat es sich zur Aufgabe gemacht, hervorragende amerikanische Besucher in aufmerksamer Weise zu empfangen und mit führenden deutschen Persönlichkeiten in Verbindung zu bringen. Sie hat aber auch eine Anzahl von Stipendien für amerikanische Studenten in Deutschland zur Verfügung gestellt. Ihre Bestrebungen sollen in den Vereinigten Staaten durch die in Bildung begriffene »Carl Schurz Foundation« ergänzt und unterstützt werden.

Auf dem Gebiet des Schulwesens wird zweifellos der geplante Lehreraustausch bedeutsam werden, über den seit einigen Monaten der deutsche Akademische Austauschdienst mit entsprechenden Stellen in den Vereinigten Staaten in Unterhandlung steht. Seit einigen Jahren unterhält daneben das Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht enge Beziehungen zu pädagogischen Organisationen drüben, vor allem mit dem Teachers College der Columbia-Universität. Diese Freundschaft wirkt sich aus in abwechselnden Studienreisen von Lehrergruppen hinüber und herüber. Wie sehr das Vorwärtstreben der Amerikaner gerade auf pädagogischem Gebiet hier interessiert, ist ersichtlich aus der Tatsache, daß das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht es sich hat angelegen sein lassen, eine Sammlung von mehr als 500 Bänden aus der neuesten amerikanischen

Fachliteratur zusammenzubringen, die es in Bälde auf 1000 Bände zu erweitern hofft. Wer sich einen Überblick über das Bildungsweeen der Vereinigten Staaten verschaffen will, kann dies jetzt tun an der Hand der beiden trefflichen Werke von Dr. Kartzke und Schulrat Hylla.

Das Deutsche Institut für Ausländer an der Universität Berlin veranstaltet seit mehreren Jahren im Sommer Ferienkurse über deutsche Literatur, Geschichte, Kunst, Philosophie und Soziologie, die besonders auf Amerikaner zugeschnitten und auf Grund von Abmachungen mit der New York University organisiert worden sind.

Der Zukunft gehört das für Hamburg geplante German-American College an. Im Sommer 1929 wird das Charlottenburger Schloß zum erstenmal seine Pforten öffnen, um die amerikanischen Schüler des »German Institute of Music for Foreigners« aufzunehmen, die von Meistern wie Wilhelm Furtwängler, d'Albert, Edwin Fischer, Walter Giesecking, Willy Heß, Joseph Szigeti und Carl Schuricht Unterweisung empfangen sollen.

Von amerikanischen Organisationen, die sich die Förderung der kulturellen Beziehungen zu Deutschland zur besonderen Aufgabe gemacht haben, sind außer den bereits genannten die Germanistic Society und das kürzlich wiedereröffnete Deutsche Haus der Columbia-Universität zu erwähnen. Letzteres ist besonders mit dem Berliner Amerika-Institut in ein Verhältnis planmäßiger Arbeitsgemeinschaft getreten.

Selbstverständlich gibt es auch individuelle Geistesarbeiter beider Nationen, die unabhängig von irgend welchen Organisationen als Interpreten ihrer Kultur im andern Lande auftreten. Erinnert sei nur an Emil Ludwig, Graf Keyserling, Walter Bloem sowie an die Amerikaner John Palmer Gavit, Sinclair Lewis, Theodore Dreiser und Harry E. Barnes. Aber auch den meisten von diesen hat das Amerika-Institut nützliche Dienste erweisen können.

Der Schriftenaustausch des Amerika-Instituts bearbeitet monatlich im Durchschnitt 43 Doppelzentner-Kisten. Die darin enthaltenen Pakete gehen an über 3500 Stellen, die sich auf das ganze Gebiet des Deutschen Reichs verteilen. Daneben steht der Beschaffungsdienst, der deutschen Geistesarbeitern besonderes wissenschaftliches Material aus Amerika zugänglich macht. Die Bücherei und Zeitschriftensammlung des Instituts versucht durch ihre Bestände ein möglichst

getreues und vollständiges Abbild des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens der amerikanischen Nation zu bieten. In seiner Copyright-Abteilung bearbeitet das Institut im Jahre etwa 3000 deutsche Anträge auf Gewährung des amerikanischen Urheberschutzes und steht so mit mehr wie 600 deutschen Verlagsfirmen und Autoren in dauernder Geschäftsverbindung. Die Zusammenarbeit mit dem Washingtoner Copyright-Amt ist seit vielen Jahren fest geregelt. Trotzdem machen die Verwickeltheiten des Urheberschutzgesetzes und seiner Ausführungsbestimmungen sowie die neuerdings stark verschärfte Anwendung der letzteren oft so langwierige schriftliche Verhandlungen hüben und drüben nötig, daß der Außenstehende sich die Fülle der hiermit verbundenen Arbeit schwerlich vorstellen kann. Die größten Anforderungen an das Wissen und die geistige Regsamkeit der Institutsarbeiter stellt der Auskunfts- und Vermittlungsverkehr, womit hier alles das bezeichnet wird, was das Amerika-Institut an Beratungen, Einführungen, Herstellung von Verbindungen, Fürsprache und sonstigen Hilfen für seine Klienten aus beiden Lagern leistet. Denn immer muß im Auge behalten werden, daß die Ansprüche, mündlich und schriftlich, sowohl von Amerikanern wie von Deutschen kommen und daß das Institut seine vornehmste Aufgabe darin sieht, eine Atmosphäre freundlichen Verständnisses und Entgegenkommens zu schaffen. Dies ist das wirksamste Mittel, um die Hilfsbereitschaft der Amerikaner für die immer zahlreicher werdenden deutschen Wünsche zu sichern. Es kommt ja nicht lediglich darauf an, eine große Zahl ausländischer Besucher anzulocken, sondern weit mehr darauf, daß die Hiergewesenen nach ihrer Heimkehr Gutes zu berichten haben.

So hat denn das Amerika-Institut seine Dienste einer langen Reihe von Gelehrten, Forschern und sonstigen Geistesarbeitern, amerikanischen wie deutschen, in reichem Maße zur Verfügung gestellt. Namen zu nennen ist hier nicht angängig. Aber Pädagogen, Juristen, Mediziner, Theologen, Bergbaubeflissene, Geographen, Philologen, Historiker, Naturwissenschaftler, Nationalökonomien, Politiker, Parlamentarier und Künstler haben vom Institut wesentliche Förderung in ihren Missionen erfahren. Als vielleicht augenfälligster Beleg der Nützlichkeit solcher Dienste sei hier darauf hingewiesen, daß mit Unterstützung des Amerika-Instituts die folgenden Werke zustande gekommen sind:

Fr. Luckwaldt, Geschichte der Vereinigten Staaten.

F. Linn, Die staatsrechtliche Stellung des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

M. v. Biegeleben, Die neueste Handelspolitik der Vereinigten Staaten.

G. Kartzke, Das amerikanische Schulwesen.

W. Fischer, Hauptfragen der Amerikakunde.

Züchner, Einwanderungspolitik der Vereinigten Staaten nach dem Kriege.

A. Bein, Die Staatsidee Alexander Hamiltons,

Paul D. Cravath, Deutschlands wirtschaftliche Lage; Gosnell, Europäische Wahlsysteme; Thwing, The German and the American University; Blachly, Government and Administration of Germany; Danton, Ten Years After; Kandel und Alexander, The Reorganization of Education in Prussia; Gavit, The New Germany.

Den amerikanischen Studierenden aller Art, die in der »American Students Association of Berlin« zusammengeschlossen sind, läßt das Institut eine fast väterliche Fürsorge zuteil werden.

Ein paar konkrete Fälle der Hilfstätigkeit des Instituts verdienen besonders erwähnt zu werden.

Da ist zunächst die sogenannte »Historische Mission der Kongreß-Bibliothek«. Unter der Leitung des Professors Bemis von der George Washington Universität werden in europäischen, also auch in deutschen Archiven alle auf die amerikanische Geschichte bezüglichen Urkunden herausgesucht, verzeichnet und photographiert, so daß künftigen Geschichtsforschern die Reise nach den verschiedenen Archiven erspart bleibt. Für dieses Unternehmen hat das Institut nicht nur Türen und Tore geöffnet, sondern auch wissenschaftliche und technische Assistenten beschafft. Die Mittel zur Ausführung dieser Arbeiten sind von der Rockefeller-Stiftung bereitgestellt worden. Sehr wohl denkbar ist es, daß eine ähnlich großzügige Unternehmung binnen kurzem auf dem Gebiet des Antiquariats eingeleitet wird.

Bei einer anderen völkerverbindenden Tat durfte das Amerika-Institut tatkräftige Hilfe leisten: bei der Vorbereitung der deutschen Buchausstellungen in Chicago und New York im Jahre 1925. Damals wurde den Amerikanern in 15000 Bänden die Geistesarbeit gezeigt, die deutsche Gelehrte, Forscher und Schriftsteller in den dunkelsten Jahren der Not und Entbehrung geleistet hatten.

Diese Leistung nötigte den Fachleuten drüben unverhohlene, freudig gezollte Bewunderung ab. Aber auch die begleitenden deutschen Bibliothekare und Gelehrten empfangen neue Eindrücke vom amerikanischen Geistesleben, und der Oberbibliothekar der Bayerischen Staatsbibliothek Dr. Wilhelm Riedner sprach damals die treffenden und darum eifrigst zu begrüßenden Worte: »Die wissenschaftliche Forschung Amerikas steht auf einer Stufe mit derjenigen der großen europäischen Länder. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur ein Mitarbeiter in jedem Felde der gelehrten Forschung geworden . . ., sondern in mancher Hinsicht haben sie ähnliche Leistungen in Europa überholt und übertroffen«. Genau in demselben Sinn äußerte sich schriftlich übrigens auch Geheimrat Stumpf von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg im Hinblick auf die Bedeutung des monumentalen vom National Research Council herausgegebenen Werkes »International Critical Tables of Numerical Data, Physics, Chemistry and Technology«.

Das gedruckte Buch, eins der besten und wirksamsten Mittel zum Geistesverkehr zwischen den Völkern, ist unzweifelhaft berufen, in diesem Sinne künftig noch viel Bedeutenderes zu wirken, vor allem, wenn auf dem Gebiete der Übersetzungen und der Bücherverbreitung in Zukunft planvoller gearbeitet wird als bisher. Da sind noch allerlei Probleme zu lösen. Deutsche Bücher über Amerika gibt es in Hülle und Fülle. 1926 hat Fritz Eberhardt die gesamte bis dahin erschienene Amerika-Literatur in fleißiger Arbeit zusammengestellt. Amerikanische Bücher über Deutschland sind wohl weniger zahlreich und, unseres Wissens, noch in keinem umfassenden Verzeichnis zusammengestellt. Eine fragmentarische Liste englischsprachiger Werke wird neuerdings unter dem Titel »Recent Books about Germany« in Umlauf gebracht. Von jeher ist Amerika fleißig im Übersetzen deutscher Bücher gewesen, und 1922 hat Professor B. Q. Morgan von der Staatsuniversität Wisconsin einen stattlichen Band herausbringen können, den er »Bibliography of German Literature in English Translations« betitelte. Für die späteren Jahre hat Dr. Charlotte Bauschinger 1927 im Auftrage des Buchhändler-Börsenvereins Titellisten solcher Übersetzungen bearbeitet, die hoffentlich laufend fortgeführt werden. In seiner Einleitung zu diesen Listen weist Dr. von Löwis of Menar darauf hin, daß die Auswahl der zu übersetzenden Werke offenbar mehr oder weniger vom Zufall abhängig ist. Für das

gegenseitige Verständnis zwischen beiden Völkern wäre es aber fraglos besser, wenn beim Herausbringen von Übersetzungen ein zweckmäßiger Plan befolgt werden könnte. Das gleiche gilt auch von den Bestrebungen zur Verbreitung des deutschsprachigen Buches in den Vereinigten Staaten. Gar manches, was hinüberwandert, ist nicht dazu angetan, Achtung vor deutschem Schrifttum zu wecken. Einen unterstützenswerten Versuch, hier Wandel zu schaffen, stellen die Bücherlisten des Auslandsbundes Deutscher Frauen dar. Sie gehen von dem richtigen Grundsatz aus, daß man den Auslandsdeutschen möglichst gesunde deutsche Geisteskost zugänglich machen muß, um ihnen die lebendige Verbindung mit deutscher Kultur zu erleichtern. Man vergesse doch nicht, daß in den Vereinigten Staaten schließlich die Deutschamerikaner die naturgegebenen Interpreten unsres Wesens sind. In dieser Beziehung ist bisher viel versäumt worden.

So ketzerisch es auch scheinen mag: unsere deutsche Wissenschaft und Kultur empfängt in wachsendem Maße Förderung und Befruchtung von amerikanischen Quellen. Dabei ist es vielleicht noch als das Geringste anzuschlagen, daß amerikanische Geldmittel den Zwecken deutscher Geistesarbeit dienstbar gemacht worden sind, wie durch des älteren Morgan Stiftung zur Erweiterung der Göttinger Universitätsbibliothek (1912), oder durch die Rockefeller-Beihilfe für die deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie in München und für die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, oder durch die Errichtung des Carnegie-Lehrstuhls an der Hochschule für Politik in Berlin, der der Erforschung internationaler Probleme gewidmet ist, und von dem bereits der Historiker James T. Shotwell und der treffliche Wirtschaftler C. McGuire zu uns gesprochen haben. Mehr bedeutet es schon, daß Gelehrte aus beiden Ländern, obzwar ein regelmäßiger Professorenaustausch nicht wieder eingerichtet ist, den zahlreichen Einladungen von der andern Seite Folge leisteten und an den dortigen Hochschulen die Ergebnisse ihrer Arbeiten vortragen. In den Vereinigten Staaten waren Gastprofessoren nach dem Kriege: Sommerfeld aus München, Brinkmann aus Heidelberg, Koffka aus Gießen, Hoops aus Heidelberg, Wolfgang Köhler aus Berlin, Adolf Goldschmidt aus Berlin, Gustav Pauli aus Hamburg. Von amerikanischen Professoren haben nach dem Kriege bei uns gelehrt der Philologe Danton in Leipzig, Edwin Borchard von Yale über Völkerrecht in Berlin, der Staatswissenschaftler Kruger, der Mathematiker Wiener in Göttingen und der Jurist Karl N. Llewellyn in Leipzig.

Im Frühjahr 1928 sprach im Amerika-Institut vor einem geladenen Kreis Dr. Thomas S. Baker, der Präsident des Carnegie Institute of Technology in Pittsburgh. Er war gekommen, um deutsche Gelehrte zur Teilnahme am Zweiten Kohlenforschungs-Kongreß zu Pittsburgh einzuladen. Der Kongreß hat im November stattgefunden, und nicht weniger als 22 deutsche Männer der Wissenschaft haben dort über ihre neuesten Forschungen berichtet oder berichten lassen. Natürlich haben sie nicht nur gegeben, sondern auch reichliche Anregung empfangen, wie aus dem lebendigen Bericht des Dipl.-Ing. zur Nedden vom Reichskohlenrat zu ersehen ist. Ganz ähnliches darf vom Entomologenkongreß gelten, der 1928 an der Cornell-Universität zu Ithaca, N. Y., stattgefunden hat. Auch die deutschen Gelehrten, die am Thesaurus Linguae Latinae arbeiten, glauben der Hilfe ihrer amerikanischen Fachgenossen nicht entraten zu können. Diese haben sich in der Tat unter Führung des Professors West von der Princeton-Universität bereitwilligst in den Dienst der Sache gestellt.

Seit etwa einem Jahre besteht auch ein Tauschverhältnis zwischen der Preußischen Staatsbibliothek und der N. Y. Public Library, auf Grund dessen ein Bibliothekar dieser großen amerikanischen Bücherei mitten im Stabe unsrer Staatsbibliothek viele Monate lang gearbeitet hat. Die Berührung mit dem hochentwickelten Bibliothekswesen der Vereinigten Staaten dürfte sich für das unsrige sehr fruchtbringend erweisen, besonders wenn der Austausch fortgesetzt wird und nun auch deutsche Fachmänner hinübergehen, um die amerikanischen Errungenschaften auf diesem Gebiet an Ort und Stelle in praktischer Mitarbeit zu studieren.

Als weitere Beispiele für den hohen Leistungswert wissenschaftlicher Organisationen Amerikas seien hier nur genannt das Harvard Committee of Economic Research, dessen Publikationen dem deutschen Institut für Konjunkturforschung als schlechterdings unentbehrlich gelten, und das Institute of Pacific Relations, das ebenfalls durch Vermittlung des Amerika-Instituts seine Arbeiten den deutschen Orientalisten und Asienforschern zugänglich macht.

Auf allen Gebieten der geistigen Betätigung leisten die Amerikaner Selbständiges, Neues, Hervorragendes. Ross Granville Harrison (Yale University) hat als erster gezeigt, wie man animalisches Gewebe verpflanzen und außerhalb des Organismus kultivieren kann. Herbert McLean Evans (University of California) entdeckte 1922 das Vitamin E, das Geschlechtsvitamin, an dessen Vorhandensein

die Fortpflanzung bei allen höheren Tierarten gebunden ist. Robert A. Millikan und Arthur H. Compton erhielten, der erstere 1923 und der letztere 1927, den Nobel-Preis für Leistungen in der Physik. Der bedeutende Vererbungslehrer Thomas Hunt Morgan vom California Institute of Technology hat 1926 ein umfassendes Werk »The Theory of the Gene« herausgebracht. Auf dem Felde der Psychologie hat William McDougall von der Duke University in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, während in der pädagogischen Psychologie der ehrwürdige John Dewey noch immer als Führer gilt. Gerade in letzterem Zweige arbeiten sich die Amerikaner rasch und erfolgreich vorwärts, wie es erst noch vor kurzem der Psychologe Raupp vom Teachers College in einem äußerst klaren und inhaltreichen Vortrage im Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zur Darstellung brachte. Der bezeichnende Name für die biologische Richtung in der Psychologie »Behaviorism« ist ja von dem Amerikaner J. B. Watson geprägt worden.

Aber diese wissenschaftlichen Großtaten sind nicht das Einzige, nicht das Beste, was Amerika zu bieten hat. Denn das geistige Leben besteht ja nicht nur im Erkennen von Tatsachen; zu ihm gehören auch die Gedankenbildungen der Phantasie, die Werturteile des Gefühls und die Zielsetzungen des Willens. Und in dieser Hinsicht kann uns die Berührung mit dem wahren und besten Amerikanertum recht wesentlich nützen. Zur typischen amerikanischen Lebensauffassung gehört vor allem ein schöneres, freieres Verhältnis von Mensch zu Mensch mit dem instinktiv gefühlten Grundsatz der Gleichberechtigung. Ferner ist der amerikanische Nationalcharakter ausgezeichnet durch eine zuversichtliche Einstellung zum Leben, durch den Glauben an eigene Kraft und an das Gute im Menschen. Alles in allem genommen ist das amerikanische Leben aufgebaut auf einer gesünderen, natürlicheren Grundlage. Unsere jüngeren Abgesandten nach drüben haben dies auch oft genug gespürt und zum Ausdruck gebracht. Die sittlichen Kräfte, mit denen zu Carl Schurzens Zeit die Union sich durch die gefährlichste Krise ihrer Geschichte emporkämpfte, stammten zu ihrem besten Teil aus deutschen Quellen. Vielleicht trägt ein Kontakt mit dem besten amerikanischen Wesen zu einer künftigen Erneuerung und Auffrischung unsres deutschen Volksgeistes bei. Mag auch die gegenwärtige Einwanderungspolitik der Vereinigten Staaten zu schweren Bedenken Anlaß geben, die kernhafte Wesensverwandtschaft des deutschen und

UNSERE GEISTIGEN BEZIEHUNGEN ZU DEN VEREINIGTEN STAATEN

amerikanischen Volkstums ist da; sie und die daraus sich ergebenden Kulturzusammenhänge werden immer wieder in ungebrochener Kraft sich erheben. Das Leben von Carl Schurz, der zum echten Amerikaner wurde und doch nie aufhörte Deutscher zu sein, kann und soll zum Symbol werden: was ein völliger Bruch zu werden drohte, hat sich zur höheren Einheit gestaltet. Eine ähnliche Einheit kann sich bilden durch ein verständnisvolles, freundschaftliches Zusammengehen der deutschen Nation mit der amerikanischen, ohne Aufgabe der beiderseitigen Eigenart, zum Wohle beider Völker und zum Heil der Menschheit.

BUCHHANDLUNG GUSTAV FOCK

G. M. B. H.

1879—1929

VON

FRIEDRICH SCHULZE

Ein junges Geschäftsunternehmen erstarkt meist in der folgerichtigen Durchführung eines umgrenzten Neuen; in glücklich gesicherter Stellung wird ihm dann ein Streben in die Breite ermöglicht, das oft innerhalb seines Gebietes als universell bezeichnet werden kann. Die Entwicklungslinie mancher bedeutenden Buchhandelsfirma läßt sich für die Beweisführung verwenden, in besonderem Maße bestimmt eine solche Art des Fortschreitens die Geschichte der Firma Fock, die von der Idee der Pflege wissenschaftlicher Kleinliteratur zum wissenschaftlichen Antiquariat im größten und allgemeinsten Sinne emporstieg. Der Weg dieses Aufstiegs soll in den entscheidenden Stationen erfaßt und in Kürze dargestellt werden.

Der Gründer der Firma, Karl Heinrich Gustav Fock (1854—1910), stammte aus Kolberg. Er hatte dort in der C. F. Postschen Buchhandlung, mit der auch eine liberale Zeitung verbunden war, gelernt und verdankt diesem kleinen, aber in seiner Kleinheit doch vielseitigen Wirkungskreis, wie er schon in der vollständigen Bezeichnung des Geschäfts »C. F. Postsche Buch-, Kunst-, Musik-, Antiquariats- und Papierhandlung« zum Ausdruck kam, wesentliche Anregungen für später. Gewandt und sicher findet er rasch seinen eigenen Weg, er begegnet uns wieder als Geschäftsführer der Buchhandlung Alfred Lorentz in Leipzig und schon als Vierundzwanzigjähriger ruft er, am 1. April 1879, die Buchhandlung

ins Leben, die seinen Namen weltbekannt machen sollte. Damals freilich war es erst ein kleines Sortiment, das an glücklich gewählter Stelle, Neumarkt 3, ganz in Universitätsnähe, lag; in einem Gebäude übrigens von kunstgeschichtlicher Bedeutung und historischer Erinnerung, denn in dem stattlichen Durchgangshofe des für die Entwicklung des Leipziger Bürgerbarocks wichtigen Gebäudes der »Großen Feuerkugel« hatte der junge Goethe als Student gewohnt. Die weiteren Absichten, die Fock mit seiner Geschäftsgründung verband, verrät die kurze Inseratcharakteristik, die das Buchhandelsadreßbuch von 1880 von der jungen Firma gibt. Sie unterstreicht nämlich als besonders wichtig das Folgende: »Großes Lager von Dissertationen. Erbittet Antiquariatskataloge aus allen Fächern in größerer Anzahl. Widmet sich ganz speziell dem Vertriebe hervorragender Neuigkeiten durch Versenden an ein gewähltes Publikum.« Es sind also von vornherein alle späteren Geschäftsziele vorhanden, namentlich auch die Berücksichtigung der wissenschaftlichen Kleinliteratur, nur verhält sich Fock auf seinem späteren Hauptgebiet vorläufig noch aufnehmend und beobachtend. Hier reiften Idee und Erfolg erst allmählich heran. Denn zunächst ergab sich aus der Überlegung, daß die wissenschaftliche Kleinliteratur mehr buchhändlerische Pflege wie bisher verdiene, durch die Praxis der viel umfassendere Plan ihrer systematischen Sammlung und Bearbeitung, wie er 1884 in der »Zentralstelle für Dissertationen und Programme« durchgeführt wurde; aus der Zentralstelle aber ging dann im Laufe der folgenden Jahre das Antiquariat Gustav Fock in seiner spezifisch wissenschaftlichen Ausgestaltung hervor.

Die Entwicklung dieser beiden Einrichtungen deckt sich bis zum Ende der achtziger Jahre noch völlig. Der erste Antiquariatskatalog der Firma Gustav Fock erscheint am 1. September 1885 als eine Veröffentlichung der Zentralstelle und enthält durchweg wissenschaftliche Kleinliteratur. Auf 44 Seiten waren Abhandlungen aus dem Gebiete der neueren Philologie und Germanistik in alphabetischer Ordnung verzeichnet. In rascher Folge schlossen sich andere Disziplinen an: Klassische Philologie, Theologie, die Orientalistik, die schon im Anhang des ersten Verzeichnisses berücksichtigt war, die Naturwissenschaften, die Rechts- und Staatswissenschaften, die Philosophie, Geschichte und Geographie, schließlich die Medizin und die übrigen exakten Wissenschaften, die damals noch nicht so stark in den Vordergrund traten wie in den späteren Bestrebungen der Firma.

Mit offensichtlicher Genugtuung wird im April 1887 in der Vorrede des siebenten Katalogs berichtet: »Nachdem nunmehr sieben Lagerverzeichnisse zur Ausgabe gelangt sind und die Zahl der gesammelten Abhandlungen nahezu 100 000 beträgt, darf ich meine Zentralstelle für Dissertationen und Programme als gesichert betrachten.« Auch weiterhin blieb dieses Tempo des Fortschreitens. Die Zentralstelle wird 1888 auf etwa 150 000 Nummern, 1892 auf 350 000, 1894 auf 450 000 geschätzt. Später stieg die Zahl auf etwa 1½ Millionen. Gegenwärtig ist der Umfang außerordentlich schwankend mit Rücksicht auf den größeren Umsatz der letzten Jahre und den nicht immer gleich bleibenden Zuwachs.

Die Erfordernisse der Zentralstelle bestimmten auch die buchhändlerische Technik. Bis auf den heutigen Tag gibt Fock ausschließlich Lagerkataloge heraus. Der Versuch, sich der Auktion zu bedienen, ist zwar gelegentlich gemacht worden, aber nicht geglückt. Das erklärt sich wohl daher, daß die Auktion vorwiegend dort in Frage kommt, wo es sich um Unika oder wenigstens Rarissima, um Handschriften, Bilder, aber auch bibliophile Seltenheiten handelt. Für die im engeren Sinne wissenschaftliche Literatur und namentlich die Kleinliteratur ist sie kaum die geeignete Verkaufsform. Hier war es vielfach möglich und in jedem Falle erstrebenswert, mehrere Exemplare auf Lager zu halten, so daß auch zurückliegende Verzeichnisse auf verhältnismäßig lange Zeit hinaus Gültigkeit haben, ganz abgesehen davon, daß sie als bibliographische Nachschlagemittel benutzt zu werden pflegen.

Von etwa 1889 an beginnt sich das Antiquariat von der Zentralstelle zu lösen. Ein Blick auf die Preise in den ältesten Verzeichnissen genügt, um festzustellen, daß sie nahezu ausschließlich Broschürenliteratur enthalten. Viele Preise gehen nicht über eine Mark hinaus, Preise über zwei Mark sind schon bereits etwas Auffallendes. Die geschäftliche Gleichwertigkeit des Inhalts ist unter Umständen so groß, daß auf besondere Festsetzungen überhaupt verzichtet werden kann. Ein medizinischer Katalog von 1888 (Nr. 14) bestimmt beispielsweise nur, daß die einzelne Abhandlung 75 Pfennige, zehn und mehr Abhandlungen je 60, über 30 Abhandlungen je 40 Pfennige kosten sollen. Aber in der nächsten Zeit dringt mehr und mehr das teure Werk in die Kataloge ein. Die Beziehungen zu Gelehrten, die Fock bei der Einrichtung der Zentralstelle geknüpft hatte und deren er in manchem Vorwort dankbar gedachte, beginnen insofern fruchtbar zu werden,

als man ihm gern nachgelassene Gelehrtenbibliotheken anvertraut, und auch äußerlich tritt auf den Katalogen die Zentralstelle, die bisher als Herausgeberin zeichnete, von 1890 ab hinter die Firma zurück, anderseits aber erscheint der Vermerk »Ankauf ganzer Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert« regelmäßig an sichtbarster Stelle auf dem Titelblatt. Umgekehrt geht jetzt auch die Zentralstelle in manchem eigene Wege.

Sie übernimmt auf Wunsch den Dissertationsdruck, sie gibt seit 1889 in dem »Bibliographischen Monatsbericht« periodische Zusammenstellung neu erscheinender Dissertationen heraus und vervollständigt somit ihr Werk fortwährend bis zur Gegenwart. Die ersten 25 Jahrgänge von 1889 bis 1914 brachten eine Übersicht über etwa 117000 Abhandlungen. Während der Inflation erschien der Monatsbericht nur in Vierteljahrsheften, seit 1925 ist er wieder in Zweimonatsheften erschienen. Jährlich werden jetzt etwa 5000 Titel gebracht. Bis 1928 sind somit insgesamt etwa 160000 Programmabhandlungen und Dissertationen angezeigt. Dieser Monatsbericht ist um so wichtiger, als das amtliche, früher monatlich erscheinende Verzeichnis der Universitäts- usw. Schriften jetzt in Jahresbänden mit bedeutender Verzögerung herausgegeben wird.

Eine besondere Zweimonatsschrift »Chemische Novitäten« schloß sich seit 1904 als weiteres bibliographisches Hilfsmittel an. Die »Chemischen Novitäten« erscheinen jetzt im 20. Jahrgang, alle zwei Monate geht ein Heft hinaus, das die chemische Literatur bis etwa in den letzten Monat vor dem Erscheinen des Heftes berücksichtigt. Jedes Heft enthält außer wissenschaftlichen Aufsätzen, sowie größeren und kleineren Referaten und Rezensionen etwa 700 Titel von Neuerscheinungen aus dem Gesamtgebiete der chemischen Literatur. Entsprechend ihrem Untertitel »Bibliographie für die neuerscheinende Literatur auf dem Gesamtgebiete der reinen und angewandten Chemie und der chemischen Technologie« sind die »Chemischen Novitäten« immer mehr zu einem ganz unentbehrlichen Hilfsmittel der chemischen Wissenschaft, der chemischen Forschung, des chemischen Unterrichts und der chemischen Industrie geworden.

Von der Entwicklung des Antiquariats gibt die stattliche Reihe von mehr als 600 Katalogen Kunde. Der Jahresdurchschnitt der herausgegebenen Kataloge betrug bereits um 1888 etwa zehn, steigerte sich aber rasch auf über 20 Nummern. Gegenwärtig erscheinen im Jahre 25—30 Fachkataloge außer einer Fülle um-

fangreicherer und kleinerer Prospekte (Spezialrundschriften). Und wie wertvolle Arbeit wurde geleistet, namentlich seit jene nahezu die gesamte Spezialliteratur umfassenden Katalogfolgen wissenschaftlicher Sondergebiete erschienen, denen man den Wert von Nachschlagemitteln zuschreiben kann. An der Spitze steht 1890 eine *Bibliotheca Historica* von 9307 Nummern (Kataloge Nr. 40—44, Geschichte und deren Hilfswissenschaften), die nach dem Einteilungsprinzip der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft gegliedert war. Ihr folgt 1892 eine stattliche *Bibliotheca Germanica* von 7026 Nummern (Kataloge 66/67), dann werden Rechtswissenschaft, Klassische Philologie und namentlich die exakten Wissenschaften bedacht; außerdem aber erscheinen, oft ziemlich rasch hintereinander, neue große Zusammenstellungen. Die Bibliotheken berühmter Gelehrter geben vielfach die Grundlage für derartige Verzeichnisse, und eine lange Liste wäre aufzuführen, wollte man alle die weltbekannten Namen nennen, deren Bücherschätze die Firma übernahm. Erworben wurden die Bibliotheken der Theologen Luthardt, Fricke, Brieger; der Juristen Jhering, Gneist, Seuffert, v. Birkmeyer, Schröder, R. Loening, Hinschius; des Physiologen Du Bois Reymond; des Klinikers Hugo v. Ziemssen; des Chirurgen Mikulicz; des Chemikers Victor Meyer; der Physiker Hankel und Otto Wiener; des Astronomen Wilhelm Förster; der Mathematiker Schlömilch, Christoffel, Studniczka, Carl Neumann, Julius Thomae; der Philologen Götzinger, Kögel, Michael und Jakob Bernays; Wachsmuth, Winterfeld und Mommsen, Karl Robert, Friedrich Vogt, Seeck, des Archäologen Heinrich Brunn; des Geographen Partsch; der Nationalökonom Max Weber und Georg Schmoller; der Philosophen Vaihinger, Natorp, Simmel, Ebbinghaus. Daß bei Veräußerung deutscher, aber vielfach selbst ausländischer Gelehrtenbibliotheken Fock nicht als Bewerber mit auftritt, kann beinahe als ausgeschlossen gelten. In recht zahlreichen Fällen gehen gerade hartumkämpfte Bibliotheken in den Besitz von Fock über. Nicht immer freilich kommen diese Erwerbungen in der Reihe der gedruckten Kataloge vor, da manche, und zwar gerade die schönsten Sammlungen, geschlossen abgegeben werden. Nach einem Rundschreiben, das den russischen Bildungsstätten zugeht, hat die Firma gegenwärtig etwa 60 Bibliotheken aus dem Gebiete der Jurisprudenz, der Medizin und Geschichte der Medizin, sowie der Geisteswissenschaften auf Lager, die in erster Linie für einheitliche Übernahme in Betracht kommen. Und von beson-

derem Werte waren die sogenannten Handapparate berühmter Forscher, die die meist schwer zugänglichen kleineren Abhandlungen und Sonderdrucke ihres Arbeitsgebietes in oft erstaunlicher Vollständigkeit vereinigten und die eben deshalb für die Fortsetzung ihres Werkes keineswegs bedeutungslos waren, sowie die großen Zeitschriftenserien, die Akademie- und Gesellschaftsschriften. Liebigs Annalen der Chemie und Pharmazie und Poggendorffs Annalen der Physik sind als große Objekte des antiquarischen Lagers hervorzuheben. Kenner des medizinischen und naturwissenschaftlichen Gebiets wie Ostwald und Julius Pagel haben die Zeitschrift im Verhältnis zum Buch als die primäre Quelle bezeichnet.

Auch hier müssen einige Proben genügen. Man findet darunter beispielsweise eine germanistische Monographiensammlung von 800 Abhandlungen aus dem Besitze Reifferscheidts, einen anglistischen Handapparat von über 1400 Nummern aus dem Nachlasse Wülkers, einen hygienischen Handapparat von 4300, einen physiologisch-chemischen von 3300 Nummern. Auf dem Gebiete der Dissertationen, der Akademie- und Gesellschaftsschriften ist überdies die Zentralstelle stets in der Lage, die umfassendsten Zusammenstellungen zu machen; so bot die Firma allein aus dem Gebiete der klassischen Philologie eine Sammlung von über 35 000 Dissertationen an, wie sie auch einen besonderen *Catalogus dissertationum philologicarum classicarum* 1897 herausgab, der 18 300 Nummern umfaßte und — was kaum mehr zu begreifen ist — für 2,50 Mark verkauft wurde.

Die Verteilung der Gebiete ist heute so, daß Medizin und Naturwissenschaften mit 179 Katalogen bei weitem an erster Stelle stehen, dann zähle ich 133 Kataloge für klassische und germanische Philologie, 36 für Geschichte und Geographie, 56 für Rechts- und Staatswissenschaft, 18 für Theologie, 15 für Mathematik, 12 für Philosophie.

Seit 1897 kehren in gewissen Abständen besondere Zeitschriftenverzeichnisse wieder, deren Bedeutung bereits oben angedeutet wurde. Die medizinisch-naturwissenschaftlichen Kataloge erreichen also bereits fast ein Drittel der Gesamtzahl. Ihr Anteil am Katalogzuwachs seit Nr. 500, die 1921 erschien, geht sogar über diesen Anteil hinaus. Für die Verstärkung dieser Richtung ist die Angliederung des 1911 gegründeten naturwissenschaftlichen Antiquariats Karl Max Poppe charakteristisch.

Ein vergleichsweise kleiner Teil der Katalogreihe umfaßt übrigens nicht wissenschaftliche Literatur. Bereits im Buchhändleradreßbuch von 1880 hatte Fock,

wie wir wissen, den »Vertrieb von Neuigkeiten durch Versenden an ein gewähltes Publikum« als eine Hauptaufgabe seines Sortiments angegeben, und neben oder sogar mit dem Antiquariat haben sich diese Sortimentsbestrebungen entwickelt. Noch heute erscheint in einer Auflage von über 25 000 Exemplaren der Focksche Weihnachtskatalog, der alljährlich die Reihe der antiquarischen Verzeichnisse unterbricht. Er umfaßt Geschenkwerke, Jugendschriften und dergleichen mehr, hier und da mit erläuternden und empfehlenden Zusätzen.

Die Entwicklung der Firma, wie wir sie bisher in ihrer innern Ausgestaltung geschildert haben, ist natürlich auch äußerlich an der Veränderung der Räumlichkeiten zu beobachten. Mitte der achtziger Jahre wurde die »Feuerkugel« mit Geschäftsräumen im Hause Neumarkt 40 — an der gegenüberliegenden Seite und am andern Ende der Straße — vertauscht, die durch Lagerräume im Gewandhaus, der Petersstraße und am Peterskirchhof ergänzt wurden. Dann wurde noch das erste Stockwerk des Nebenhauses und immer mehr Raum für Niederlagen hinzugemietet, damit der gewaltige Bücherbestand, der jetzt 1½ Millionen Bände beträgt, geborgen werden konnte. Das Sortiment blieb mehrere Jahrzehnte, bis 1907, am Neumarkt — im jetzigen Bankhaus George Meyer — und wird erst damals nach der Markgrafenstraße verlegt, vor einiger Zeit jedoch ganz aufgegeben, während das weitschichtige Antiquariat mehrfach, seinem Wachstum entsprechend, sich Platz schaffen muß und 1891 bis 1900 in dem Hause Magazingasse 4, dann Schloßgasse 7—9 untergebracht ist und schließlich noch durch Hinzunahme von Räumen des anstoßenden Grundstückes Markgrafenstraße 4—6 ergänzt wird. Bis auf den heutigen Tag besitzt die Firma kein eigenes Geschäftshaus und bringt sich dadurch um den äußerlich imposanten Eindruck, den die — im wirklichen Wortsinn — riesigen Lager in der übersichtlichen Anordnung auf eigenem Grund und Boden machen würden. Denn ohne den Ariadnefaden eines Kundigen findet man sich gegenwärtig nicht durch. Man muß treppauf und treppab steigen, den Hof und die Straße überschreiten, zweigeschossige Keller und Böden durchwandern, und mit dem Automobil in nähere wie in entlegenere Stadtgegenden fahren, ehe man nur einigermaßen zu einem Überblick kommt. Wem nun die Räume sich öffnen, wer die Zentralstelle sieht mit ihren endlosen wandbreiten Doppelregalen mit den in doppelten Reihen gestapelten Broschüren wer in dem Zeitschriftenlager schlechthin alle wichtigeren wissenschaftlichen Zeitschriften —

bekanntere belletristische von Sammelwert eingeschlossen — sowie die Parlamentsberichte bis zur Kellerdecke hinauf gestapelt vorfindet, der wird, wenn Bücher für ihn überhaupt eine Sprache haben, staunen, und wohl noch den unvorbereiteten Laien überwältigt die Quantität. Das Personal der Firma zählt heute 113 Köpfe und besteht fast zur Hälfte aus Damen; nach den Zahlbegriffen des Buchhandels gemessen, die bekanntlich völlig andere wie bei graphischen Betrieben sind, handelt es sich also um eine ganz erhebliche Personenzahl. Zweigstellen hat die Firma in den Vereinigten Staaten und in Japan, ständige Vertreter in allen größeren Städten Deutschlands und Europas.

Mit der Gabe, den Nichtfachmann in unterhaltender Weise zu belehren, schrieb einst vor dem Kriege in seiner Charakteristik von Bayern und Sachsen — Jules Huret über das Lager der Firma: »In diesen Fächern, die zwölftausend Quadratmeter Bretter ausmachen, sind eine Million Abhandlungen, Broschüren aller Länder, vom sechzehnten Jahrhundert an, und etwa anderthalb Millionen Bücher enthalten. Was brauchen Sie? Hier sind Jahrgänge wissenschaftlicher Zeitschriften in deutscher, französischer, englischer, russischer, norwegischer, dänischer Sprache, die Programme der deutschen Schulen und Universitäten, die Sammlung der Schriften der *Royal Society of Sciences* vom achtzehnten Jahrhundert an . . . Die Sammlung der deutschen Parlamentsakten von 1866 an. Hier sind die Berichte der Pariser Akademie von 1827, . . . die französischen Annalen für Chemie und Physik von 1796 bis zum heutigen Tage . . . usw. usw.« Und so besteht das Imponierende des Betriebes durchweg in dem Tempo und in der Menge der Arbeit, die zu bewältigen ist. Die Zahl der Angebote ist groß und nicht wenige davon betreffen ganze Bibliotheken; denn die Antiquariatskataloge, die zumeist in einer Auflage von 8—10 000 erscheinen, haben den Namen Fock in der wissenschaftlichen Welt so geläufig gemacht, daß man beim Verkauf wissenschaftlicher Literatur mit zuerst an diese Firma denkt. Noch weit zahlreicher aber sind die Anfragen, die oft bis in unwahrscheinliche Einzelheiten gehen. So wird ziemlich oft, zumal aus dem Ausland, ohne jede Titelangabe, lediglich unter Beschreibung dessen, was ungefähr gewünscht wird, bestellt und manche Kuriosa laufen dabei unter. Grundsätzlich wird jedoch die äußerst zeitraubende Arbeit, die unter Umständen weit mehr Kosten verursacht wie geschäftlichen Nutzen bringt, um des Ganzen willen entgegenkommend erledigt. Wie groß die Kunden-

liste der Firma ist, verrät ein Blick in die Registratur, wo annähernd 160 000 Kundenkarten mit großer Genauigkeit auf dem Laufenden erhalten und auch auf ihren praktischen Wert hin ständig durchgearbeitet werden. Daneben aber wickeln sich die großen internationalen Geschäfte ab, zu denen oft der verkürzte Telegrammstil international gültiger Codes verwandt werden muß. Der gesamten gelehrten Welt ist die Telegrammadresse »Buchfock« wohlbekannt.

Die Firma wurde 1898, beim Rücktritt des Gründers, in eine G. m. b. H. umgewandelt. Chef wurde Dr.-Ing. E. h. Leo Jolowicz, der aus der bekannten Posener Buchhändlerfamilie stammt, neben ihm bis zu seinem Tode im Jahre 1926 Gustav Rothschild. Seit 1927 ist der langjährige Antiquariatsleiter Johannes Geest zweiter Geschäftsführer. Der Einfluß ihrer leitenden Tätigkeit ist im vorstehenden bereits geschildert; auch die Aufwärtsbewegung der Firma, die durch Krieg und Inflation nur zeitweilig unterbrochen wurde. Am Jubiläumstage kann die Firma mit Stolz auf das Erreichte zurückschauen und auf eine fortdauernde günstige Entwicklung hoffen.

DIESES BUCH WURDE IN EINER EINMALIGEN AUFLAGE VON 1500 STÜCK IN
DER BODONI-KORPUSSCHRIFT DURCH DIE
GROSSDRUCKEREI PAUL DÜNNHAUPT IN KÖTHEN GEDRUCKT
DRUCKANORDNUNG, EINBAND UND INNENTITEL VON HUGO STEINER-PRAG



3 9001 01819 3592



